

ISSN 1420-4355

t r a v e r s e

ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTE • REVUE D'HISTOIRE

Unter Grund

Eine vertikale Verflechtungsgeschichte

Sous le sol

Une histoire d'interdépendances verticales

2_2020

CHRONOS



Unterstützt durch die Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch

traverse erscheint dreimal pro Jahr.
Einzelpreis gedruckt: CHF 28 / EUR 24
Einzelpreis digital: CHF 20 / EUR 20
Jahresabonnement gedruckt plus digital: CHF 75 / EUR 60 (zuzüglich Auslandporto)
Jahresabonnement digital: CHF 50 / EUR 45
StudentInnen-Jahresabonnement (gegen Nachweis) gedruckt plus digital:
CHF 54 / EUR 50 (zuzüglich Auslandporto)
StudentInnen-Jahresabonnement (gegen Nachweis) digital: CHF 25 / EUR 20
Gönnernabonnement gedruckt und/oder digital: CHF 100
Nachdruck, Übersetzungen, Vervielfältigungen oder Speicherungen von Artikeln
mit elektronischen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

traverse paraît trois fois par an.
Prix du numéro papier: CHF 28 / EUR 24
Prix du numéro digital: CHF 20 / EUR 20
Abonnement annuel papier et digital: CHF 75 / EUR 60 (plus port pour l'étranger)
Abonnement annuel digital: CHF 50 / EUR 45
Abonnement annuel au tarif étudiant (avec photocopie de la carte) papier et digital:
CHF 54 / EUR 50 (plus port pour l'étranger)
Abonnement annuel au tarif étudiant (avec photocopie de la carte) digital: CHF 25 / EUR 20
Abonnement de soutien papier et/ou digital: CHF 100
Reproductions, traductions, tirages et enregistrements des articles avec
des médias électroniques interdits sauf accord écrit avec l'éditeur.

Umschlagbild: N2, Gotthardtunnel in Göschenen im Bau, 1971, ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Fotograf:
Vogt, Jules; Krebs, Hans, Com_M20-0131-0012-0001.

© 2020 Chronos Verlag, Zürich
ISSN 1420-4355
Print: ISBN 978-3-905315-80-6
E-Book (PDF): ISBN 978-3-0340-9504-4

Unter Grund

Eine vertikale Verflechtungsgeschichte

Sous le sol

Une histoire d'interdépendances verticales

Redaktion / Comité de rédaction

Tina Asmussen (Zürich)	Hannes Mangold (Bern)
Gianenrico Bernasconi (Neuchâtel)	Sonja Matter (Bern)
Karine Crousaz (Lausanne)	Malik Mazbouri (Lausanne)
Pierre Eichenberger (Lausanne)	Jan-Friedrich Missfelder (Zürich)
Alexandre Elsig (Lausanne)	Anja Rathmann-Lutz (Basel)
Marino Ferri (Luzern)	Hans-Ulrich Schiedt (Horgen)
Marc Gigase (Lausanne)	Sarah-Maria Schober (Zürich)
Matthieu Gillibert (Fribourg)	Yan Schubert (Genève)
Gisela Hürlimann (Zürich)	Isabelle Schürch (Bern)
Katja Hürlimann (Zürich)	Dorothe Zimmermann (Zürich)
Matthieu Leimgruber (Zürich)	

Verantwortlich für den Heftschwerpunkt

Responsables du dossier thématique

Tina Asmussen, Silvia Berger Ziauddin, Alexandre Elsig, Bianca Hoenig

Übersetzungen / Traduction

Alexandre Elsig

Anschrift / Adresse

Chronos Verlag, Eisengasse 9, CH-8008 Zürich, info@chronos-verlag.ch

Informationen

Artikel oder Projektskizzen senden Sie bitte an
hans-ulrich.schiedt@revue-traverse.ch

Renseignements

Les articles proposés à la revue doivent être envoyés à
malik.mazbouri@revue-traverse.ch

Buchbesprechungen / Comptes rendus

rezensionen@revue-traverse.ch / comptes_rendus@revue-traverse.ch

Hinweise zu Redaktion und Schreibformatvorlagen

Feuille de style et rédaction

www.revue-traverse.ch, info@revue-traverse.ch

Inhalt / Table des matières

Schwerpunkt / Dossier thématique

Unter Grund. Editorial	7
Sous le sol. Éditorial	17
<i>Tina Asmussen, Silvia Berger Ziauddin, Alexandre Elsig, Bianca Hoenig</i>	
Das Unsichtbare sichtbar machen. Die administrative Konstituierung von Raum im vormodernen sächsischen Bergbau	26
<i>Franziska Neumann</i>	
Résumé	36
Untergrund an der Oberfläche. Die geologische Kartierung der Schweiz, 1860–1887	37
<i>Felix Frey</i>	
Résumé	51
Strahlende Berge. Urner Opposition gegen ein Endlager für radioaktive Abfälle in den 1980er-Jahren	53
<i>Romed Aschwanden</i>	
Résumé	70
Wasser und Strom. Plädoyer für einen volumetrischen Urbanismus	71
<i>Jan Hansen</i>	
Résumé	82
Unter Druck. Wie die Rohrpost unter die Schweiz kam	83
<i>Rachele Delucchi</i>	
Résumé	97
Réduit impérial? Vertikale Geopoetik bei Leonhard Ragaz und Gonzague de Reynold	98
<i>Andreas Bäumlér</i>	
Résumé	110

In memoriam

Fein und exakt erzählte Geschichte(n). Ein Nachruf auf Rea Brändle
(1953–2019) 111

Hilke Thode-Arora

Vom rechten Gebrauch der Geschichte. Nachruf auf Guy Marchal 115

Thomas Maissen

Freier Artikel / L'article libre

«Roulez, tambours!», «Serrons les rangs!» Bürgerlicher Schulterchluss
über die sprachlich-kulturellen Gräben hinweg im Zeichen
von Entente-Sieg, Landesstreik und Revolutionsangst 1918 119

Andreas Thürer

Debatte / Débat

Faut-il brûler l'histoire des émotions? 148

Dolores Martín Moruno

Besprechungen / Comptes rendus

Literatur zum Thema / Comptes rendus thématiques 159

Allgemeine Buchbesprechungen / Comptes rendus généraux 169

Agenda

AutorInnen / Les auteurEs 179

Heftschwerpunkte / Dossiers thématiques 182

Unter Grund

Editorial

«It is a dark, a colorless, a tasteless, a perfumeless, as well as a shapeless world: the leaden landscape of perpetual winter.»¹ Mit diesen düsteren Worten beschreibt der Soziologe und Technikphilosoph Lewis Mumford das menschenfeindliche Terrain des Bergwerks. Während Felder, Wiesen, Wälder und Flüsse eine Umwelt des Lebendigen und Fruchtbaren repräsentierten, sei der Untergrund ein Ort des Unbelebten und Mechanischen. Nur mithilfe von künstlicher Beleuchtung, Belüftungs- und Hebemaschinen sei es dem Menschen möglich, in die Tiefen vorzudringen, um Bodenschätze an die Oberfläche zu holen. Mumfords Untergrund ist ein von Dunkelheit umschlossener Raum, der zwar Reichtümer birgt, aber auch Tod bringt. Bergarbeiter*innen lebten denn auch in ständiger Furcht und Gefahr. Bei Mumford avanciert das Bergwerk zur Metapher für eine vollständig technisierte Umwelt. Freilich steht dieser Raum niemals für sich allein, sondern ist durch horizontale Stollen und vertikale Schächte, die Belüftung und Transport von Personen und Materialien gewährleisten, mit der Oberfläche verbunden. Die Praktiken und Auswirkungen des Bergbaus bleiben deshalb auch nicht auf den subterranean Bereich beschränkt. Sie verändern Landschaften auch an der Erdoberfläche, haben Einfluss auf die Körper und die Lebenswelt der mit dem Bergbau verbundenen Arbeiter*innen und beeinflussen mit den abgebauten Rohstoffen Wirtschaftskreisläufe und Technik.

In Mumfords Charakterisierung des Bergwerks spiegelt sich eine Leitdifferenz des westlichen Denkens: «Unten» ist das Dunkle, das Böse, das Niedrige, das Wüste, Unheimliche und Bedrohliche; «oben» ist das Licht, das Gute, das Hohe, das Schöne, das Wahre, Geistige und Erhabene. Diese normative Differenz, die sich religiös als Dualismus Gott versus Teufel, Himmel versus Hölle artikuliert, durchdringt symbolische Ordnungen und dominante narrative Strukturen der westlichen Kultur.² Die Erzählungen der antiken Mythologie wie etwa der Gang von Orpheus oder Aeneas in die Unterwelt, die Ikonografie des Jüngsten Gerichts seit dem Mittelalter sowie die zahlreichen Visualisierungen der *Divina Commedia* von Dante Alighieri seit der Renaissance oder die naturalistischen Beschreibungen der entsetzlichen Arbeitsbedingungen unter Tage in Émile Zolas *Germinal* legen beredtes Zeugnis davon ab. Dabei kann die eine Sphäre nicht

ohne die andere existieren. Je deutlicher «oben» und «unten» voneinander geschieden erscheinen, desto notwendiger bedarf es des jeweiligen Gegenstücks, damit dieser Gegensatz überhaupt gedacht werden kann.

Dass «oben» und «unten» zwangsläufig zusammengehören, ist der Ausgangspunkt dieses Themenhefts. Die hier versammelten Beiträge erproben die Perspektive einer vertikalen Verflechtungsgeschichte zwischen den Sphären über und unter der Erdoberfläche. Inwiefern haben Projektionen von und Praktiken an der Oberfläche zum Verständnis und zur Handhabung des Untergrunds beigetragen? Was hat andererseits der Untergrund, seine materiellen Eigenschaften und das, was auf ihn projiziert wird, an der Oberfläche bewirkt? Und wo lassen sich Phänomene überhaupt nur dann verstehen, wenn ihnen in die «Höhe» und die «Tiefe» nachgegangen wird?

Der Untergrund weckt aktuell vielerlei Begehrlichkeiten. Manchen gilt er als letzte *frontier* und zentrale Ressource des 21. Jahrhunderts, die es für die eigenen Zwecke zu erforschen und nutzbar zu machen gilt.³ So soll der Untergrund unsere Zukunft nicht nur dank mineralischer Rohstoffe, Wasser und Energie sichern, sondern auch Raum für die Tiefenspeicherung von Abfall, für Transportprojekte, Forschungsinfrastrukturen und neue Sicherheits- und Datenräume bereitstellen. Aus Platzmangel in der Horizontalen sollen Städte nicht nur immer weiter in die Höhe, sondern auch planmässig in die Tiefe wachsen.⁴ Auch Verkehrsinfrastrukturen im Untergrund sorgen mit immer monumentaleren Bauprojekten für Aufsehen. 2016 avancierte etwa die Eröffnung des Gotthard-Basistunnels, des längsten Eisenbahntunnels der Welt, zum medienwirksam gefeierten Grossereignis. Allerdings wird auch die Kritik an der fortschreitenden Kommodifizierung des Untergrunds und der dort lagernden Ressourcen immer lauter, von der Besetzung des Hambacher Forstes 2018, um gegen den Kohleabbau zu demonstrieren, bis zu den transnationalen Protesten gegen das Fracking oder den Bergbauhandel, wie ihn in der Schweiz etwa der multinationale Konzern Glencore betreibt.⁵ Nicht zuletzt gewinnt der Untergrund innerhalb der Debatte um das «Anthropozän» als neues Erdzeitalter an Bedeutung. Diese neue Ära in der Geschichte unseres Planeten soll den inzwischen irreversiblen Spuren der menschlichen Existenz Rechnung tragen, die sich letztendlich auch in die Tiefenschichten des Planeten eingraben werden.⁶ Der Untergrund hat also derzeit Konjunktur in Öffentlichkeit, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der subterranean Sphäre ist freilich kein neues Phänomen, im Gegenteil. Volkskunde, Religionsgeschichte, Literatur und Kunstgeschichte haben sich mit dem Untergrund als Sitz von Geistern und Göttern oder des Jenseits beziehungsweise des Reichs der Toten intensiv auseinandergesetzt. Ganze wissenschaftliche Disziplinen – von der Archäologie bis zur Geologie – widmen sich dem Bereich unter der Erdoberfläche. Jedoch

begegnen viele dieser wissenschaftlichen Perspektiven und Disziplinen dem unterirdischen Raum als einem vergangenem, fremden, lebensfeindlichen oder exotischen Raum: als «Anderes», das sich dem Menschen entzieht und deshalb Eroberungs- und Beherrschungsfantasien anregen kann.⁷

In der Geografie und den Urban Studies wiederum blieb der Blick der Forschung lange Zeit auf die Horizontale beziehungsweise auf Raumkonfigurationen auf der Erdoberfläche konzentriert. Auch die globalhistorisch ausgerichteten Studien zu Zirkulation, Transfer oder Verflechtung sind mehrheitlich einer flächigen Konzeption von Raum verhaftet.⁸ Jüngst rücken allerdings auch die vertikale Raumachse und volumetrische Perspektiven in den Vordergrund. So haben Studien zu vertikal stratifizierten Metropolen,⁹ zu besetzten Gebieten und überwachten Lufträumen¹⁰ ebenso wie dem Fliessraum des Meeres¹¹ auf einen Wandel im Verständnis dieser Räumlichkeiten hingewiesen. In aktuellen geopolitischen Studien, die sich dem «vertical» oder «volumetric turn» verschrieben haben,¹² werden Räume und Territorien in dreidimensionalen Konfigurationen gedacht.¹³ Gebiete wie etwa die Westbank sind nach Ayel Weizman nur in ihrer ausgeprägten Dreidimensionalität zu erfassen, mit Luftraum, Drohnen, Hügelspitzen, Zäunen, Gelände, Tunnels und Grundgesteinen. Deutlich wird dabei, dass es eine ausgeprägte Reziprozität zwischen «oben» und «unten» gibt: Die Netzwerke, Infrastrukturen sowie die gebaute und physikalische Umwelt auf, ober- und unterhalb der Erdoberfläche sind aufeinander bezogen.¹⁴

Im Anschluss an diese Forschung steht bei unserer Beschäftigung mit dem Untergrund nicht die bloße Betrachtung dessen im Vordergrund, was sich unter der Erdoberfläche ereignete, oder die Frage, wie sich Menschen die unterirdische Sphäre vorstellten und deuteten. Ausgehend von der These, dass sich die Sphären unter und über Grund gegenseitig bedingen, stellen die hier versammelten Beiträge die diachrone und synchrone Vielfalt menschlicher Imaginationen und Nutzungen des Untergrunds als vertikale Verflechtungsgeschichte ins Zentrum. Die Aufsätze umfassen unterschiedliche Zeiten und untersuchen verschiedene Gegenstände mit je eigener Methodik. Sie erschliessen die Wechselwirkungen zwischen «oben» und «unten» zwischen dem 16. und 21. Jahrhundert in der Schweiz, Deutschland und den USA und wenden Instrumentarien der Umwelt-, Wirtschafts-, Wissens- und Infrastrukturgeschichte sowie literaturwissenschaftliche Methoden an. Durch ihre Analyse gesellschaftlicher Strukturen, Praktiken und Wahrnehmungen in und auf der Vertikalen leisten sie einen Beitrag zur Dezentrierung etablierter Narrative und Perspektiven. Die Aufsätze lassen sich schwerpunktmässig drei thematischen Bereichen zuordnen: 1. der Erschliessung und Visualisierung von Ressourcen/Bodenschätzen, 2. den städtischen Infrastrukturen sowie 3. dem Untergrund als Imaginations- und Identifikationsraum.

Erschliessung, Visualisierung und Nutzung von Ressourcen unter Grund

Der Untergrund birgt eine Vielzahl von Stoffen, die der Mensch als Bodenschätze wertschätzt und ausbeutet. Was als wertvolle Ressource gilt, bedarf der gesellschaftlichen Aushandlung und kann sich dementsprechend ändern. Gerade der Blick auf das durch verschiedene Studien prognostizierte postfossile Zeitalter macht dies deutlich, in dem die Menschheit ohne die Treibstoffe der industriellen Revolution – Kohle und Öl – wird auskommen müssen. Zugleich haben andere Rohstoffe wie etwa das zur Herstellung von Akkus für Elektrofahrzeuge benötigte Lithium Konjunktur. Auch die «Energiewende» bringt in ihrem Bestreben, die CO₂-Emissionen in die Atmosphäre zu reduzieren, grosse unterirdische Umwälzungen mit sich, insbesondere bei der Förderung seltener Erdvorkommen.¹⁵ Neben den Imaginationen, Begehrlichkeiten und Wertzuschreibungen, die Stoffe aus dem Untergrund auf sich ziehen, entstehen auch die materiellen Strukturen, die der Abbau von Bodenschätzen erfordert, aus dem Wechselspiel zwischen «oben» und «unten». Dass es lohnend ist, den Fokus genau auf solche Relationen zu richten, zeigen die in diesem Heft versammelten Fallstudien zum Bergbau in der Frühen Neuzeit, zu geologischen Kartierungsprojekten im 19. Jahrhundert und den Debatten um den Atommüll in den 1980er-Jahren.

Franziska Neumanns Artikel über die Praxis der Kodierung der unterirdischen Welt im Erzgebirge des 16. Jahrhunderts durch Karten adressiert Fragen der Macht und Kontrolle über die Ressourcen, in diesem Fall die Erdvorkommen. Der montanwirtschaftliche Raum wurde niemals nur über die naturräumlichen Bedingungen und geologischen Besonderheiten des unterirdischen Raums definiert, sondern, wie Neumann argumentiert, durch administrative Praktiken und mit ihnen verbundene Papiertechniken des Aufschreibens, Berechnens und Darstellens. Der physisch-materielle Raum war somit nur eine Dimension eines weit vielschichtigeren vertikalen Herrschafts-, Wirtschafts- und Rechtsraums.

Auch *Felix Freys* Beitrag zur Kartierung des geologischen Untergrunds in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts macht deutlich, dass keineswegs von einer klaren Trennlinie zwischen «oben» und «unten» ausgegangen werden darf. Um die 21 Blätter der 1894 fertiggestellten *Geologischen Karte der Schweiz* herzustellen, waren die Mitglieder der Geologischen Kommission massgeblich auf Oberflächenkarten (topografische Karten) und geognostische Wanderungen im Terrain angewiesen. Wie Frey eindrücklich zeigen kann, ermöglichte die Evidenz der Oberfläche zwar das Studium des Untergrunds, präfigurierte und begrenzte aber auch den Erkenntnisrahmen und die empirischen Grenzen des Unternehmens.

Historische wie auch zeitgenössische Diskussionen über Bodenschätze und die Nutzung von Ressourcen im Untergrund tangieren immer auch Fragen nach Eigentum und Souveränität. Im römischen Recht ist der Eigentümer einer oberirdischen Parzelle auch der Eigentümer des entsprechenden unterirdischen Teils, theoretisch bis zum Mittelpunkt der Erde. Diese Rechtsprechung nimmt jedoch Bodenschätze aus. Diese stellen ein Gemeingut dar, das eine nachhaltige Bewirtschaftung durch die Allgemeinheit verlangt. In der Schweiz reicht gemäss Zivilgesetzbuch das Grundeigentum nicht bis zum Erdmittelpunkt hinunter, sondern nur so weit, als der Grundeigentümer ein schutzwürdiges Interesse an der Ausübung seiner Nutzungsrechte hat.¹⁶ Was sich unterhalb des Grundeigentums befindet, gilt als «öffentlicher Untergrund» und dessen Nutzungsrechte bestimmen sich nach kantonalem öffentlichem Recht. Im Untergrund treffen also Privatrecht und öffentliches Recht aufeinander, wobei diese Grenze nicht fix ist, sondern sich abhängig von technischen Entwicklungen, von den gesetzlichen und raumplanerischen Rahmenbedingungen sowie von den Bedürfnissen des Grundeigentümers stetig verändert.¹⁷

Romed Aschwandens Artikel zeigt die Konflikte um die Nutzung des Untergrundes im Kanton Uri, wo ein Projekt zur Vergrabung nuklearer Abfälle in den 1980er-Jahren für erbitterte Kontroversen zwischen dem Staat und der Umweltbewegung sorgte. Die Bedürfnisse der nationalen Wirtschaft stimmten nicht mit denen der lokalen Gemeinschaften überein. Den Akteur*innen vor Ort gelang es, Wissen zu mobilisieren, welches das von der Nationalen Genossenschaft für die Lagerung nuklearer Abfälle (NAGRA) verkündete risikominimierende Wissen infrage stellte. Das Thema der Atommüllentsorgung in Tiefenlagern ist für den Kanton Uri inzwischen nicht mehr aktuell. Andere Gemeinden beschäftigt es allerdings weiterhin. Die Schweiz hat sich verpflichtet, auf ihrem Territorium die fast ewigen Abfälle (wir sprechen von 100 000 Jahren) zu entsorgen. Aschwandens Artikel regt somit an, über unterschiedliche Zeitlichkeiten zu reflektieren – etwa über die Lebensdauer von Uran und von Menschen – und die Quasiirreversibilität technischer und politischer Entscheidungen zu akzentuieren. Ähnlich wie die Debatten um das Anthropozän zwingt uns auch die Problematik des Atommülls, über das Verhältnis zwischen geologischer Zeit und menschlicher Geschichte nachzudenken.

Infrastrukturen und Stadtgeschichte

Spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wachsen die modernen Metropolen massiv nach unten. Mit einer Mischung aus Verzückung und Widerwillen registrierten Zeitgenoss*innen um 1900 das grosse Buddeln und Verlegen

von Leitungen, Kabeln und Röhren. So wurden in Paris oder London zu jener Zeit umfassende Infrastrukturen geschaffen oder ausgebaut, die bis heute den städtischen Alltag prägen, ja erst ermöglichen: Kanalisation, Wasserversorgung, U-Bahnen, Telefonleitungen, Eisenbahntunnels und Rohrpostsysteme. Immer mehr begann der Untergrund zur Lebensader der *networked city* der industriellen Ära zu werden. Heute sind Nutzungskonflikte im städtischen Kontext besonders akut, da der Untergrund von einer kaum mehr zu überblickenden Vielzahl von Infrastrukturen (Waren-, Energie- und Personenverkehr, Kommunikationswege usw.) durchdrungen ist, die eine koordinierte und nachhaltige Raumplanung erfordern.¹⁸

Jan Hansen nimmt in seinem Artikel die Infrastruktur einer überaus dynamischen und um 1900 rasant wachsenden Stadt in den Blick: Los Angeles. Auch wenn die kalifornische Metropole aus der Vogelperspektive als flächige Stadt par excellence erscheint, ist sie doch nicht denkbar ohne ihre vertikalen Infrastrukturen. Hansen belegt, dass sich die ungezügeltere Ausbreitung der Stadt in der Fläche auch auf den Untergrund auswirkte, und zwar durch den Bedarf an Wasser- und Energieinfrastrukturen für jede einzelne Wohnung. Beispielhaft für die Verflechtung von «oben» und «unten» rückt er in Anlehnung an den Ansatz eines «volumetrischen Urbanismus» den Hausanschluss in den Blick. Dieser markiert die physische Verbindung der Horizontalität der Stadtfläche mit dem Untergrund und unterstreicht aufgrund seiner Verschränkung von Nutzer*innen, Finanzströmen, Bodenrechten, Kodifizierungen und materiellen Artefakten den dreidimensionalen Netzwerkcharakter des urbanen Raumes.

Die Entwicklung der städtischen Infrastruktur steht auch im Mittelpunkt von *Rachele Delucchi*'s Analyse, die sich den Anfängen der Rohrpost in drei Schweizer Städten widmet. Die Rohrpost begreift sie als mehrfach grenzüberschreitende Infrastruktur des Alltags, die sich nicht nur des städtischen Untergrunds bediente, um oberirdische Dienstleistungen zu beschleunigen. Auch verband sie Innen- und Aussenräume und schloss die Lücke zwischen Fern- und Nahtransport. In diese Technologie wurde in Zürich, Lausanne und Genf grosse Hoffnungen gesetzt, um das allgemein steigende Verkehrs- und Nachrichtenaufkommen, aber auch ganz spezifische lokale Bedürfnisse dieser Städte schneller und effizienter zu bedienen. Wenn die Rohrpost in der Schweiz auch eine «Nischenangelegenheit» blieb, wie Delucchi schreibt, gelang es ihr doch immer wieder, Brüche und Engpässe in der Informationsinfrastruktur zu überbrücken.

Identitäten und Imaginationen

Vertikalität spielt nicht zuletzt auch mit Blick auf das kollektive Selbstverständnis und das Geschichtsbild eines Gebirgslandes wie der Schweiz eine zentrale Rolle. An wohl keinem Ort lässt sich die identitäts- und mentalitätsgeschichtliche Bedeutung der «dritten Dimension»¹⁹ für das Land so deutlich zeigen wie am Gotthard – und zwar sowohl mit Blick nach oben, auf Pass und hohe Gipfel, als auch nach unten, in das Innere des gewaltigen Gebirgsmassivs. Der Untergrund ist deshalb nie bloss als ein Raum natürlicher Ressourcen und monumentaler Infrastrukturen zu verstehen, sondern immer auch als Nährboden der Imagination.

Bereits im 16. Jahrhundert wurde der Gotthard als Festung, Grenzwall oder gar als irdisches Jerusalem gedeutet.²⁰ Im Zeitalter der Nationalstaaten verdichteten sich die Deutungen zu einem Mythos Gotthard. So wurde er im 19. Jahrhundert wahlweise als Herz der Schweiz, als hydrografisches Zentrum, Alpentransversale, Hort urschweizerischer und christlicher Werte oder als Locus der Beständigkeit und Sicherheit inthronisiert. Die gewaltigen, unterirdischen Militäranlagen als Teil des im Zweiten Weltkrieg gebauten «Reduits» unterstreichen die identitäts- und mentalitätsgeschichtliche Bedeutung des Gotthards als Symbol und Artefakt des Widerstands und der Wehrhaftigkeit der Schweiz.²¹

Der Beitrag von *Andreas Bäumler* belegt anhand der Analyse der Schriften von Leonard Ragaz und Gonzague de Reynold die symbolische Wirkmächtigkeit des Gotthardmassivs. Die beiden Intellektuellen entwickelten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts widersprüchliche literarische Vorstellungen vom Platz der Schweiz in der Welt und von ihrer Beziehung zu Alpeninnenräumen. Beide Autoren gehen davon aus, dass die geologischen Tiefenschichten eines Landes dessen «Seele» bestimmen würden, und zwar auf naturalistische Weise. Beim christlichen Sozialisten Ragaz freilich werden die Alpen als Quelle des Republikanismus und des Internationalismus installiert, während der reaktionäre Katholik de Reynold das Gotthardmassiv mit seinen geopoetischen Kerbungen zum Schauplatz eines in sich geschlossenen Imperiums erhebt, das mit einem Machtanspruch auf das ganze christliche Abendland verbunden war. Wie Bäumler differenziert darlegt, hatten die beiden Schriften ein unterschiedliches Schicksal: Während Ragaz' progressive Visionen für die Schweizer Öffentlichkeit zu radikal waren, materialisierte sich de Reynolds literarische Fiktion während des Zweiten Weltkriegs in der Reduitstrategie und fand Eingang in die Geistige Landesverteidigung.

Auch bei *Felix Freys* Beitrag wird sichtbar, dass das Projekt der geologischen Karte an nationalstaatliche Interessen und kollektive Wahrnehmungsmuster gekoppelt war, die letztlich für das Selbstverständnis der Schweiz essentiell sein sollten. So avancierte das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewon-

nene geologische Wissen zur wichtigen Ressource für den Bau des Gotthard-Eisenbahntunnels und half mit, Infrastrukturprojekte im nationalen Imaginationsraum zu verankern.²²

Was gewinnen wir mit einem Blick auf die zwangsläufige Interdependenz von «oben» und «unten»? Zum einen ermöglicht eine vertikale Verflechtungsgeschichte, wie wir anhand der drei Themenbereiche skizziert haben, etablierte Forschungsfelder wie etwa die Bergbau-, Stadt- und Geologiegeschichte zu erweitern und bereits bekannte Untersuchungsgegenstände neu zu justieren. Zum anderen erlaubt ein Blick auf die Verschränkung von «oben» und «unten», neue Zusammenhänge in Zeit und Raum zu schaffen. Das betrifft insbesondere die bereits angesprochene Reflexion über unterschiedliche Zeitlichkeiten: Bezieht man den Untergrund in die historischen Überlegungen mit ein, verbinden sich wie bei der Ausschachtung eines Bergwerks menschliche Zeitmassstäbe mit geologischen Zeitaltern. Auf der einen Seite steht der zeitliche Horizont von Finanzierung und Grabung, von Bergmannsgenerationen und Handelsketten, in denen die abgebauten Stoffe zirkulieren. Auf der anderen Seite impliziert der Vorstoss in die Tiefe auch das Durchdringen geologischer Schichten, die von einer ganz anderen Zeitskala, der Erdgeschichte, berichten und die durch menschliches Urteil wiederum in wertvolle Rohstoffe und ökonomisch wertlose Sedimente geschieden werden. Mit Blick auf räumliche Konfigurationen werden die gewohnten Distanzverhältnisse obsolet, die einer horizontalen Raumwahrnehmung und -deutung inhärent sind: Bereits wenige Dutzende Zentimeter unter den Strassen und Häusern beginnt der dunkle und schwer durchdringbare Unterbau der Städte. Die Sphäre unter Grund, in die der Mensch bisher vorgedrungen ist, beträgt einige Kilometer und entspräche übertragen auf die Horizontale nur dem Weg bis ins nächste Dorf. Bereits in geringer Distanz entzieht sich der Untergrund damit dem menschlichen Zugriff. Umso erhellender sind volumetrische Zugänge, die auf die Diskrepanzen der menschlichen Weltaneignung in der Horizontalen und der Vertikalen hinweisen.

Eine weitere Dimension, für die die Verbindung von «oben» und «unten» in historischer Betrachtung neue Perspektiven eröffnen kann, betrifft die Rückbindung, sozusagen die «Erdung», unserer zunehmend digitalen Gesellschaft. Zwar scheinen Informations- und Wirtschaftsflüsse immer stärker entgrenzt, je mehr sie sich von traditionellen materiellen Trägern entkoppeln und in vermeintlich rein virtuellen Räumen stattfinden. Doch auch unsere Gesellschaft ist im materiellen Untergrund verankert: Denn Datenübertragungen werden häufig angetrieben von fossiler Energie und Bodenschätzen, die im Untergrund gebunden liegen.²³ Serverfarmen werden in der Sicherheit und Kühle unterirdischer Stollen eingerichtet; im Gotthardmassiv werden sensible Daten und Kryptowährungen durch Beton und Alpengranit geschützt. Daten basieren somit auch im Zeitalter

digitaler, schwebender und scheinbar ortloser «clouds» auf einer materiellen Matrix,²⁴ die aufgrund ihrer oft unterirdischen Lokalisierung meist unsichtbar bleibt. Wie dieses *traverse*-Heft zeigt, vermag eine vertikale Verflechtungsgeschichte nicht nur für komplexe Interdependenzverhältnisse zu sensibilisieren, sondern auch herkömmliche Wahrnehmungsmuster zu dynamisieren, sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart.

Tina Asmussen, Silvia Berger Ziauddin, Alexandre Elsig, Bianca Hoenig

Anmerkungen

- 1 Lewis Mumford, *Technics and Civilization*, London 1934, 70.
- 2 Hartmut Böhme, «Topographien des «unüberschaubaren, seelischen Höhlensystems»», in Dagmar Kift, Eckhard Schinkel, Stefan Berger, Hanneliese Palm (Hg.), *Bergbaukulturen in interdisziplinärer Perspektive. Diskurse und Imagination*, Essen 2018, 187–198, hier 188; Rosalind Williams, *Notes on the Underground. An Essay on Technology, Society, and the Imagination*. New edition. Cambridge 2008 (1990). Jüngst zum «Oben» als Denkraum Susanne Schregel, Nicoletta Ascianto, Nina Engelhardt (Hg.), *Above – Degrees of Elevation* (Sonderausgabe von *Space and Culture*), online 5. 3. 2020, DOI: 1206331219896985.
- 3 Schweizerischer Nationalfonds (Hg.), *Wilder Westen im Untergrund? Ansturm auf neue Ressourcen* (Horizonte. Das Schweizer Forschungsmagazin 118), September 2018; Themenheft «Im Untergrund», *Hochparterre*, Januar 2019; Godofredo Pereira, «The Underground Frontier», *continent* 4/4 (2015), 4–11.
- 4 Silvia Berger Ziauddin, «Unten ist das neue Oben», *etü. HistorikerInnen-Zeitschrift*, Herbstsemester 2016, 12–15, hier 14.
- 5 Tamara Seger, Milos Milicevic, «One Global Movement, Many Local Voices. Discourse(s) of the Global Anti-Fracking Movement», in Liam Leonard, Sya Buryn Kedzior (Hg.), *Occupy the Earth. Global Environmental Movements*, Bingley 2014, 1–35; Déclaration de Berne, *Swiss Trading SA. La Suisse, le négoce et la malédiction des matières premières*, Lausanne 2011.
- 6 Will Steffen, Paul Crutzen, John McNeill, «The Anthropocene. Are Humans Now Overwhelming the Great Forces of Nature?», *Ambio* 36 (2007), 614–621. Zur Bedeutung des Anthropozänkonzepts für die Geschichtsschreibung Dipesh Chakrabarty, «The Climate of History. Four Theses», *Critical Inquiry* 35 (2009), 197–222; Christophe Bonneuil, Jean-Baptiste Fressoz, *L'événement Anthropocène. La Terre, l'histoire et nous*, Paris 2013.
- 7 Weiterführend zur Kritik an der Forschung zum Untergrund als Raum des «Anderen» Paul Dobraszczyk, Carlos López Galviz, Bradley L. Garrett (Hg.), *Global Undergrounds. Exploring Cities Within*, London 2016.
- 8 Zur Kritik an der planaren Perspektive innerhalb der Kolonialgeschichte siehe Heidi Scott, «Colonialism, Landscape and the Subterranean», *Geography Compass* 2/6 (2008), 1853–1869.
- 9 Steven Graham, *Vertical. The City from Satellites to Bunkers*, Brooklyn 2016; Steven Graham, Lucy Hewitt, «Getting off the ground: On the politics of urban verticality», *Progress in Human Geography* 37 (2013), 72–92.
- 10 Stuart Elden, «Secure the volume: Vertical geopolitics and the depth of power», *Political Geography* 34 (2013), 35–51; Peter Adey, *Aerial Life. Spaces, Mobilities, Affects*, Malden, MA 2010.
- 11 Vgl. «Wet matter», *Harvard Design Magazine* 49 (2014).
- 12 Der Begriff «vertical turn» wurde von Stephen Graham und Lucy Hewitt geprägt. Vgl. dies. (wie Anm. 9).

- 13 Bruce Braun, «Producing vertical territory. Geology and governmentality in late Victorian Canada», *Cultural Geographies* 7 (2010), 7–46; Rachael Squire, Klaus Dodds, «Introduction to the Special Issue: Subterranean Geopolitics», *Geopolitics* 25/1 (2020), 4–16.
- 14 Eyal Weizman, *Hollow Land. Israel's Architecture of Occupation*, London 2012.
- 15 Diese Prozesse bleiben bei der Entwicklung sogenannter grüner Energien noch wenig sichtbar. Soraya Boudia, «Quand une crise en cache une autre: la «crise des terres rares» entre géopolitique, finance et dégâts environnementaux», *Critique internationale* 85 (2019), 85–103.
- 16 Vgl. Leonie Dörig, «Wer darf den Untergrund nutzen?», Vortrag Ringvorlesung *Vertikal. Interdisziplinäre Perspektiven auf die Tiefen und Höhen der Schweiz*, Universität Bern, 23. 3. 2020.
- 17 Ebd.
- 18 Zu den aktuellen Debatten über die subterrane Raumplanung in der Schweiz vgl. Gabriela Neuhäus, «Platznot im Untergrund», *Hochparterre*, 20. 2. 2019, www.hochparterre.ch/nachrichten/planung-staedtebau/blog/post/detail/platznot-im-untergrund/1550690918 (17. 4. 2020).
- 19 Vgl. den Titel des Buches von Jon Mathieu, *Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit*, Basel 2011.
- 20 Guy P. Marchal, *Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität*, Basel 2006, bes. 463–473.
- 21 Boris Previšić (Hg.), *Gotthardfantasien. Eine Blütenlese aus Wissenschaft und Literatur*, Baden 2016.
- 22 Zur nationalen Identitätskonstruktion im Kontext des Baus des Gotthard-Eisenbahntunnels vgl. auch Judith Schueler, *Materialising Identity. The Co-Construction of the Gottard Railway and Swiss National Identity*, Amsterdam 2009.
- 23 Alexander Klose, Benjamin Steininger, «Im Bann der Fossilen Vernunft», *Merkur* 72/835 (2018), 5–16; Guillaume Carnino, Clément Marquet, «Les datacenters enfoncent le cloud. Enjeux politiques et impacts environnementaux d'internet», *Zilsel* 3 (2018), 19–62.
- 24 Vgl. auch Monika Dommann, Hannes Rickli, Max Stadler (Hg.), *Data Centers. Edges of a Wired Nation*, Zürich 2020.

Sous le sol

Éditorial

«C'est un monde sombre, incolore, sans goût, sans parfum et sans forme: le paysage de plomb d'un hiver perpétuel.»¹ Par ces mots graves, le sociologue et philosophe des techniques Lewis Mumford décrit le terrain hostile de la mine en 1934. Alors que les champs, les prairies, les forêts et les rivières représentent un environnement vivant et fertile, le sous-sol serait le lieu de l'inanimé et du machinal. Ce n'est qu'à l'aide de l'éclairage artificiel, d'appareils de ventilation et de monte-charges que l'être humain peut pénétrer dans les profondeurs pour faire remonter les ressources minérales à la surface. Le sous-sol de Mumford est un espace imprégné de ténèbres qui contient certes des richesses, mais qui apporte aussi la mort. Les mineurs ont ainsi constamment vécu dans la peur et le danger. Pour Mumford, la mine est une métaphore d'un environnement entièrement technicisé. Cet espace n'est jamais isolé, mais il est relié à la surface par des galeries horizontales et des puits verticaux qui assurent la ventilation et le transport des personnes et des matériaux. Les pratiques et les effets de l'exploitation minière ne sont donc pas limités à la zone située sous la surface, mais ils modifient également les paysages extérieurs, marquent les corps et le cadre de vie des communautés minières et influencent les cycles économiques et le développement technique par les matières premières extraites.

La caractérisation de la mine faite par Mumford reflète une dichotomie fondamentale de la pensée occidentale: l'«en bas» est le sombre, le mal, le désert, l'inquiétant et le menaçant; l'«en haut» est la lumière, le bon, le beau, le spirituel et le sublime. Articulée comme le dualisme du divin contre le diabolique ou du ciel contre l'enfer, cette différenciation normative imprègne de nombreuses hiérarchies et récits symboliques dominants de la culture occidentale.² En témoignent les mythes antiques, comme la descente d'Orphée ou d'Énée aux enfers, l'iconographie du Jugement dernier depuis le Moyen Âge, tout comme les visualisations de la *Divina Commedia* de Dante Alighieri depuis la Renaissance ou les descriptions naturalistes du travail des mineurs dans le *Germinal* d'Émile Zola. Pourtant, une sphère ne peut exister sans l'autre. Plus le «dessus» et le «dessous» semblent être clairement séparés l'un de l'autre, plus il est nécessaire de penser, en creux, ce qui les lie.

Ces liens seront au cœur de ce cahier thématique, dont les différentes contributions arpentent l'histoire des interdépendances verticales entre les espaces situés sous et sur la surface terrestre. Dans quelle mesure les représentations et les pratiques à la surface ont-elles contribué à la compréhension et à la transformation des «entrailles» de la Terre? Dans le sens inverse, quels sont les impacts du sous-sol, de ses propriétés matérielles et de ce qui est projeté sur lui sur la surface? Et quels sont les phénomènes qui ne peuvent être pleinement compris que s'ils sont pensés de haut en bas et de bas en haut?

Le sous-sol suscite actuellement un grand intérêt. Pour beaucoup, il est considéré comme la dernière frontière à explorer et une ressource centrale pour le XXI^e siècle.³ Le monde souterrain devrait non seulement assurer notre avenir grâce à ses réserves en matières premières minérales, en eau et en énergie, mais aussi fournir un espace pour le stockage des déchets en profondeur, les projets de transport, les infrastructures de recherche et les nouveaux serveurs de données. En raison d'un manque d'espace à la surface, les villes doivent non seulement continuer à s'élever mais aussi à s'approfondir.⁴ Les infrastructures de transport attirent également l'attention avec des projets de construction souterrains de plus en plus monumentaux. En 2016 par exemple, l'ouverture du tunnel de base du Gothard, le plus long tunnel ferroviaire du monde, a été un événement majeur célébré par les médias. Cependant, les critiques concernant la marchandisation progressive du sous-sol et de ses ressources se multiplient également, que l'on pense à l'occupation de la forêt de Hambach en Allemagne en 2018 pour manifester contre l'extraction du charbon ou aux protestations transnationales contre la fracturation hydraulique ou contre l'extraction et le négoce de matières premières, comme l'opère par exemple la multinationale Glencore depuis la Suisse.⁵ Enfin, le monde souterrain prend de plus en plus d'importance avec le débat sur la notion d'«anthropocène». Cette nouvelle ère géologique est censée prendre en compte les impacts désormais irréversibles de l'existence humaine sur les écosystèmes globaux, des impacts qui se retrouveront, *in fine*, dans les couches profondes de la planète.⁶ Ainsi, le monde souterrain a rarement eu une telle résonance dans le débat public, le monde politique, l'économie et la science.

L'étude scientifique du sous-sol n'est néanmoins pas un phénomène nouveau. Le folklore, l'histoire des religions, la littérature et l'histoire de l'art ont traité de manière intensive du sous-sol comme espace des esprits et des dieux, de l'au-delà ou du royaume des morts. Des disciplines scientifiques entières – de l'archéologie à la géologie – se consacrent à la zone située sous la surface de la Terre. Cependant, de nombreuses perspectives et disciplines scientifiques pensent l'espace souterrain comme une dimension du passé, étrangère, hostile ou exotique; comme un «ailleurs» qui échappe à l'humanité et inspire de ce fait des fantasmes de conquête et de domination.⁷

En géographie et dans les études urbaines également, les regards se sont longtemps concentrés sur l'horizontalité ou l'agencement de l'espace à la surface. Les études des phénomènes de circulation, de transfert et d'interdépendance en histoire globale ont aussi suivi, en majorité, une conception bidimensionnelle de l'espace.⁸ Dernièrement toutefois, les axes verticaux et les perspectives volumétriques ont pris de l'ampleur. Ainsi, des études de la stratification verticale des métropoles⁹ et du contrôle des territoires,¹⁰ de l'espace aérien¹¹ ou maritime¹² ont amené à un tournant dans la compréhension de ces zones.

Dans les dernières études géopolitiques qui se réclament du *vertical* ou *volume-tric turn*,¹³ les territoires sont pensés comme des configurations tridimensionnelles.¹⁴ Selon Ayel Weizman, des régions comme la Cisjordanie ne peuvent être saisies qu'à l'aide de cette perspective, avec leur espace aérien, leurs drones, leurs sommets de collines, leurs clôtures, leurs terrains, leurs tunnels et leur sous-sol. Il apparaît ainsi clairement qu'il existe une réciprocité prononcée entre le «haut» et le «bas»: les réseaux, les infrastructures et l'environnement bâti et physique à la surface, au-dessus d'elle et au-dessous d'elle sont interdépendants.¹⁵

Dans le prolongement de ces réflexions, notre approche du sous-sol ne consiste pas simplement à examiner ce qui s'est passé sous la surface de la Terre ou à voir comment les gens ont imaginé et interprété la sphère souterraine. Partant de la thèse selon laquelle les espaces souterrains et aériens sont interdépendants, les contributions rassemblées ici se concentrent sur une histoire croisée de la verticalité en présentant les imaginaires et les utilisations du sous-sol dans leur diversité diachronique et synchronique. Les articles explorent les interactions du «haut» et du «bas» entre le XVI^e et le XXI^e siècle en Suisse, en Allemagne et aux États-Unis en mobilisant des outils d'histoire environnementale et économique ainsi que d'histoire des savoirs, des infrastructures et de la littérature. Par leur éclairage des structures, des pratiques et des perceptions sociales de la verticalité, ils contribuent au décentrement des récits et des perspectives en vigueur, et cela dans trois champs thématiques en particulier: (1) celui de l'exploration et de la visualisation des ressources minérales, (2) celui des infrastructures urbaines et enfin (3) celui des imaginaires et des identités.

Exploration et visualisation des ressources souterraines

Le sous-sol contient un grand nombre de ressources minérales que les sociétés exploitent et valorisent. L'importance qui leur est attribuée varie cependant grandement dans le temps. Prédite par de nombreuses études, l'ère post-fossile illustre ce phénomène de négociation sociale: pour se passer du charbon et du pétrole, les deux combustibles de la révolution industrielle, les sociétés se tournent

vers d'autres matières premières, comme le lithium nécessaire à la production de batteries pour les véhicules électriques. Dans sa volonté de diminuer les rejets atmosphériques de CO₂, la «transition» énergétique provoque ainsi de grands bouleversements souterrains, notamment par l'exploitation des terres rares.¹⁶ Outre les imaginaires, les désirs et les significations que les éléments du sous-sol charient avec eux, les structures matérielles nécessaires à l'extraction des ressources minérales découlent également de l'interaction entre le «dessus» et le «dessous». Les études de cas concernant l'exploitation minière à l'époque moderne, les projets de cartographie géologique au XIX^e siècle et les débats sur les déchets nucléaires dans les années 1980 montrent qu'il vaut la peine de se concentrer précisément sur ces relations.

L'article de *Franziska Neumann* porte sur la pratique du codage du sous-sol des Monts métallifères par les cartes au XVI^e siècle et pose la question du pouvoir et du contrôle des ressources, ici des minerais. L'espace minier ne s'est jamais défini uniquement par le biais de ses conditions naturelles et de ses particularités géologiques. Comme Neumann l'argumente, il a aussi été constitué par des pratiques administratives et les techniques de rédaction, de calcul et de représentation qui y étaient liées. Les composantes naturelles n'étaient donc qu'une dimension d'un espace vertical plus complexe de pouvoir, de production économique et de droit.

Présentant la cartographie géologique de la Suisse dans la seconde moitié du XIX^e siècle, la contribution de *Felix Frey* souligne également que la ligne de démarcation entre le «haut» et le «bas» ne peut jamais être clairement définie. Pour produire les 21 feuillets de la *Carte géologique de la Suisse* en 1894, les membres de la Commission géologique étaient fortement dépendants des cartes de surface topographiques et de leurs déplacements géognostiques sur le terrain. Si les preuves de surface ont certes permis l'étude du sous-sol, celles-ci ont dans le même temps conditionné et limité le cadre épistémologique et les conditions empiriques de l'entreprise, comme Frey le démontre de manière convaincante.

Les débats passés mais aussi contemporains concernant les ressources minérales et leur utilisation tournent communément autour des questions de propriété et de souveraineté. Dans le droit romain, le propriétaire d'une parcelle en surface la possède également sous celle-ci, théoriquement jusqu'au milieu de la Terre. Cette juridiction exclut toutefois les ressources minérales. Celles-ci forment un bien commun qui demande une gestion durable et collective. Dans le Code civil suisse, la propriété foncière ne va pas jusqu'au centre de la Terre, mais elle s'étend sous le sol dans la mesure où un propriétaire a un intérêt digne de protection dans l'exercice de ses droits d'usage. Ce qui se trouve sous le domaine foncier reste considéré comme un territoire public dont les droits d'utilisation sont régis par les législations cantonales.¹⁷ Dans le monde souterrain, le droit privé se

heurte donc au droit public et l'ascendance de l'un sur l'autre se définit en fonction des développements techniques, du cadre juridique et de l'aménagement du territoire ainsi que des besoins des propriétaires fonciers.¹⁸

L'article de *Romed Aschwanden* illustre ainsi les conflits d'usage du sous-sol qui surgissent dans le canton d'Uri dans les années 1980, au moment où un projet d'enfouissement de déchets nucléaires provoque de vives controverses entre la Confédération et le mouvement écologiste. Les besoins de l'économie nationale ne correspondent pas à ceux des communautés locales, et les militantes et les militants uranais parviennent à mobiliser des savoirs qui remettent en question ceux produits par la Nagra, la Société coopérative nationale pour le stockage des déchets radioactifs, qui minimisaient les risques. Si la question du dépôt des déchets nucléaires en couches géologiques profondes ne se pose plus dans le canton d'Uri, elle reste d'actualité pour d'autres régions. La Suisse s'est engagée à éliminer sur son sol ces déchets «éternels», la radioactivité pouvant se conserver des centaines de milliers d'années. La contribution d'Aschwanden invite ainsi à réfléchir aux différentes temporalités qu'il est nécessaire de croiser lorsque l'on évoque la durée de vie de l'uranium ou celle d'un être humain, ce qui permet aussi de mettre en lumière la quasi-irréversibilité de certains choix techniques et politiques. Comme pour la notion d'anthropocène, les déchets nucléaires nous obligent à penser cette jonction entre temps géologique et histoire humaine.

Infrastructures et histoire urbaine

Vers la fin du XIX^e siècle, les métropoles modernes ont connu une croissance souterraine massive. Avec un mélange de ravissement et de réticence, les citadines et les citoyens ont assisté alors au creusement et à la pose de tuyaux, de câbles ou de canalisations. À Paris ou à Londres par exemple, d'imposantes infrastructures ont alors été développées et caractérisent encore aujourd'hui la vie quotidienne de ces villes: égouts, adduction d'eau, métros et voies ferrées, lignes téléphoniques ou systèmes de tubes pneumatiques. De plus en plus, le sous-sol est devenu l'artère vitale de la *networked city* de l'ère industrielle. Aujourd'hui, les conflits d'usage sont particulièrement aigus dans ce contexte urbain, car le monde souterrain se compose d'une multitude d'infrastructures (trafic de marchandises, d'énergie et de passagers, moyens de communication, etc.) qui nécessitent un aménagement du territoire coordonné et durable.¹⁹

Dans son article, *Jan Hansen* se penche sur l'infrastructure de Los Angeles, une ville extrêmement dynamique et en pleine croissance vers 1900. Même si la métropole californienne apparaît, à vol d'oiseau, comme la ville plane par excellence, elle ne peut être pensée sans ses infrastructures verticales. Hansen dé-

montre que l'expansion débridée de la ville en surface a également eu un impact souterrain par le besoin d'infrastructures hydrauliques et électriques pour chaque habitation individuelle. Développant le concept d'«urbanisme volumétrique», l'auteur s'intéresse aux raccordements des maisons aux différents réseaux pour illustrer l'interdépendance entre le «dessus» et le «dessous». Ces raccordements marquent le lien physique entre l'horizontalité de la ville et son sous-sol. L'imbrication entre utilisateurs, flux financiers, droits fonciers, codifications et artefacts matériels souligne le caractère tridimensionnel de ce réseau urbain.

Le développement de l'infrastructure citadine se trouve également au cœur de l'analyse de *Rachele Delucchi*, qui s'intéresse aux débuts de la poste pneumatique dans trois villes suisses. Ce système de communication est compris comme une infrastructure du quotidien aux usages multiples: la poste pneumatique se sert du monde souterrain pour accélérer les services en surface, mais elle permet également de relier les espaces intérieurs et extérieurs et de combler le fossé entre les transports à distance et ceux de proximité. À Zurich, Lausanne ou Genève, de grands espoirs ont été placés dans cette technologie pour servir plus rapidement et efficacement le volume croissant des échanges et des communications, mais aussi pour répondre aux besoins locaux très spécifiques de ces villes. Bien que la transmission du courrier par tube pneumatique soit restée une «activité de niche» en Suisse, comme l'écrit Delucchi, elle a pu à maintes reprises combler les failles et les engorgements de l'infrastructure de communication.

Identités et imaginaires

La verticalité joue un rôle central dans l'identité collective et les représentations historiques d'un pays de montagne comme la Suisse. Il n'y a probablement aucun autre endroit où l'importance culturelle de cette «troisième dimension»²⁰ peut être démontrée aussi clairement qu'au Gothard – autant avec un regard vers le haut, sur le col et les hauts sommets, que vers le bas, à l'intérieur de l'imposant massif montagneux. Le sous-sol ne doit donc pas seulement être compris comme une simple réserve de ressources naturelles ou le lieu d'infrastructures monumentales, mais aussi comme un creuset pour les imaginaires. Dès le XVI^e siècle, le Gothard a été interprété comme une forteresse, un mur frontalier ou même comme la Jérusalem terrestre.²¹ Puis le mythe du Gothard s'est cristallisé à l'heure des États-nations. Au XIX^e siècle, le lieu devient tout à la fois le cœur de la Suisse, son centre hydrographique, une transversale ferroviaire alpine, le bastion des valeurs traditionnelles et chrétiennes du pays ou encore un espace protecteur et stable. Pendant la Seconde Guerre mondiale, les installations mili-

taires imposantes du «Réduit» soulignent l'importance culturelle du Gothard en tant que symbole de la volonté de résistance et de défense de la Suisse.²²

En analysant les écrits de Leonhard Ragaz et de Gonzague de Reynold, la contribution d'*Andreas Bäuml*er montre bien la charge symbolique et identitaire qui est attribuée au massif. Dans la première moitié du XX^e siècle, Ragaz et de Reynold proposent une conception littéraire opposée de la place de la Suisse dans le monde et de sa relation avec l'univers souterrain alpin. Les deux intellectuels partagent certes l'idée que les profondeurs géologiques d'un pays déterminent son «âme», de manière naturaliste. Mais pour le socialiste chrétien Ragaz, les Alpes représentent la source du républicanisme et de l'internationalisme, alors que le catholique et réactionnaire de Reynold considère les entailles «géopoétiques» du massif du Gothard comme le lieu d'un empire autosuffisant, qui revendique son pouvoir sur l'Occident chrétien. Comme l'explique Bäuml^{er}, les deux écrits connaissent des destins opposés: alors que les visions progressistes de Ragaz se retrouvent isolées, la fiction littéraire de Reynold s'inscrit dans la défense spirituelle et se matérialise dans la stratégie du «Réduit».

La contribution de *Felix Frey* montre aussi que le projet de carte géologique de la Suisse était lié à des représentations et des intérêts qui étaient centraux pour la constitution de l'identité nationale. Ainsi, les connaissances géologiques acquises dans la seconde moitié du XIX^e siècle sont devenues une ressource importante pour la construction du tunnel ferroviaire du Gothard et ont contribué à ancrer les projets d'infrastructure dans l'imaginaire national.

En conclusion, qu'apporte la prise en compte de l'interaction entre le «dessus» et le «dessous»? D'une part, comme l'ont esquissée les trois thématiques que nous venons de discuter, cette histoire d'interdépendances verticales permet d'élargir des domaines de recherche établis tels que l'histoire des mines, l'histoire urbaine et la géologie et d'examiner à nouveaux frais certains objets déjà connus. D'autre part, une vision de l'imbrication du «haut» et du «bas» produit de nouvelles connexions dans le temps et dans l'espace. Cela s'applique à la réflexion déjà ébauchée sur les différentes temporalités: inclure le sous-sol dans les réflexions historiques permet de combiner les échelles humaines de temps avec les âges géologiques. Par exemple, dans le cadre de l'exploitation d'une mine, l'horizon temporel se situe à la fois du côté du financement et de la réalisation de l'excavation, des générations de mineurs et des chaînes commerciales dans lesquelles circulent les matériaux extraits, mais cet horizon se trouve aussi dans l'histoire de la Terre et des strates géologiques qui sont «découvertes» par l'avancée souterraine des mineurs et dont les éléments sont séparés, par le jugement humain, entre matières premières précieuses et sédiments sans valeur économique.

En ce qui concerne les configurations spatiales, les relations de distance habituelles, qui relèvent d'une perception horizontale de l'espace, deviennent obso-

lètes: le soubassement obscur et difficilement accessible des villes commence déjà à quelques dizaines de centimètres sous les pavés et les bâtiments. La sphère souterraine dans laquelle l'humain a pénétré jusqu'à présent est longue de quelques kilomètres. Or, transférée à l'horizontale, cette distance ne correspond qu'au chemin menant au prochain village... Même à une courte distance en dessous de nous, le sous-sol reste donc largement hors de portée. Les approches volumétriques sont alors d'autant plus éclairantes qu'elles mettent en évidence le décalage existant entre une appropriation verticale ou horizontale du monde. Une autre dimension pour laquelle les liens entre le «dessus» et le «dessous» peuvent révéler des connexions inhabituelles concerne l'ancrage physique de la société numérique. Certes, les flux d'informations et économiques semblent d'autant plus illimités qu'ils sont déliés des vecteurs matériels traditionnels et se déroulent apparemment de façon virtuelle. Néanmoins, cette nouvelle économie reste fortement subordonnée aux ressources du sous-sol, avec des transmissions de données qui dépendent grandement d'énergies fossiles et de matières premières souterraines.²³ En outre, des centres de données sont installés dans la sécurité et la fraîcheur des galeries souterraines. Le béton et le granit du massif du Gothard protègent par exemple *data* et monnaies cryptées. Même à l'heure de la «dématérialisation» et de l'information en «nuage», les données se fondent sur une matrice physique localisée dans le sous-sol, qui reste généralement invisible.²⁴

Comme ce cahier le souligne, une perspective verticale sensibilise non seulement notre regard à ces enjeux complexes d'interdépendance mais dynamise aussi nos modes de perception conventionnels, aussi bien hier qu'aujourd'hui.

Tina Asmussen, Silvia Berger Ziauddin, Alexandre Elsig et Bianca Hoenig

Notes

- 1 Lewis Mumford, *Technics and Civilization*, Londres 1934, 70 (notre traduction).
- 2 Hartmut Böhme, «Topographien des ›unüberschaubaren, seelischen Höhlensystems‹», in Dagmar Kift, Eckhard Schinkel, Stefan Berger, Hanneliese Palm (éd.), *Bergbaukulturen in interdisziplinärer Perspektive. Diskurse und Imagination*, Essen 2018, 187–198, ici 188; Rosalind Williams, *Notes on the Underground. An Essay on Technology, Society, and the Imagination*. Nouvelle édition. Cambridge 2008 (1990). Voir aussi le cahier spécial édité par Susanne Schregel, Nicoletta Ascianto et Nina Engelhardt, «Above – Degrees of Elevation», *Space and Culture*, mars 2020.
- 3 «Far West sous la Suisse», *Horizons. Le magazine suisse de la recherche scientifique*, 118 (septembre 2018); Cahier thématique «Im Untergrund», *Hochparterre*, janvier 2019; Godofredo Pereira, «The Underground Frontier», *continent* 4 (2015), 4–11.
- 4 Silvia Berger Ziauddin, «Unten ist das neue Oben», *etü. HistorikerInnen-Zeitschrift*, semestre d'automne 2016, 12–15, ici 14.

- 5 Tamara Seger, Milos Milicevic, «One Global Movement, Many Local Voices. Discourse(s) of the Global Anti-Fracking Movement», in Liam Leonard, Sya Buryn Kedzior (éd.), *Occupy the Earth. Global Environmental Movements*, Bingley 2014, 1–35; Déclaration de Berne, *Swiss Trading SA. La Suisse, le négoce et la malédiction des matières premières*, Lausanne 2012.
- 6 Will Steffen, Paul J. Crutzen, John R. McNeill, «The Anthropocene. Are Humans Now Overwhelming the Great Forces of Nature?», *Ambio* 36 (2007), 614–621. Sur l'importance du concept d'anthropocène pour l'écriture de l'histoire voir: Dipesh Chakrabarty, «The Climate of History. Four Theses», *Critical Inquiry* 35 (2009), 197–222; Christophe Bonneuil, Jean-Baptiste Fressoz, *L'événement Anthropocène. La Terre, l'histoire et nous*, Paris 2013.
- 7 Voir Paul Dobraszczyk, Carlos López Galviz, Bradley L. Garrett (éd.), *Global Undergrounds. Exploring Cities Within*, Londres 2016.
- 8 Pour une critique d'une perspective «plane» en histoire coloniale, voir Heidi Scott, «Colonialism, Landscape and the Subterranean», *Geography Compass* 2/6 (2008), 1853–1869.
- 9 Steven Graham, *Vertical. The City from Satellites to Bunkers*, Brooklyn 2016; Steven Graham, Lucy Hewitt, «Getting off the Ground. On the Politics of Urban Verticality», *Progress in Human Geography*, 37 (2012), 72–92.
- 10 Stuart Elden, «Secure the Volume. Vertical Geopolitics and the Depth of Power», *Political Geography* 34 (2013), 35–51.
- 11 Peter Adey, *Aerial Life. Spaces, Mobilities, Affects*, Malden, MA 2010.
- 12 «Wet matter», *Harvard Design Magazine* 39 (2014).
- 13 Le concept de *vertical turn* a été développé par Stephen Graham et Lucy Hewitt (voir note 9).
- 14 Bruce Braun, «Producing Vertical Territory. Geology and Governmentality in Late Victorian Canada», *Cultural Geographies* 7 (2010), 7–46; Rachael Squire, Klaus Dodds «Introduction to the Special Issue: Subterranean Geopolitics», *Geopolitics* 25/1 (2020), 4–16.
- 15 Eyal Weizman, *Hollow Land. Israel's Architecture of Occupation*, Londres 2012.
- 16 Ces processus restent peu visibles dans la mise en valeur des énergies dites «vertes». Soraya Boudia, «Quand une crise en cache une autre. La «crise des terres rares» entre géopolitique, finance et dégâts environnementaux», *Critique internationale* 85 (2019), 85–103.
- 17 Voir Leonie Dörig, «Wer darf den Untergrund nutzen?», manuscrit inédit dans le cadre de la série de conférence *Vertikal. Interdisziplinäre Perspektiven auf die Tiefen und Höhen der Schweiz*, Université de Berne, 23. 3. 2020.
- 18 *Idem.*
- 19 Sur les débats actuels concernant l'aménagement du sous-sol en Suisse, voir Gabriela Neuhaus, «Platznot im Untergrund» *Hochparterre*, www.hochparterre.ch/nachrichten/planung-staedtebau/blog/post/detail/platznot-im-untergrund/1550690918 (20. 2. 2019).
- 20 Pour reprendre le titre du livre de Jon Mathieu, *Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit*, Bâle 2011.
- 21 Guy P. Marchal, *Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität*, Bâle 2006, 463–473.
- 22 Boris Previšić (éd.), *Gothardfantasien. Eine Blütenlese aus Wissenschaft und Literatur*, Baden 2016.
- 23 Alexander Klose, Benjamin Steininger, «Im Bann der Fossilen Vernunft», *Merkur* 72/835 (2018), 5–16; Guillaume Carnino, Clément Marquet, «Les datacenters enfoncent le cloud. Enjeux politiques et impacts environnementaux d'internet», *Zilsel* 3 (2018), 19–62.
- 24 Voir Monika Dommann, Hannes Rickli, Max Stadler (éd.), *Data Centers. Edges of a Wired Nation*, Zurich 2020.

Das Unsichtbare sichtbar machen

Die administrative Konstituierung von Raum im vormodernen sächsischen Bergbau

Franziska Neumann

Für Thietmar von Merseburg war die Region zwischen Sachsen und Böhmen, das heutige Erzgebirge, ein dunkler Ort. Er beschrieb die Region im 11. Jahrhundert als mythischen Ur- und Grenzwald, als «Miriquidi Silva», zu Deutsch: Dusterwald.¹ Diese finstere Vorstellung wich im Laufe des Spätmittelalters einer eher relationalen Wahrnehmung in Bezug auf das benachbarte Böhmen beziehungsweise die naturräumliche Eigenschaft als Gebirge. Die Region wurde nun als «Böhmerwald», «böhmische Wälder» oder schlicht «Gebirge» bezeichnet.² Erst im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts taucht die bis heute gängige Bezeichnung «Erzgebirge» auf.³ Der terminologische Umschwung kam nicht von ungefähr, sondern war eine direkte Folge der intensivierten bergbaulichen Aktivitäten in der Region seit den 1470er-Jahren, dem «zweiten Bergeschrey».⁴ Der Aufschwung des Montanwesens führte auch zu einer veränderten Wahrnehmung: Nicht mehr die sinnlich erfahrbare oberirdische Gestalt der Region, das Gebirge, der Wald, die Nähe zu Böhmen, sondern die verborgenen unterirdischen Lagerstätten und Ressourcen wurden zum zentralen Referenzpunkt der Beschreibung des Raums. Geologisch gesehen machen die Lagerstätten zwar nur einen Bruchteil der Landschaft aus, aber sie prägen bis in die heutige Zeit die Wahrnehmung und Bedeutung der Region als Montanregion.⁵

Raum, das zeigt sich bereits an dieser ersten terminologischen Sondierung, kann nicht oder besser: nicht nur über seine physisch-materielle Dimension erschlossen werden, sondern ist ebenso an Wahrnehmungen, Sinnzuschreibungen und Ordnungsleistungen gebunden.⁶ Für die Raumsoziologin Martina Löw ist Raum eine «relationale (An)Ordnung von Menschen und Gütern».⁷ Räume entstehen nach Löw durch die Platzierung von «sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen».⁸

Die Wahrnehmung von Räumen ist aus dieser Perspektive keine nachgeschaltete Kategorie, sondern elementarer Bestandteil ihrer Konstituierung. Über die Vorstellung eines Containerraums hinausgehend, werden Räume so zu einem dynamischen Produkt des Handelns, Kommunizierens und Deutens und damit historisch variable und zugleich untersuchbare Gegenstände.

Vor diesem Hintergrund möchte ich fragen, wie das Erzgebirge als montanwirtschaftlicher Raum im 16. Jahrhundert entstand, also eben jenem Zeitraum, in dem aus dem «Gebirge» das «Erzgebirge» wurde. Ich gehe davon aus, dass der montanwirtschaftliche Raum sich nicht allein über die naturräumlichen Bedingungen und geologischen Besonderheiten des unterirdischen Raums definierte, sondern, so die These dieses Aufsatzes, durch administrative Praktiken hervorgebracht wurde. Die Bergverwaltung nutzte ein breites Set an Medien und Praktiken, das aus aufeinander bezogenen unterirdischen Raumanewinnungs- und Ordnungspraktiken sowie aus oberirdischen abstrahierenden administrativen Papiertechniken bestand. Auf diese Weise wurde ein vertikaler Zusammenhang zwischen dem situativ sinnlich erfahrbaren unterirdischen Raum und der umfassenderen, aber abstrakten Konzeption des bergrechtlich definierten Bergreviers geschaffen. Mit Vertikalität ist hier im Wesentlichen ein ganz einfacher Zusammenhang gemeint: Es gibt ein «Oben», in dem die Verwaltung agiert. Ihr Interesse richtet sich aber auf ein unsichtbares und weithin virtuelles «Unten». Umso interessanter ist es, danach zu fragen, wie Raum unter den Bedingungen des vormodernen Bergbaus als vertikaler Herrschafts- und Wirtschaftsraum her- und dargestellt wurde.

Die Ordnung des Unterirdischen: Das Grubenfeld

Die sächsische Bergverwaltung stand im 16. Jahrhundert vor einem gewissen Dilemma. Man könnte pointiert formulieren, dass der vormoderne Bergbau sich in hohem Masse in einem virtuellen Raum abspielte: Die Ausdehnung eines Reviers, die Verteilung der Lagerstätten, Gruben und Gänge waren nicht sinnlich erfahrbare. Wenn überhaupt, dann erschloss sich der Raum dem Einzelnen durch Befahrungen ausschnitthaft und situativ. Die Bergverwaltung verwaltete also grösstenteils einen nicht sichtbaren, nur sehr begrenzt erfahrbaren Raum. Dabei ging sie unterschiedliche Wege, um mit diesem Grundproblem umzugehen. Besonders gut sichtbar wird dies bei der administrativen Ordnung des unterirdischen Raums in Form von Grubenfeldern. Am Beginn einer jeden bergbaulichen Tätigkeit stand die Verleihung der sogenannten Fundgrube. Als Fundgrube wurde das Grubenfeld bezeichnet, welches als erstes auf einer neuentdeckten Lagerstätte verliehen wurde.⁹ Die Verleihung der Fundgrube an den sogenannten Fundgrübler wurde vor Ort durch das Einwerfen von Kübel und Seil unter Zeugen und in Gegenwart des Bergmeisters performativ ausgeführt. Dadurch wurde symbolisiert, dass der Schurf nun so tief war, dass der Bergunternehmer das Gestein nicht mehr mit der Hand herausholen konnte, sondern die Haspel benötigte. Zugleich stellte der Rechtsakt eine sinnlich wahrnehmbare Verbindung zwischen dem Unterirdischen und dem Oberirdischen her und markierte den so definier-

ten Raum als bauwürdig. Allein das Einwerfen von Kübel und Seil reichte aber nicht aus, um ein Grubenfeld zu definieren. Vielmehr fand die unterirdische Markierung ihr Pendant in dem oberirdischen Einschreiben des Verleihaktes in das Bergbuch.¹⁰ Erst in der Kombination beider Akte, dem des Einwerfens unter Zeugen und dem des Einschreibens, wurde der Rechtsakt der Verleihung des Grubenfeldes vollzogen. In beiden Fällen war die Bergverwaltung die zentrale raumdefinierende Instanz.

Markieren und Abstrahieren waren keine zeitlich aufeinander folgenden Schritte, sondern in der Praxis zirkulär aufeinander bezogen. Dies zeigt sich auch bei der Definition der Lage einzelner Grubenfelder. Im Erzgebirge war die ursprüngliche Fundgrube üblicherweise sieben Lachter breit und 60 Lachter lang. Ein Lachter ist ein bergbauliches Längenmass und entspricht einer Länge von ungefähr zwei Metern. Wurde die ursprüngliche Fundgrube erweitert, üblicherweise um sieben Lachter (14 m) Breite und 40 Lachter (80 m) Länge, so bezeichnete man diese neu geschaffenen Grubenfelder als Maassen (zeitgenössisch auch Mass, Mas oder Maas).¹¹ Je nach Gangrichtung wurden die Maassen als obere oder untere Maass bezeichnet. In den Quellen auftauchende Bezeichnungen wie etwa «7. Mas nach dem Turmhof», «4.5.6. Mas nach der obersilberschnur» oder «ander mas nach wildenmann» sind also einfach zu dechiffrierende Erweiterungen ursprünglicher Fundgruben und gaben durch ihre Namen bereits konkrete Angaben zu ihrer Lage. Die potenzielle Vielgestaltigkeit des physischen Raums wurde hier in eine standardisierte und zugleich abstrahierende Verwaltungssprache übertragen und damit auf dem Papier beherrschbar gemacht.

Die abstrakten Lagebezeichnungen wurden ihrerseits wiederum begleitet durch sinnlich erfahrbare Markierungen im Raum. So wurde die Ausdehnung des Grubenfeldes unter und über Tage durch Grenzsteine, die unterirdischen Stufen beziehungsweise die oberirdischen Lochsteine symbolisch dargestellt.¹² Wie überlieferte unterirdische Markierungsstufen zeigen, waren diese im 16. Jahrhundert relativ schlicht gehalten. Durch den Bergmeister oder Markscheider wurde ein einfaches Kreuz oder einfache Zeichen in das Gestein des Ganges geschlagen.¹³ Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts setzten sich komplexere Markierungen durch, die neben den Initialen des Bergmeisters auch Datierungen oder elaborierte Zeichen abbilden konnten.¹⁴ Durch Grenzsteine wurde der verborgene unterirdische Verlauf eines Grubenfeldes symbolisch markiert. Zugleich wurden damit konkurrierende Besitzansprüche zumindest in der Theorie eindeutig geregelt. Durch die enge Verknüpfung von physischer Markierung von Grubenverläufen in Form von Markierungssteinen und einer standardisierten Verwaltungssprache wurde aus dem unterirdischen Raum ein vertikaler administrativer Raum, der an die normativen Vorgaben des Bergrechts gekoppelt war. Neben den abstrahierenden Papiertechniken der Verwaltung müssen daher auch das ko-

difizierte Bergrecht beziehungsweise die zumeist mündlich überlieferten lokalen Gewohnheitsrechte als weitere wesentliche Bausteine der Konstituierung von Raum verstanden werden.¹⁵

Die Ausgestaltung des montanwirtschaftlichen Raums war nicht frei verfügbar, sondern eng an das Regalrecht gekoppelt. Nur der Inhaber der Regalrechte durfte Bergrecht setzen, eine Bergverwaltung einsetzen und Grubenfelder verleihen, oder mit anderen Worten: Nur der Bergregalinhaber durfte, vermittelt über seine Bergverwaltung, Raum konstituieren. Indem die Bergverwaltung den montanwirtschaftlichen Raum als Rechtsraum definierte, bestätigte sie zugleich im Vollzug immer wieder aufs Neue die Hoheitsrechte des Landesherrn als Bergregalinhaber über den Bergbau.¹⁶

Es wird bereits hier deutlich, dass die physisch-materiellen Bedingungen des Erzgebirges eben nur einen Rahmen für die Konstituierung eines wesentlich spezifischeren, auf die Bedürfnisse des Bergbaus zugeschnittenen vertikalen montanwirtschaftlichen Raums zur Verfügung stellten. Kein Grubenfeld entstand jedoch allein durch das Setzen eines Lochsteins, vielmehr musste erwartbar sein, dass Akteure diese Setzung verstanden und das Grubenfeld als Teil eines über die einzelne Grube hinausgehenden montanwirtschaftlichen Rechtsraums begriffen, dessen Spielregeln durch das Bergregal und das Bergrecht definiert wurden. Erst im Zusammenwirken beider Dimensionen entstand der montanwirtschaftliche Raum als «relationale An(Ordnung)».¹⁷

Die Aneignung des Unterirdischen: Einfahren und Berichte

Die komplexen Mechanismen der Konstituierung von Raum zeigen sich auch im Kontext des Einfahrens von Bergbeamten in die Gruben, um die Zechen ihres Reviers in Augenschein zu nehmen.¹⁸ Gemäss ihrer Bestallungsbrieve und der Bergordnungen hatten vor allem der Bergmeister und die Berggeschworenen eines Reviers regelmässig die Zechen ihres Reviers zu befahren. Das Einfahren diente sowohl der Erhebung von Informationen über den Zustand der Gruben als auch der Kontrolle der Arbeit in den Zechen und der jeweiligen Abrechnung der Schichtmeister. Durch das Einfahren wurde ein permanenter Zusammenhang zwischen dem Oben und dem Unten, zwischen der Arbeit unter Tage und ihrer papierernen Repräsentation in Form von administrativem Schriftgut hergestellt. Durch ihre körperliche Präsenz unter Tage stellten die Amtsträger allen Akteuren ihre Deutungsmacht in montanwirtschaftlichen Fragen sichtbar vor Augen. Zugleich war das Einfahren erneut verbunden mit korrespondierenden Verwaltungspraktiken, allen voran dem Schreiben von Berichten über den Zustand der Bergwerke.

Regelmässig fertigten lokale Bergbeamte im Umfeld der vierteljährlichen Abschlussrechnungen der Gruben («Bergrechnungen») kurze, listenartige Aufstellungen, die sogenannten Aufstände, an, die anschliessend an den Landesherrn nach Dresden verschickt wurden.¹⁹ In ihnen wurde über die Qualität neu entdeckter Erzadern oder aufgefundenener Mineralien ebenso berichtet wie über Wassereinbrüche, Probleme einzelner Zechen, den Zustand der Wasserkünste, des Hüttenwesens und bisweilen auch der lokalen Bergverwaltung. Die listenartigen Aufstände sind wiederum nicht isoliert zu betrachten. Vielmehr wurden diese häufig von ausführlicheren Berichten begleitet, die die Informationen der Aufstände kontextualisierten und in ein übergreifendes Narrativ einbetteten.²⁰ Als Nachweis und Dokumentation der Qualität neuer Erzanbrüche konnten zusammen mit Berichten und Aufständen auch Erzstufen, sogenannte Handsteine, verschickt werden.²¹ Die Verschickung von Schaustufen, also besonders schön kristallisierten Mineral- oder Erzstufen, war eine übliche Tätigkeit von Bergbeamten.²² Handsteine galten als physischer Nachweis der Prosperität einer Zeche.²³ 1537 etwa berichtete Heinrich von Gersdorf, dass man einen Handstein geschlagen habe, der über fünf Zentner schwer gewesen sei. Aufgrund seines Gewichts musste man ihn in der Grube zerschlagen, da man ihn sonst nicht nach oben habe schaffen können.²⁴ Wenn dem Kurfürsten der übersendete Handstein gefiel, wurde die Zeche, aus der er stammte, entschädigt. Wenn nicht, dann wurden die Handsteine wieder zurückgegeben. Ein 1572 übersendeter Handstein wurde etwa mit dem Verweis zurückgeschickt, dass nichts «artiges», also kunstfertiges, daran zu finden sei.²⁵ Wesentlich euphorischer war die Reaktion im Februar 1577 auf einen Handstein aus Marienberg: «Nachdem vns aber solcher Handstein, desgleichen wir die Zeit vnseres Lebens nicht gesehen, sehr wol gefallen, als haben wir denselben behalten» und dem Zehntner befohlen, diesen zu bezahlen.²⁶

Während durch die Verwaltung verschickte Handsteine häufig als materielle Belege für den guten Zustand des Bergwerks dienten, waren sie für den Landesherrn zugleich auch begehrtes Rohmaterial für Kunstobjekte. Schön gewachsene kristallene oder aus Erz bestehende Stufen wurden als Ausdruck göttlichen Segens angesehen. Aus den schönsten Erzstufen wurden von den kursächsischen Silberschmieden fantasievolle Kunstobjekte geschaffen, an denen die göttliche Ordnung, nach der Gott der Schöpfer der Mineralien und Erze war, durch die Kombination der ursprünglichen Gestalt der Handsteine mit der Verbindung religiöser Motive noch deutlicher herausgearbeitet wurde.²⁷

Die in den Aufständen gesammelten Informationen wurden durch die begleitenden Berichte und die Handsteine als physische Evidenzen in einen Sinnzusammenhang eingebettet. Zugleich konnten Handsteine ihrerseits wieder zum Baustein eines grösseren Narrativs werden, das Bergbau, göttlichen Segen und edle

Metalle miteinander verzahnte – eine Verzahnung, die ihre Entsprechung auch in den ausführlicheren Berichten findet, die von den Amtsträgern zur Kontextualisierung der Aufstände angefertigt wurden. Die Einschätzung des Zustandes der Bergwerke wurde häufig von Formulierungen wie «Gott lob», «gott gebe seinen segen darzu», oder «wollen wir zu dem allmechtigen Gott hoffen, Er werde die Bergkwerge, [...] erweitern, Erz bescheren vnd segnen» flankiert.²⁸ Florierender Bergbau war in der zeitgenössischen Wahrnehmung nur bis zu einem gewissen Grad planbar, da er dem Willen Gottes unterlag.

Das Einfahren von Bergbeamten unter Tage ist ebenso wie die Nutzung physischer Evidenzen in Form von Handsteinen nur eine Dimension der Herstellung von Raum und kann ohne die Einbettung in Sinnzusammenhänge etwa in Form von Berichten oder, wie am Beispiel der Handsteine gezeigt, als Sinnbild göttlichen Segens nicht gedacht werden. Ein letztes Phänomen soll noch einmal verdeutlichen, wie eng die sinnlich-materielle Markierung des Raums und abstrahierende Wahrnehmungen verwoben waren: nämlich die Visualisierung des unterirdischen Raumes.²⁹

Die Visualisierung des Unterirdischen: Augenscheinkarten

Besonders interessant sind hierfür die bergbaulichen Augenscheinkarten des 16. Jahrhunderts, die vereinzelt seit 1500 überliefert sind und häufig im Rahmen von Rechtsstreitigkeiten angefertigt wurden. Augenscheinkarten stellten zum Teil in perspektivischer Vermischung Querschnitte von Gruben ebenso wie Grubengebäude dar, zeigten aber auch Lochsteine, Bergmänner bei der Arbeit, Schubkarren oder Wünschelrutengänger.³⁰ Mit ihren detaillierten Abbildungen der Topografie, Textur- und Reliefwiedergaben, der Flora und Fauna einer Region verdeutlichen die Augenscheinkarten, wie stark im 16. Jahrhundert die abstrahierende Darstellung an konkretes Sehen und bildhaftes Empfinden gekoppelt war.

Ein besonders herausragendes und exzeptionelles Beispiel ist ein Seigerriss des Turmhof-Gangzuges in Freiberg aus dem Jahr 1592 (Abb. 1). Dieser Riss wurde vermutlich durch den Markscheider Matthias Öder angefertigt, der ihn im Umfeld eines Berichts über einen unterirdischen Bruch im Turmhof-Gangzug erstellte, der den gesamten Bergwerksbetrieb in diesem für Freiberg überaus wichtigen Zug gefährdete.³¹ Wie für Augenscheinkarten üblich, wurde der Riss als Reaktion auf ein konkretes Problem erstellt. Ebenfalls typisch ist die künstlerische Ausgestaltung der Karte, die nicht nur unterirdische und oberirdische Grubengebäude darstellt, sondern auch mit Liebe zum Detail Bergleute bei ihrer Arbeit unter Tage abbildet. Wie Hans Brichzin überzeugend dargelegt hat, soll-

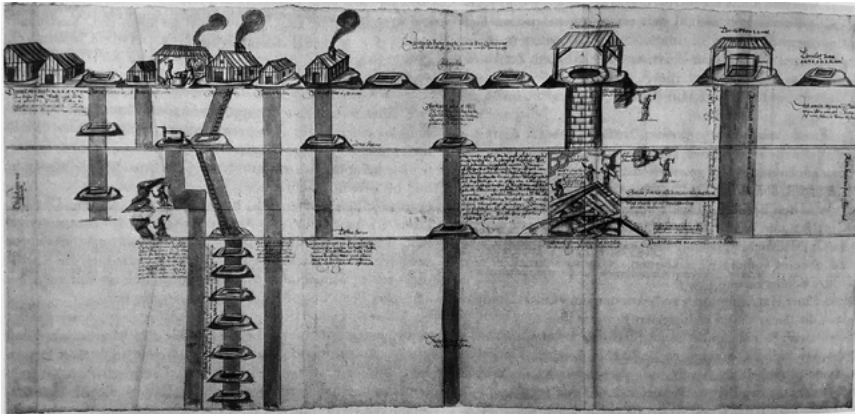


Abb. 1: *Seigerriss der Berggebäude auf dem Turmhof-Gangzug bei Freiberg, 1592.*
(SächsSta-F, 40040 Fiskalische Risse zum Erzbergbau, K 994)

ten solche Ausschmückungen nicht vorschnell als Staffage abgetan werden, vielmehr dienten sie der Kontextualisierung des Streitgegenstandes, wenngleich nicht immer ein direkter Bezug zwischen Ausschmückung und Streitgegenstand hergestellt werden könne.³²

Öder war nicht an einer masstabsgetreuen Gesamtdarstellung des unterirdischen Raums interessiert, vielmehr legte er den Fokus auf die verschiedenen Gangzüge des Turmhofzuges, ihre materiell-technische Ausgestaltung und die Arbeit der Bergleute. Die physisch-materielle Dimension des Raums wird lediglich in Details angedeutet, ansonsten findet Bergbau im weissen Feld statt. Die detaillierten Abbildungen von Bergleuten bei der Arbeit verdeutlichen ebenso wie die realistische Darstellung der Schächte und Grubengebäude die herausgehobene Stellung des Augenscheins als Autoritätsargument. Nicht die abstrahierende Vermessung einer Grube, sondern die Darstellung nach dem sinnlichen Eindruck wurde hier als Evidenz genutzt. Sie spielt, wenn man so möchte, mit der sinnlich-materiellen Dimension des Raums und versucht diese, vermittelt über arbeitende Bergleute, Lochsteine, Leitern und ähnliche Objekte und Menschen, erfahrbar zu machen. Zugleich ist die gesamte Konzeption der Augenscheinkarte eine immense Abstraktionsleistung, macht sie doch das, was dem Auge natürlicherweise verborgen bleibt, in idealisierter Weise sichtbar und damit auch verfügbar, nämlich die unterirdische Ordnung des Raumes.³³

Karten und Augenschein sind als Einheit zu denken und stehen gewissermaßen symptomatisch für die enge Verzahnung von sinnlicher und abstrahierender Raumaneignung. Augenscheinkarten des 16. Jahrhunderts visualisieren den phy-

sischen Raum in einer spezifischen Weise, nämlich als administrativen Raum, als Anordnung von Gängen und Schächten, die zusammen das Grubenfeld ergeben. Zugleich legen sie aber auch Wert darauf, die physisch erfahrbare Komponente des Raums in Form von detaillierten Bildelementen wie Arbeitern, Werkzeugen und Lochsteinen wiederzugeben.

Fazit

Es ist evident, dass Bergbau ohne Raum nicht zu denken ist. Zugleich zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass der physisch-materielle Raum eben nur eine Dimension eines vielschichtigeren vertikalen Herrschafts-, Wirtschafts- und Rechtsraums darstellt. Die geologischen Bedingungen des Erzgebirges lieferten den Rahmen für vielgestaltige Aneignungs-, Markierungs- und Ordnungsprozesse, die ihrerseits wiederum an komplexere Wahrnehmungen und Sinnstiftungen gekoppelt waren. Diese Prozesse sind insofern als vertikal zu verstehen, als sie einen Zusammenhang zwischen dem Oberirdischen und dem Unterirdischen überhaupt erst hervorbrachten und diesen in der Praxis immer wieder aufs Neue bestätigten. Die Regalrechte des Landesherrn und die damit verbundenen Hoheitsrechte über montanwirtschaftliche Fragen ergaben sich nicht von selbst, sondern mussten in unterschiedlichen Medien und Praktiken her- und dargestellt werden. Eine zentrale Instanz hierfür war die Bergverwaltung. Durch das Setzen von Grenzsteinen oder das Einfahren unter Tage markierte die Bergverwaltung den physisch-materiellen Raum als montanwirtschaftlichen Herrschaftsraum, der unter das Regalrecht fiel. Zugleich bestätigte sie in der Praxis das aus dem Regalrecht abgeleitete Recht des Landesherrn, die Definitionshoheit über den montanwirtschaftlichen Raum zu beanspruchen. Nicht jeder durfte Grenzsteine setzen oder Grubenfelder verleihen, sondern die Markierung des Raums war ein Hoheitsrecht.

Kehren wir vor diesem Hintergrund noch einmal zurück zur Raumsoziologie. Die Konstituierung von Raum basiert nach Martina Löw auf zwei eng miteinander verzahnten Prozessen, dem *spacing* und der Syntheseleistung. Räume entstehen durch Praktiken des Bauens, Platzierens und Markierens, das *spacing*. Damit kann sowohl das Aufstellen des Verkehrsschildes, die Positionierung von Menschen in der Schlange im Supermarkt oder auch wie im Falle des Bergbaus das Setzen von Lochsteinen, die Verleihung von Grubenfeldern oder das Einfahren von Bergbeamten gemeint sein. Diese Platzierungen müssen jedoch auch als zusammenhängender Raum verstanden werden. Es bedarf also zudem einer Abstraktionsleistung, der Syntheseleistung: «das heisst, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse werden Güter und Menschen zu Räumen zusammengefasst».³⁴ Beide Prozesse, *spacing* und Syntheseleistung, sind nicht als zeitliche Abfolge zu

begreifen, sondern komplementär eng aufeinander bezogen. Erst durch die Syntheseleistung, können nach Löw «Ensembles sozialer Güter oder Menschen wie ein Element wahrgenommen, erinnert, abstrahiert werden».³⁵

Augenscheinkarten, die Benennung und Lagebezeichnung von Grubenfeldern, Berichte oder die Dokumentation der Belehnung im Bergbuch sind Teile einer umfassenderen Abstraktions- oder auch Syntheseleistung. Erst durch diese Syntheseleistungen wurde der markierte unterirdische Raum in einen grösseren, bergrechtlich definierten Kontext eingebettet. Anders formuliert: Durch das Zusammenwirken von *spacing* und Syntheseleistung wurde ein spezifischer, vertikaler, montanwirtschaftlicher Raum geschaffen, der durch eine enge Kopplung zwischen dem Oberirdischen und dem Unterirdischen geprägt war. Beides waren zirkulär aufeinander bezogene Prozesse. Erst durch die relationale und im Fall des Bergbaus vertikale «An(Ordnung) sozialer Güter und Menschen» wurde gewissermassen als ultimative Syntheseleistung aus dem *miriquidi silva* des Mittelalters das Erzgebirge der Neuzeit.

Anmerkungen

- 1 «Huius adventum leo rugiens cauda subsequenti impedire satagens, in silva, quae Miriquidui dicitur, montem quendam cum sagittariis prorsus intercluso omni aditu firmat.» Thietmar von Merseburg, Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon: Codex Dresdensis, fol. 102r, zitiert nach Robert Holtzmann (Hg.), *Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung. Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon*, Berlin 1935, 286.
- 2 Vgl. Andreas Peschel, Michael Wetzel, «Naturraum Erzgebirge», in Martina Schattkowsky (Hg.), *Erzgebirge*, Leipzig 2010, 9–26, hier 9.
- 3 Der Begriff Erzgebirge taucht vereinzelt seit spätestens 1515 in den Akten auf, wenngleich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die schlichte Bezeichnung «auf dem Gebirge» gebräuchlich blieb. Siehe Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 4489/4, fol. 3a. Mit der Verwendung des Begriffs Erzgebirge in Petrus Albinus' *Meißnischer Bergchronik* wurde dieser zunehmend populär. Vgl. hierzu auch Uwe Schirmer, «Das spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Erzgebirge als Wirtschafts- und Sozialregion (1470–1550)», in Martina Schattkowsky (Hg.), *Das Erzgebirge im 16. Jahrhundert. Gestaltwandel einer Kulturlandschaft im Reformationszeitalter*, Leipzig 2013, 45–76, hier 46.
- 4 Siehe hierzu Adolf Laube, *Studien über den erzgebirgischen Silberbergbau von 1470 bis 1546*, Berlin (Ost) 1974, besonders 5–47; etwas allgemeiner Wolfgang Ingenhaeff, Johann Bair (Hg.), *Bergbau und Bergeschrey. Zu den Ursprüngen europäischer Bergwerke. Tagungsband. 8. Internationaler Montanhistorischer Kongress Schwaz*, Sterzing 2009.
- 5 Siehe etwa www.montanregion-erzgebirge.de (13. 6. 2019).
- 6 Vgl. etwa Jörg Döring, Tristan Thielmann, «Einleitung. Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen», in dies. (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, 7–45; mit stärkerem Fokus auf die Geschichtswissenschaft Susanne Rau, *Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Frankfurt am Main 2013; Gerd Schwerhoff, Susanne Rau, «Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Themen eines Forschungsfeldes», in dies. (Hg.), *Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit*, Köln etc. 2011, 11–52. Zur Verbindung von Raum, Staat und Verwaltung siehe Stefan Nellen, Thomas Stockinger, «Staat, Verwaltung

- und Raum im langen 19. Jahrhundert. Einleitung», *Administrativ. Zeitschrift für Verwaltungsgeschichte* 2 (2017), 3–28.
- 7 Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001, 158.
 - 8 Ebd.
 - 9 Vgl. Art. «Fundgrube», in Heinrich Veith, *Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen*, Breslau 1871, 208 f.
 - 10 Vgl. etwa SächsStA-F, BA-Schn. Nr. 1319.
 - 11 Siehe hierzu auch Otfried Wagenbreth, Eberhard Wächtler, *Der Freiburger Bergbau. Technische Denkmale und Geschichte*, 2. Auflage, Berlin etc. 2015, 25.
 - 12 Hierzu einfürend Stephan Adlung, *Markscheiderische Tafeln und Inschriften im sächsischen Erzbergbau*, Kleinvoigtsberg 1999, sowie Herbert Pforr, «Markierungsstufen und Schrifttafeln im Freiburger Silberbergbau», *Der Anschnitt* 52/4 (2000), 142–149.
 - 13 Adlung (wie Anm. 12), 2.
 - 14 Abbildungen finden sich ebd., 3–47.
 - 15 Hierzu immer noch einschlägig Hubert Ermisch, *Das sächsische Bergrecht des Mittelalters*, Leipzig 1887 sowie Hubert Ermisch, «Vorbericht», in ders. (Hg.), *Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen*, Bd. 2 (Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, 2. Hauptteil, Bd. 13), Leipzig 1886, I–LXVII.
 - 16 Ähnlich auch Andreas Rutz, *Die Beschreibung des Raums. Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich*, Köln etc. 2018, besonders 456 f.
 - 17 Löw (wie Anm. 7), 158.
 - 18 Siehe Art. «Einfahren», in Veith (wie Anm. 9), 139.
 - 19 Aufstände finden sich etwa hier: Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036 Finanzarchiv, Loc. 36361, Rep IX, Nr. 6; Loc. 36066, Rep. IX, Sect. 1, Nr. 0320; Loc. 36127, Rep. IX, Nr. 1869.
 - 20 Zur Medialität von Berichten vgl. Heiko Droste, «Briefe als Medium symbolischer Kommunikation», in Marian Füssel, Thomas Weller (Hg.), *Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft*, Münster 2005, 239–256, hier 241–244.
 - 21 Zu Handsteinen siehe etwa Klaus Thalheim, «Geowissenschaftliche Objekte in der Dresdner Kunstkammer», *Geo.Alp* 11 (2014), 259–274; Peter Strieder, Art. «Erzstufe», *Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte*, Bd. 5, München 1967, Sp. 1408–1417.
 - 22 Berichte über Handsteine finden sich unter anderem in Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036 Finanzarchiv: Loc. 36066 Rep. IX Sect. I, Nr. 314, fol. 39a, fol. 40a; Loc. 36066, Rep. IX, Sect. 1, Nr. 0320, fol. 17a–17b; Loc. 36075, Rep. IX, Sect. 1, Nr. 0592, fol. 55a; 10024 Geheimer Rat (Geheimes Archiv): Loc. 4491/3, fol. 313a; Loc. 4490/2, fol. 8b–10a; 10004 Kopiale: 0439, Kopial der Geheimen Kammerkanzlei / Alte Aufschrift: «Copial in Churfürsten Augusti Nahmen», alte Nr. 31 A, 1578, fol. 232a; Kopiale in Berg-, Hütten-, Münz-, Schmelz-, Floß- und Holzsaachen (1559–1782), 1565–1566, 75a; SächsStA-F, Bergamt Annaberg 617, fol. 1a–b.
 - 23 Christoph Bartels, «In der Tiefe. Suchen und Erschließen», in Bernd Ernsting (Hg.), *Georgius Agricola. Bergwelten 1494–1994*, Essen 1994, 165 f.
 - 24 SächsStA-F, Bergamt Annaberg 617, fol. 2a–3a.
 - 25 Vgl. Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036 Finanzarchiv, Loc. 36324, Rep IX, Nr. 23, fol. 9a.
 - 26 Vgl. ebd., fol. 10a.
 - 27 Pamela H. Smith, «Making as Knowing. Craft as Natural Philosophy», in dies. et al. (Hg.), *Ways of Making and Knowing. The Material Culture of Empirical Knowledge*, Ann Arbor 2014, 17–47, hier 26. Diese kostbaren Silberschmiedearbeiten waren begehrte Tauschobjekte an europäischen Höfen und finden sich in zahlreichen Kunst- und Wunderkammern. Siehe hierzu etwa Lisa Skogh, «South, East and North. The Swedish Royal Collections and Dowager Queen Hedwig Eleonora (1636–1715)», in Susan M. Bracken et al. (Hg.), *Collecting East and West*, Newcastle-upon-Tyne 2013, 119–136, hier 126 f.

- 28 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036 Finanzarchiv, Loc. 36075, Rep. IX, Sect. 1, Nr. 0592, fol. 36a–37a. Vergleichbar auch Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036 Finanzarchiv, Loc. 36075, Rep. IX, Sect. 1, Nr. 0592, fol. 22a–23a, fol. 42 (c) a–b, fol. 42 (k) a, fol. 52a–53b, fol. 55a, fol. 56a, fol. 58a–59a, fol. 60a–61a, fol. 74a, fol. 76a, fol. 80a–b; Loc. 36085, Rep. IX, Sect. 1, Nr. 0899, fol. 9a–15b, fol. 17a–21a, fol. 23a–25b. Ähnlich auch Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036 Finanzarchiv, Kopiale in Berg-, Hütten-, Münz-, Schmelz-, Floß- und Holzsaachen (1559–1782), 1565–1566, fol. 16a–17a, fol. 75a, fol. 80a, fol. 97a, fol. 98a, fol. 122a.
- 29 Christoph Bartels, «Grubenrisse und Karten», in Rainer Slotta, Christoph Bartels (Hg.), *Meisterwerke bergbaulicher Kunst vom 13. bis 19. Jahrhundert*, Bochum 1990, 247–284.
- 30 Hans Brichzin, «Ursprünge der Kartographie und des bergbaulichen Reißwesens», in Manfred Bachmann et al. (Hg.), *Der silberne Boden. Kunst und Bergbau in Sachsen*, Leipzig etc. 1990, 279 f.; Hans Brichzin, «Augenschein-, Bild- und Streitkarten», in Fritz Bönisch et al. (Hg.), *Kursächsische Kartographie bis zum Dreißigjährigen Krieg. I. Die Anfänge des Kartenwesens* (Veröffentlichungen des Mathematisch-Physikalischen Salons – Forschungsstelle Dresden 8), Berlin 1990, 112–206, besonders 135–137.
- 31 <http://archiv.sachsen.de/archivale-im-fokus-2153.html> (13. 6. 2019). Zum Turmhof-Gangzug siehe auch Wolfgang Jobst, «Die Turmhofer Gruben bei Freiberg und der erste sächsische Seigerriß von 1592», *Der Anschnitt* 46/2–3 (1994), 68–76.
- 32 Brichzin (wie Anm. 30), 195.
- 33 Zur Medialität von Karten vgl. etwa Jörg Dünne, *Die kartographische Imagination. Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit*, München 2011, besonders 31; ähnlich auch mit Diskussionen um das Verhältnis von Medialität und *spatial turn* Jürg Glauser, Christian Kiening, «Einleitung», in dies. (Hg.), *Text – Bild – Karte. Kartographien der Vormoderne*, Freiburg 2007, 11–35, besonders 17–19.
- 34 Löw (wie Anm. 7), 159.
- 35 Ebd.

Résumé

Rendre visible l'invisible. La constitution administrative de l'espace dans l'exploitation minière prémoderne en Saxe

L'exploitation minière ne peut être pensée sans espace. Toutefois, les conditions géologiques des Monts métallifères (*Erzgebirge*) n'ont fourni que le cadre de divers processus d'appropriation, de signalisation et d'ordre, qui à leur tour étaient liés à des perceptions et à des savoirs plus complexes. Fondé sur les considérations de la sociologue de l'espace Martina Löw, cet article examine la constitution des Monts métallifères en tant que région minière au XVI^e siècle. Selon la thèse de cet article, cet espace a été créé par l'enchevêtrement étroit et vertical de pratiques de gestion à la surface et sous celle-ci, qui visaient un accès sensible et administratif à l'espace. Ce n'est qu'à travers l'arrangement relationnel et, dans le cas de l'exploitation minière, vertical des biens sociaux et des personnes que les *Miriquidi silva* du Moyen Âge sont devenus les Monts métallifères des temps modernes.

(Traduction: Alexandre Elsig)

Untergrund an der Oberfläche

Die geologische Kartierung der Schweiz, 1860–1887

Felix Frey

Zwischen 1860 und 1894 wanderten Geologen mit einem besonderen Auftrag durch die Schweizer Alpen, das Mittelland und den Jura. Sie notierten, wo welches Gestein an der Oberfläche sichtbar war, zeichneten Panoramen und erstellten Profile. Unter der Leitung der Geologischen Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (SNG) wollten sie ein «anschauliches Bild von dem Felsengebäude Helvetiens» erstellen.¹ Bis 1887 entstanden im Zuge dieser Bemühungen die 21 Blätter der *Geologischen Karte der Schweiz* im Massstab 1:100 000. Als sogenannte abgedeckte geologische Karte erfasste sie die oberste Schicht des Festgesteins in flächiger Kolorierung. Eine 1894 fertiggestellte Reihe von 27 detaillierten Studien zu den einzelnen Blättern – die *Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz* – entfaltete das in dem farbenreichen Kartenwerk komprimierte Wissen über den Untergrund.²

Die Herstellung der *Geologischen Karte der Schweiz* war ein wissenschaftliches Projekt, das sich über mehrere Jahrzehnte hinzog. Insgesamt 30 schweizerische und ausländische Forscher³ – ausschliesslich Männer – zeichneten als Autoren für die Karten und «Beiträge». Von ungenannten Begleiterinnen und Begleitern im Feld ist jedoch auszugehen.⁴ Im Folgenden wird die Entstehung des Kartenwerks von seiner Legitimierung über die Arbeit im Gelände bis hin zum Kartierungsprozess verfolgt. Dabei war das Verhältnis von Untergrund und Oberfläche ein steter Reibungspunkt. Die *Geologische Karte der Schweiz* war zwar ein technisches Produkt, das Wissen über den Untergrund vermittelte – Erd- und Kartenoberfläche prägten, formatierten und beschränkten aber die Aktionsräume der Geologen. Mit dieser Annahme orientiert sich die Untersuchung am Angebots- und Aufforderungskonzept James J. Gibsons (*affordance*). Es besagt, dass unbelebte Objekte das menschliche Wirken massgeblich mitbeeinflussen, indem sie Handlungsmöglichkeiten anbieten, zu bestimmten Handlungen auffordern oder aber solche verunmöglichen.⁵

Die Kartierung des unmittelbaren Untergrunds der Schweiz ist ein kaum erforschtes Phänomen. Die bestehenden historischen Studien befassen sich primär mit den Resultaten der geologischen Forschung in der Form neuer Wissensbestände, Forschungsparadigmata und fertiger Kartenwerke.⁶ In diesem Beitrag

liegt der Fokus hingegen auf den Produktions- und Ordnungsprozessen geologischen Wissens. Die Quellenbasis hierfür bilden Archivadokumente der Geologischen Kommission und der Bundesverwaltung sowie zeitgenössische wissenschaftliche Publikationen.

Der Imperativ der topografischen Karte

Als der Bundesrat am 16. Juli 1859 erstmals eine finanzielle Förderung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft vorschlug, hatte sich die nicht-staatliche Institution bereits seit Jahren um Subventionen bemüht. «[T]roz ihrer hohen Verdienste und ihrer geringen finanziellen Hilfsmittel» habe die SNG bislang keine staatlichen Zuschüsse erhalten, notierte der Bundesrat in einem Bericht an die Bundesversammlung. Dies sollte sich nun ändern: Der Bundesrat wünschte, «zur Unterstützung und Förderung der [...] Bestrebungen dieser Gesellschaft wenigstens Etwas beitragen zu können».⁷ Dieses «Etwas» bemass die Schweizer Regierung zunächst auf 3000 Franken jährlich. Am 11. Oktober 1859 erfuhr die SNG schliesslich, dass die Bundesversammlung die Gelder bewilligt hatte.⁸

Entgegen wiederholten Behauptungen in der historischen Forschungsliteratur waren die 3000 Franken nicht explizit «für die Erstellung einer geologischen Karte der Schweiz» bestimmt.⁹ Im Gegenteil: Die Naturforschende Gesellschaft durfte selbst über den Verwendungszweck der Summe entscheiden. Im August 1859 beschlossen die in Genf versammelten Mitglieder der SNG, die Gelder für ein «neues, die Landeskenntnisse förderndes Werk an Hand zu nehmen» und in den Dienst einer «in grösserem Massstabe auszuführende[n] geologische[n] Karte der Schweiz» zu stellen.¹⁰ Neben wissenschaftlicher Neugier war es wohl auch die hohe Anschlussfähigkeit geologischer Forschung an staatliche Interessen, die zu dieser Entscheidung führte: Zum einen befand sich der junge Bundesstaat in einem Rückstand gegenüber den stark vom Bergbau profitierenden Staatswesen wie Grossbritannien, Frankreich, Belgien oder Sachsen.¹¹ In teilweise deutlich grösseren Massstäben als das spätere Schweizer Vorhaben hatten sie bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geologische Kartierungsprojekte in Angriff genommen.¹² Zum anderen versprach die Relevanz geologischen Wissens für grosse Bauprojekte eine langfristige stabile Unterstützung der SNG durch die Eidgenossenschaft. Um den Ausbau der Schweizer Infrastruktur und insbesondere den Tunnelbau voranzutreiben, musste der Untergrund immer genauer erforscht werden.¹³

Der Bundesrat hiess die Entscheidung der SNG, die Staatsgelder für ein geologisches Kartenwerk zu verwenden, am 29. Februar 1860 gut. Im Anschluss daran

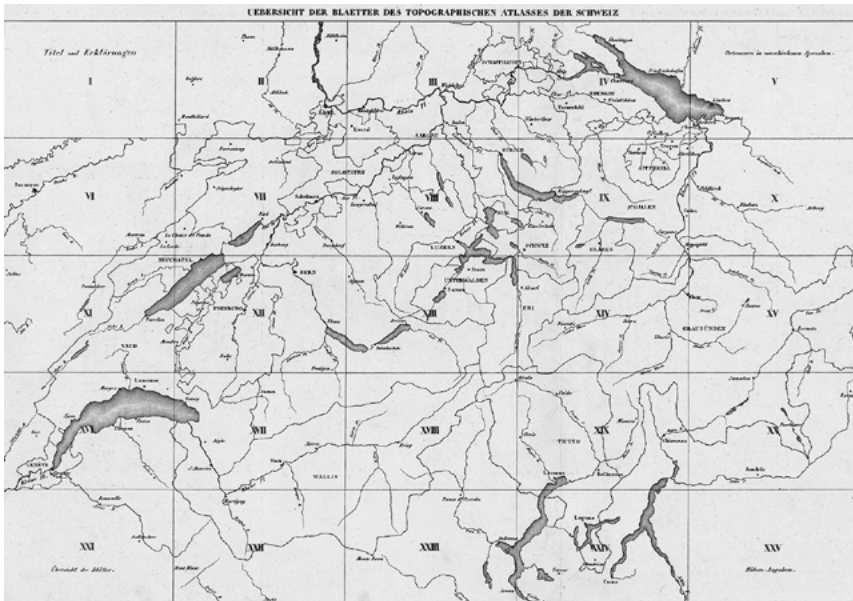


Abb. 1: Blattschnitt der Dufourkarte: 21 Blätter im Massstab 1:100000 gaben die Topografie eines je 70 auf 48 Kilometer grossen Gebietes wieder. Die Geologische Karte der Schweiz und die Arbeitsaufteilung der beteiligten Forscher folgten demselben Raster. (Eidgenössisches Topographisches Bureau [Hg.], Fort de l'Ecluse, Sallanches [Topographische Karte der Schweiz, Blatt XXII, Ausschnitt], Genf 1848. Abbildung: © Kartensammlung swisstopo)

gründete die SNG die fünfköpfige Geologische Kommission. Mit Alphonse Favre (Genf), Arnold Escher von der Linth (Zürich), Peter Merian (Basel), Édouard Desor (Neuenburg) und Bernhard Studer (Bern) versammelte sie nicht nur die prominentesten Geologen der Schweiz. Die fünf Akademiker konzentrierten auch ein hohes Mass an universitärer Macht.¹⁴ Indem sie die Grenzen der jeweiligen Universitäten mit einer übergreifenden Kommission sprengten, machten die Geologen einen entscheidenden Schritt in Richtung einer landesweiten Institutionalisierung ihrer Disziplin. Die *Geologische Karte der Schweiz* war dabei weit aus mehr als ein erstes Vorhaben der neugegründeten Einrichtung: Sie war Gründungszweck und Katalysator ihrer Arbeit und stellte als für fast dreissig Jahre einziges Projekt der Kommission deren eigentliche *raison d'être* dar.

Obwohl der staatliche Zuschuss von 1859 an keinen festen Zweck gebunden war, sahen die Vertreter der Naturforschenden Gesellschaft hinsichtlich der Geologi-

schen Karte Legitimationsbedarf. Der Präsident der Geologischen Kommission, Bernhard Studer, richtete 1860 umfangreiche Schreiben an den Bundesrat des Innern, Giovanni Battista Pioda, um insbesondere den Zeitpunkt des Kartenprojekts zu rechtfertigen. Warum sollte die SNG genau ab 1860 dieses Grossprojekt in Angriff nehmen? Als Hauptargument Studers diente der Verweis auf die baldige Fertigstellung der *Topographischen Karte der Schweiz* (Dufourkarte). Deren 25 Blätter erschienen zwischen 1845 und 1865; 21 Blätter waren topografische Karten im Massstab 1:100 000, vier Eckblätter ohne Kartencharakter ergänzten sie.¹⁵ Bernhard Studer konstruierte eine Kausalität zwischen topografischer und geologischer Karte, die einer Zwangsläufigkeit nahekam: Er argumentierte, dass die Existenz einer genauen topografischen Karte ein Angebot zur geologischen Landesaufnahme eröffne. Dieses Angebot sah der Berner Professor weniger als Möglichkeit denn als Gebot der Stunde.

Der Rückstand der Schweiz hinsichtlich der Karten der Erdoberfläche sei eingeholt, so Studer. Nun gelte es, im Untergrund nachzuziehen: Der «Mangel guter topographischer Karten» habe die Ausführung geologischer Arbeiten, «wie sie in anderen Ländern statt findet», bislang verunmöglicht. Da sich «erst in den letzten Jahren der ausgezeichnete Atlas des General Dufour [...] der Vollendung» nähere, eröffnete sich gemäss Studer der Schweizer Geologie die Chance, die Erforschung des Untergrunds auf ein neues Niveau zu heben. Topografische Karten in grossem Massstab seien *die* Grundvoraussetzung für eine geologische Aufnahme. Geologische Karten, die «ohne die Grundlage einer guten topographischen Karte unternommen» wurden, könnten nicht dieselben Ansprüche an Genauigkeit erfüllen wie solche, die sich auf ein Kartenwerk wie die *Topographische Karte der Schweiz* stützten.¹⁶ Ähnlich argumentierten die SNG-Vorsitzenden Luigi Lavizzari und Hans Locher-Balber, die betonten, dass «durch genauere topographische Karten die äusseren Formen der Bodenverhältnisse dargestellt waren» und nun die geologische Aufnahme zu folgen habe.¹⁷ Die Existenz und Struktur der *Topographischen Karte der Schweiz* war demnach nicht nur ein Angebot zur geologischen Landesaufnahme – sie forderte sie geradezu ein.

Die in den folgenden Jahren einsetzenden intensiven Bemühungen der Geologischen Kommission, genauere Karten grösseren Massstabs zu beschaffen, bezeugen jedoch, dass sich die Dufourkarte für geologische Arbeiten nur begrenzt eignete. Ihr kleiner, insbesondere für militärische Anwendungen geeigneter Massstab von 1:100 000 erzwang die starke Vereinfachung (Generalisierung) topografischer Begebenheiten im Kartenbild. Topografische Karten waren aber nicht nur vor, während und nach der geologischen Feldforschung das wichtigste Mittel zur Beschaffung und Erfassung von Geländeinformationen. Sie waren auch das einzige komplexe technische Produkt, auf das sich die Forscher bei

ihrer Arbeit stützen konnten. Umso grösser war ihre Abhängigkeit von möglichst grossmassstäbigen Karten, die aufschlussreiche Geländeinformationen und genügend Raum zum Einzeichnen von Beobachtungen boten.

Die Darstellung der Erdoberfläche und die des Untergrunds waren aufs Engste miteinander verbunden. Ihre Hauptmedien, die topografischen und geologischen Karten, mussten «mit einander harmonisieren und sich gegenseitig ergänzen und erläutern», so der Basler Geologe Albrecht Müller.¹⁸ Die Geologische Kommission sah dieses Verhältnis jedoch weniger egalitär: Die Oberflächenkarte gehe der geologischen Karte stets voraus, «la première fournit à la seconde».¹⁹ Diese Hierarchie der Karten machte sich auch in der Arbeitspraxis der Geologen bemerkbar. Massstab, Blatteinteilung und Darstellungsformen (Manieren) der topografischen Karten prägten ihre Tätigkeit massgeblich mit. Die Logiken der Oberflächendarstellung beschränkten und beeinflussten das Wissen und Denken über den Untergrund.²⁰

Gefangen im Blattraum

Die Forschung der Geologen begann mit dem genauen Studium der oberirdischen Verhältnisse. Die Kommission stellte ihren Auftragnehmern jedes Jahr vor Beginn der Sommermonate – der «Zeit der Expeditionen» – das erforderliche topografische Kartenmaterial zu.²¹ Auf ihren Wanderungen durch das zu erforschende Gelände bestimmten die Oberflächenkarten den Handlungsraum der Geologen: Jedem Forscher wurde ein Blatt der Dufourkarte zugeteilt, dessen Raum er geologisch zu erforschen hatte. Die Aufteilung der Arbeiten erfolgte also nicht entlang erdwissenschaftlicher Fragestellungen, sondern folgte der Logik der topografischen Oberflächendarstellung und somit dem Blattschnitt der Dufourkarte.

Wiederholt äusserten die Forscher in ihren *Beiträgen zur Geologischen Karte der Schweiz* die Frustration, sich bei der Erforschung der Erdgeschichte an von Menschenhand geschaffene Kartenränder halten zu müssen. Der jurassische Autodidakt Auguste Jaccard war bei seinen Studien zum Neuenburger Jura besonders stark von der determinierenden Macht des topografischen Kartenblatts betroffen. Sein Ziel war es zunächst, die Erkenntnisse zu geologisch interessanten Gebieten des Juras auf einem Kartenwerk grossen Massstabs zu veröffentlichen (1:25 000 oder 1:50 000). Die Geologische Kommission um Bernhard Studer drängte ihn jedoch dazu, das gesamte Blatt XI der Dufourkarte geologisch zu bearbeiten. Dies erweiterte den buchstäblichen Rahmen seiner Tätigkeit massiv. «Cette décision élargissait dès lors considérablement le *cadre* de mon travail», hielt Jaccard im Vorwort zu seinem Blattkommentar von 1869 fest. Für seine Ar-

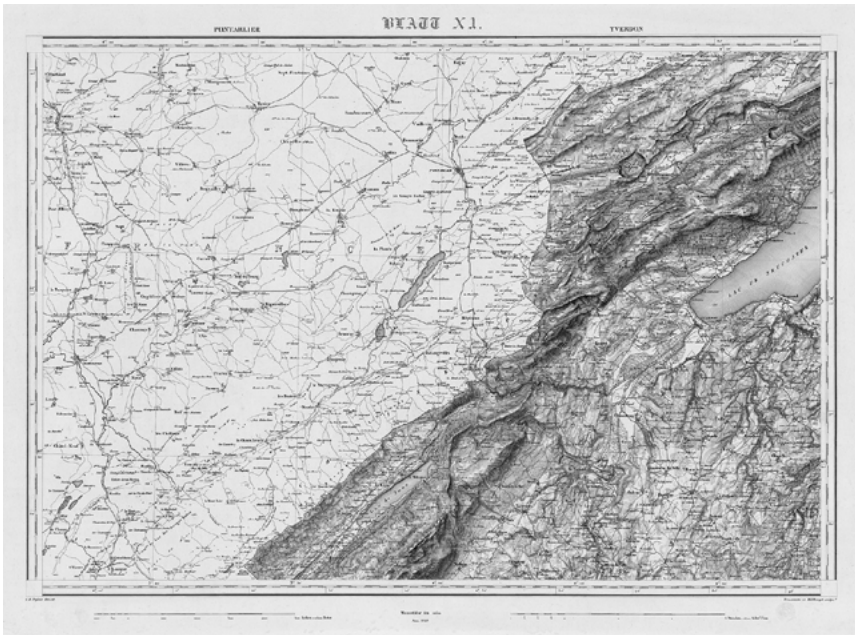


Abb. 2: Blatt XI der Dufourkarte, 1850. Das Schweizer Territorium erscheint plastisch und hebt sich deutlich vom nur skizzenhaft dargestellten französischen Ausland ab. Die Dufourkarte diente als Grundlage für die Geologische Karte der Schweiz 1:100 000 (siehe Abb. 3). (Eidgenössisches Topographisches Bureau [Hg.], Pontarlier, Yverdon [Topographische Karte der Schweiz, Blatt XI], Genf 1850. Abbildung: © Kartensammlung swisstopo)

beit an Blatt XI benötigte er entsprechend fast ein Jahrzehnt.²² Im Kommentar zum ebenfalls von ihm bearbeiteten Blatt VI betonte Jaccard den Konflikt zwischen Gelände, Untergrund und Blattrand noch deutlicher: Die Bereiche seiner Studie seien durch den Zuschnitt der Dufourkarte «limités d'une manière assez arbitraire» – eine Aufforderung, der der Geologe nicht Folge leisten wollte. Er habe sich deshalb wiederholt über den Blattrand hinweggesetzt, habe also die geologische Logik über diejenige der topografischen Kartengrundlage gestellt: «Comme de raison, je n'hésiterai pas à dépasser quelquefois les limites absolues de la feuille VI.»²³ Ähnlich äusserte sich Casimir Moesch 1874 in seinen Ausführungen zum südlichen Aargauer Jura. Er habe sich immer wieder dazu veranlasst gefühlt, «über die Grenzen des Blattes hinaus zu schweifen und bald da bald dort die auf das Blatt Nro. VIII übersetzenden Jura- und Molassegebilde zu besprechen». Diese «eigentlichen Verknüpfungspunkte» zwischen dem französischen

und dem aargauischen Jura seien für seine Studie weitaus interessanter gewesen als die Ränder des topografischen Kartenblatts.²⁴

Die Beispiele Jaccards und Moeschs zeigen: Die Geologen mussten sich ständig zur topografischen Kartengrundlage – der Darstellung des Obens – verhalten, ihren Vorgaben folgen, sich von ihr abgrenzen oder das Missachten derselben legitimieren. Im stetigen Aushandeln des Verhältnisses von oben und unten manifestierte sich eine vertikale Verflechtung. Das Handeln der Forscher ordnete sich entlang des Zuschnitts der Dufourkarte; eines Kartenwerks, das eigentlich ganz den Phänomenen der Erdoberfläche gewidmet war. Dieses Modell der Oberfläche war jedoch unentbehrlich, um Erkenntnisse und Vermutungen zum Untergrund zu sammeln. Die Beziehung zwischen den Geologen des 19. Jahrhunderts und dem untersuchten Territorium war entsprechend stark von den Prinzipien der topografischen Karten geprägt und geriet mit diesen regelmässig in Konflikt. In ihren Publikationen bezogen sich die Wissenschaftler dennoch – oft mit spürbarem Stolz – regelmässig auf «ihr» Blatt. Wie sie das ihnen zugeteilte Einundzwanzigstel der Schweiz erforschten, zeigt der Blick auf die Feldarbeit der Geologen.

Gehen, sehen, eintragen, notieren

Über ein Vierteljahrhundert hinweg durchkämmten die Geologen in den Sommermonaten den Jura, das Mittelland und die Alpen, um Einblick in die Beschaffenheit des Untergrundes zu erhalten. So verbrachte der Luzerner Forscher Franz Joseph Kaufmann in den Jahren 1864 und 1869 zwischen Juni und Oktober 40 respektive 42 Tage im Feld.²⁵ Die sommerliche Expeditionsphase war geprägt von unterschiedlichen Praktiken, die sich deutlich im Kartenbild und in den *Beiträgen zur Geologischen Karte der Schweiz* spiegelten. Die grundlegendste Handlung im Gelände war die «geognostische Wanderung».²⁶ Auf der Suche nach Hinweisen auf die oberste Felsschicht konnten die Geologen das zu untersuchende Gebiet nicht flächendeckend begehen – die Wahl der Wanderrouten prägte deshalb Qualität und Inhalt der Forschungsergebnisse. War der Forscher nur «durch wenige flüchtige Wanderungen» mit dem Gelände vertraut, hatte dies massive Auswirkungen auf die empirische Grundlage seiner Arbeit.²⁷

Die Bewegung im Raum schlug sich in den Texten der Geologen nieder. Das Genre der Orografie, das den Anfang jeder der *Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz* bildete, zeigte dies am deutlichsten. Die Orografie stellte eine schriftliche Geländebeschreibung dar und war oft aus der Sicht eines Menschen im Terrain verfasst. Auch in die «Reiseberichte», welche die Wissenschaftler jährlich an die Geologische Kommission sandten, floss die grundlegende Er-

fahrung des geologischen Gehens ein: Die Autoren emanzipierten sich stellenweise vom lotrechten Blick von oben, der den topografischen Karten eigen war. Ihre Berichte enthielten immer wieder Äusserungen aus der Perspektive des Wandernden. So rapportierte beispielsweise Franz Joseph Kaufmann an Bernhard Studer einen für seine Forschung wichtigen Moment. Das wandernde Ich stand dabei im Zentrum: «Ueber die Luzernergränze schweifend fand ich bei Schwendacher unfern Escholzmatt in der plattenförmigen Molasse die *Tapes saevica* direkt im Anstehenden».²⁸ Damit sah er den Beweis erbracht, dass die marine Molasse von Luzern mindestens bis zu jenem Punkt reichte.

Kaufmanns Notiz zeigt auf, was die geognostische Wanderung von einer anderen Form des Gehens im Gelände unterschied. Die Geologen suchten nach Fossilien und nach der obersten Felsschicht, die mit tieferen Lagen natürlich verbunden war. Der Zugriff des Forschers auf den Untergrund erfolgte primär über seinen geschulten Blick auf das, was an der Oberfläche im Gelände zu erkennen war, und nur selten durch das Abtragen lockeren Bodens.²⁹ Auch im Feld verband sich also die Erforschung des Untens mit dem Studium des Obens. Die Geologen waren deshalb auf Stellen angewiesen, an denen sich ihnen die oberste Schicht des Gesteinskomplexes offenbarte. An diesen «Aufschluss» genannten Orten war das Festgestein nicht von Lockergesteinen, Humus oder den Deckschichten des Quartärs – der jüngsten geologischen Zeit – überlagert. Der Begriff des Aufschlusses barg eine starke Polysemie: Zum einen beschrieb er den physischen Umstand, dass der Boden «aufgeschlossen», geöffnet, war, und den Blick auf ein Indiz aus dem Untergrund freigab. Zum anderen gaben die so bezeichneten Orte «Aufschluss» über die Beschaffenheit der ansonsten verborgenen obersten Gesteinsschichten.

Die Suche nach Aufschlüssen war je nach Gelände mehr oder weniger aufwändig. Während im alpinen Raum das Gestein oft die Oberfläche bildete, konnte sich die Fahndung nach dem Felsen im Mittelland schwieriger gestalten. Bedecktes Terrain und geologische Erkenntnis vertrugen sich nur schlecht miteinander.³⁰ In den Alpen und im Jura war es hingegen sogar möglich, tiefer liegende Gesteinsschichten an der Oberfläche zu beobachten, wie der aufstrebende Geologe Albert Heim in einem Vortrag 1872 betonte: «Wo die Schichten ungestört horizontal liegen, sieht man natürlich immer nur eine Oberfläche; Flusseinschnitte entblößen tiefere Schichten. Das beste Feld für den Geologen sind aber die Gebirge. Da erhält er für das Studium der Erdkrinde mächtige Aufschlüsse von oft vielen tausend Fuss Höhe, und die Schichten sind steil aufgerichtet, gebrochen und gebogen worden, so dass auch die tiefsten Lager an die Oberfläche treten.»³¹

Die Aufschlüsse waren das entscheidende Angebot des Geländes an die Geologen. Es prägte sowohl den Verlauf der Wanderungen als auch die Aufschreibetätigkeit. Die Wissenschaftler trugen die Aufschlüsse in die topografischen Kar-

ten ein; oft griffen sie dabei auf Kartenmaterial mit grösserem Massstab zurück, das die Geologische Kommission für sie beschafft hatte. Die Dufourkarte, die 1859/1860 noch als Argument zur geologischen Landesaufnahme fungiert hatte, kam nur zum Einsatz, wenn keine Alternativen vorhanden waren.³² Ihre Aufzeichnungen doppelten die Geologen zumeist mit Notizen in Feldbüchern, in denen die Beobachtungen detaillierter festgehalten wurden. Je dünner sich die Erkenntnislage gestaltete, desto weniger Notizen waren nötig. So erklärte Franz Joseph Kaufmann in seinem Bericht von 1864 an Bernhard Studer, dass er «viel im Gebiete der horizontalen Molasse» tätig war – ein für den Geologen wenig abwechslungsreiches Feld. So konnte er «das bemerkenswerthe, unter Anwendung farbiger Stifte, meist unmittelbar auf der Karte anbringen».³³ Informationen über Aufschlüsse waren zudem Gegenstand des intellektuellen Austauschs und zirkulierten zwischen Geologen, die in benachbarten Gebieten tätig waren.³⁴

Untergrund und Oberfläche im Kartenbild

Notizen und Karteneinträge bildeten die Grundlage des Wissens über den Schweizer Felsengrund. Die publizierten Produkte waren jedoch andere: Die kolorierten Blätter der Dufourkarte stellten das Hauptziel der Geologischen Kommission dar. Die *Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz* – eigentliche Monografien – begleiteten die Kartenblätter und boten in ihren Anhängen oft zahlreiche weitere grafische Darstellungen des Untergrunds wie vergrösserte Kartenausschnitte und Profile. Jede der Darstellungsformen war ein Resultat von Abstraktion, Interpretation und Generalisierung.

Der Begriff «geologische Karte» bezeichnete eine kolorierte topografische Karte. Einem noch nicht standardisierten Farbcode folgend, markierten die Geologen mit flächigen Einfärbungen, welches Gestein sie an welchem Ort wussten oder vermuteten. Für die Forscher war die geologische Kolorierung topografischer Karten die eigentliche «mise en évidence», wie es der Stratigraf Louis Rollier formulierte.³⁵ Die entscheidende Interpretation der im Feld gesammelten Informationen erfolgte im Moment der Kolorierung. Was den Kartenaotoren zur Verfügung stand, waren die beobachteten Aufschlüsse – sie mussten also von einzelnen Punkten oder Flächen, an denen sie ein Gestein an der Erdoberfläche beobachten konnten, auf ein grösseres Gebiet verallgemeinern. Im Idealfall hatten sie im Feld auch die Kontaktstellen zwischen zwei Gesteinen identifizieren können. Je engmaschiger sie ihre Wanderungen durchgeführt hatten und je mehr Aufschlüsse sie beobachten und notieren konnten, desto exakter gestaltete sich auch die daraus hergestellte geologische Karte. War die Informationsdichte über die oberste Gesteinsschicht zu gering, entschieden sich die Kartenaotoren des-

halb oft für zusätzliche Begehungen. So erklärte sich Franz Joseph Kaufmann in einem Brief an Bernhard Studer: «Auf dem Sarner Blatte hoffe ich am Sarnerberg, zwischen Kilchschwand, Schwand und Kümersberg noch einige Aufschlüsse hinsichtlich der Lagerung des Flysches und der Verbreitung des Diluviums zu bekommen, wesshalb hier noch nicht coloriert worden ist.»³⁶

Aus einzelnen Aufschlusspunkten wurden im geologischen Kartenblatt Flächen. Die Forscher mussten immer wieder Hypothesen über die Ausdehnung von Gesteinsschichten bilden, ohne diese exakt vermessen zu können. Einem Topografen war es hingegen möglich, an der Erdoberfläche zu beobachten, über welches Gebiet sich beispielsweise ein Wald oder ein Moor erstreckte. Zwar konnte er nicht jeden Punkt des Waldrandes vermessen; auch topografische Karten enthielten Ungenauigkeiten und spekulative Elemente. Dennoch bestand im 19. Jahrhundert ein grundlegender Unterschied zwischen der Epistemologie topografischer und derjenigen geologischer Karten. Dies anerkannte auch der deutsche Geologe Karl von Fritsch, der zum Untergrund des Gotthardgebietes publizierte. Er betonte: «Der Genauigkeit der topographischen Aufnahme entspricht leider die geognostische Darstellung des Gebirgsbaus nicht genügend.» Das untersuchte Gebiet sei zu gross, um «alle Punkte der Karte genau zu untersuchen, dafür hätte er [von Fritsch] ebensoviele Jahre unausgesetzten Studiums dieser Gegend widmen müssen, als er Tage in den wildschönen Hochgebirgslandschaften verwenden konnte».³⁷ Die geologische Kolorierung war in Gebieten, in denen an der Erdoberfläche Gestein nur stellenweise in Aufschlüssen sichtbar wurde, keine grafische Wiedergabe empirisch gesicherten Wissens, sondern eine Generalisierung über grosse Flächen hinweg. Wo im geologischen Kartenbild eine Gesteinsschicht endete und die andere begann, hing im bedeckten Gelände stark vom Zufall der sich offenbarenden Aufschlüsse ab. Die Forscher waren auf die Evidenz der Oberfläche angewiesen, um Rückschlüsse über die Beschaffenheit des Untergrunds zu ziehen.

Nicht nur die starke Generalisierung war ein besonderes Merkmal der abgedeckten geologischen Karten. Auch oszillierte das Verhältnis von Untergrund und Oberfläche: Ob ein Gestein ohne Arbeiten am Erdreich sichtbar war, oder lediglich unter dem Boden vermutet wurde, war keine Information, die Eingang in die Kartenwerke fand. Aus diesem Grund sind abgedeckte geologische Karten weder als Darstellungen des Untergrunds noch als Oberflächenwiedergabe zu verstehen. Eine solche Deklaration entsprach auch nicht den ihnen zugrunde liegenden Fragestellungen – zentral war das Wissen über die oberste Gesteinsschicht. Ob diese frei an der Oberfläche lag oder nicht, war in dieser Perspektive irrelevant.

Den informierten Leserinnen und Lesern erlaubte auch eine abgedeckte geologische Karte Rückschlüsse über tiefer liegende Felsformen. Insbesondere mittels

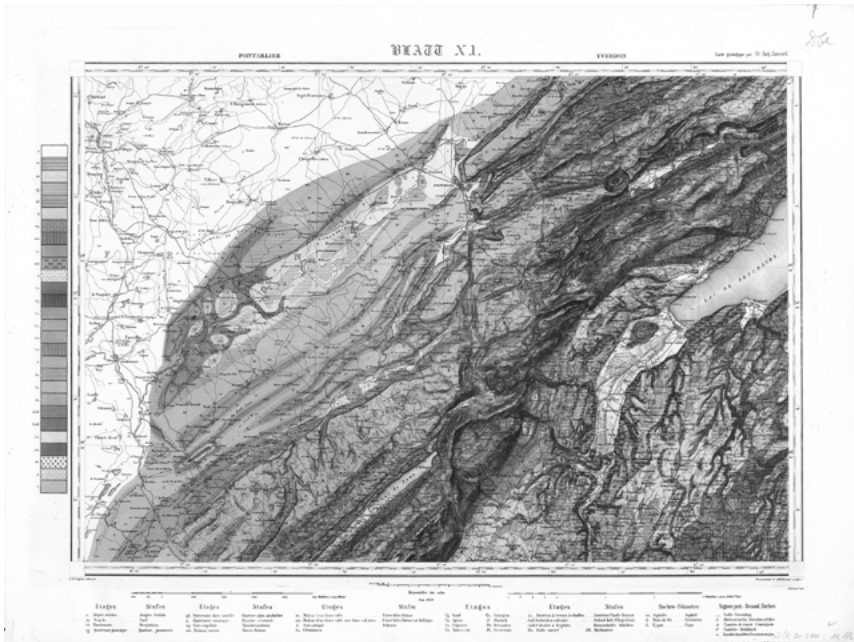


Abb. 3: Blatt XI der Geologischen Karte der Schweiz, 1867. Auguste Jaccard, der den Untergrund des entsprechenden Gebiets erforscht hatte, machte bei der Kolorierung des Kartenblatts nicht an den Schweizer Landesgrenzen halt. (Geologische Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft [Hg.], Pontarlier, Yverdon [Geologische Karte der Schweiz, Blatt XI], Neuchâtel 1867, Abbildung: © Kartensammlung swisstopo)

Fossilien (Petrefakten) konnten die Geologen das Alter einzelner Schichten bestimmen. Jüngere Schichten färbten sie heller, ältere dunkler ein, wodurch eine starke zeitliche Komponente in die geologischen Karten einfluss. Lag ein älteres Gestein der Oberfläche am nächsten, war dies nur mit der Theorie der Alpentektonik zu erklären, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchsetzte: Die «grossartige[n] Verwickelungen und Störungen der normalen Lagerungsverhältnisse, Windungen, Ueberschiebungen, Verwerfungen» mussten durch einen sich bewegenden, schiebenden, brechenden Untergrund entstanden sein.³⁸ Lag eine ältere Gesteinsschicht neben einer jüngeren an der Oberfläche, hatte sie sich folglich über eine oder mehrere andere, jüngere, geschoben. Die Interpretation der obersten Gesteinsschicht ermöglichte es, Überlegungen über Ebenen der unterirdischen Vertikale anzustellen, auf die physisch noch kein unmittelbarer Zugriff möglich war. In zahlreichen Profilzeichnungen gaben die Autoren der *Geo-*

logischen Karte der Schweiz ihre Schlussfolgerungen über den tiefer liegenden Untergrund wieder. Dass es sich dabei um Hypothesen handelte, machte Karl von Fritsch deutlich. Seine Studie zum Gotthardgebiet war 1873 die einzige, deren Vermutungen über den tieferen Untergrund bald auf die empirische Probe gestellt werden sollten: Ob seine Annahmen über die Schichtenlagerung korrekt seien, «werden die Arbeiten an dem grossen Tunnel in den nächsten Jahren zeigen. Auf den Profilen durfte nur angedeutet werden, dass der Verfasser dies für wahrscheinlich hält, denn sicher ist diese Hypothese keineswegs.»³⁹

Schluss

Während mehr als dreier Jahrzehnte war die Arbeit der Geologen von den Angeboten und Aufforderungen geprägt, die die topografische Kartengrundlage und die Verhältnisse im Gelände bereitstellten. Das Verhältnis von Oberfläche und Untergrund durchzog bereits Bernhard Studers frühe Legitimationsversuche zum angestrebten Projekt: Die Existenz einer wissenschaftlich genauen topografischen Karte fordere dazu auf, eine geologische Ableitung zu erstellen. Bei der Arbeit im Feld zeigte sich das Spannungsfeld zwischen individueller Handlungsmacht und dem buchstäblichen Rahmen der topografischen Grundlage deutlich. Während die topografischen Karten als Modelle der Erdoberfläche die Möglichkeit eröffneten, offen liegende Felsen zu finden und Anschlüsse einzutragen, beschränkten sie auch den Handlungsraum der wissenschaftlichen Akteure, die sich der Erforschung von Gesteinen im Untergrund verschrieben hatten. In zahllosen Wanderungen während der Sommermonate, oft über Jahre und Jahrzehnte verteilt, begingen die Forscher das geologisch zu kartierende Terrain. Dabei stiessen sie nicht nur an Grenzen der Sicht- und Zugänglichkeit, sondern auch an die Ränder ihrer Kartenblätter. Die Ordnung des Obens kollidierte mit den Fragestellungen des Untens – das Verhältnis von Kartenrand und geologischem Erkenntnisinteresse war ein kontinuierlicher Konfliktpunkt.

Im Feld waren die Praktiken der geognostischen Wanderung zentral. Das geschulte Sehen, Notieren und Kartieren von Aufschlüssen sowie das Zeichnen von Profilen und Panoramen konstituierten die Techniken der Geologen. In diesen Handlungen manifestierte sich erneut eine vertikale Verflechtung: Die Forscher studierten die Oberfläche der Erde, um ihr Wissen über den Untergrund zu mehren. Die Vorbedingungen des Terrains bestimmten jedoch den Handlungsrahmen merklich. War eine Gesteinsschicht nicht die oberste oder von Vegetation und Lockergestein verdeckt, waren die Forscher auf Ableitung, Generalisierung und Thesenbildung angewiesen. Horizontal schlossen sie von oft nur vereinzelt Aufschlüssen eines Gesteins auf dessen Verbreitung im obersten Untergrund.

Vertikal griffen sie auf die Altersbestimmung der obersten Gesteine zurück, um Überlegungen zu tiefer liegenden Lagerungsverhältnissen anzustellen. Das Terrain und die topografische Kartengrundlage waren Angebot, Aufforderung und Beschränkung zugleich. Die Evidenz der Oberfläche – Aufschlüsse und Kartenbild – ermöglichte das Studium des Untergrunds, bestimmte aber auch den Erkenntnisrahmen und die empirischen Grenzen.

Anmerkungen

- 1 Gottfried Theobald, *Die südöstlichen Gebirge von Graubünden und dem angrenzenden Veltlin* (Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz 3), Chur 1866, VIII.
- 2 Geologische Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (Hg.), *Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz*, Bern etc. 1862–1896.
- 3 So waren mit Heinrich Gerlach, Friedrich Rolle, Karl von Fritsch und Gottfried Theobald vier Bürger eines deutschen Staates massgeblich an der *Geologischen Karte der Schweiz* beteiligt. Sie untersuchten den Untergrund des Wallis, Graubündens und des Gotthardmassivs. Der Italiener Torquato Taramelli wiederum erforschte für die Geologische Kommission das Tessin.
- 4 Einen Hinweis auf die Unterstützung durch Drittpersonen machte Eugène Renevier in seiner Studie *Monographie des Hautes-Alpes Vaudoises* (Matériaux pour la carte géologique de la Suisse 16), Bern 1890, 2.
- 5 James J. Gibson, «The Theory of Affordances», in Robert Shaw, John Bransford (Hg.), *Perceiving, Acting and Knowing*, New York 1982, 67–82; James J. Gibson, *Wahrnehmung und Umwelt*, München 1982.
- 6 Rudolf Trümpy, Andrea Westermann, «Albert Heim (1849–1937). Weitblick und Verblendung in der alpentektonischen Forschung», *Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich* 3/4 (2008), 67–79; Andrea Westermann, «Inherited Territories. The Glarus Alps, Knowledge Validation, and the Genealogical Organization of Nineteenth-Century Swiss Alpine Geognosy», *Science in Context* 22 (2009), 439–461; Peter Heitzmann, «Die ersten geologischen Karten der Schweiz 1752–1853», *Cartographica Helvetica* 38 (2008), 21–36. Zur Geologischen Kommission August Aeppli, *Geschichte der Geologischen Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft*, Basel 1915; A. Buxtorf, O. P. Schwarz, *Hundert Jahre Schweizerische Geologische Kommission. Organ der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1860–1960*, Bern 1960; Patrick Kupper, Bernhard C. Schär, «Eine einfache und anspruchlose Organisation». Zur Geschichte der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz», in Patrick Kupper, Bernhard C. Schär (Hg.), *Die Naturforschenden. Auf der Suche nach Wissen über die Schweiz und die Welt, 1800–2015*, Baden 2015, 281–295.
- 7 «Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung, betreffend Bewilligung eines Kredits zur Unterstützung gemeinnütziger Tätigkeit», *Bundesblatt* 2 (1859), 242–247, hier 246 f.
- 8 BAR, E88#1000/1167#41*, Luigi Lavizzari und Hans Locher-Balber an Giovanni Battista Pioda, 30. 11. 1859.
- 9 Kupper, Schär (wie Anm. 6), 287.
- 10 Lavizzari und Locher-Balber an Pioda, 30. 11. 1859 (wie Anm. 8).
- 11 Die geologische Kartierung europäischer Staaten im 19. Jahrhundert ist noch unzureichend erforscht, folgende Beiträge bieten aber aufschlussreiche Einblicke: Simon Winchester, *The Map That Changed the World. William Smith and the Birth of Modern Geology*, New York 2001; David R. Oldroyd, *The Highlands Controversy. Constructing Geological Knowledge through Fieldwork in Nineteenth-Century Britain*, Chicago 1990; Isabelle Laboulais, «Cartographier les savoirs géologiques dans le premier tiers du XIX^e siècle. L'exemple des travaux de Jean-Baptiste-Julien d'Omalius d'Halloy (1783–1875)», in dies. (Hg.), *Les usages des car-*

- tes (XVII^e–XIX^e siècle). Pour une approche pragmatique des productions cartographiques, Strasbourg 2008, 149–165; Csilla Galambos, «History of the Hungarian Geological Maps. An Overview from the 18th Century to Nowadays», in Georg Gartner, Felix Ortig (Hg.), *Cartography in Central and Eastern Europe. Lecture Notes in Geoinformation and Cartography*, Berlin 2012, 497–508; J. A. Bain, «British Geological Survey Maps and their Availability», *Journal of the Geological Society* 3 (1986), 569–576. Für geisteswissenschaftliche Zugänge zur Kartografie siehe Guntram H. Herb, «Maps, Power, and Politics», in Alexander J. Kent, Peter Vujakovic (Hg.), *The Routledge Handbook of Mapping and Cartography*, Abingdon 2018, 427–438; Monique Pelletier, «Cartography and Power in France during the Seventeenth and Eighteenth Centuries», *Cartographica* 3/4 (1998), 41–54; Michael Busch et al. (Hg.), *Geschichte – Kartographie – Demographie. Historisch-geographische Informationssysteme im methodischen Vergleich*, Berlin 2013.
- 12 Geological Survey of Great Britain, *Geological Map of England and Wales*, Southampton 1834–1903 [1:163 360, 360 Blätter]; Bureau de recherches géologiques et minières (Hg.), *Carte géologique de la France 1:80000*, Paris 1832 [1:80000, Blattzahl unbekannt]; Königl. Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten (Hg.), *Geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen*, Berlin 1850–1865 [1:80000, 35 Blätter]; Kaiserlich-Königliche Geologische Reichsanstalt (Hg.), *Geologische Karte des Erzherzogthumes Österreich*, Wien 1852 [1:144000, 30 Blätter]; Königliche Bergakademie zu Freiberg (Hg.), *Geognostische General-Charte des Königreichs Sachsen und der angrenzenden Länder-Abtheilungen*, Dresden 1845 [ca. 1:375000, 1 Blatt]; André Dumont, J. F. De Keyser, *Carte géologique de la Belgique indiquant les terrains qui se trouvent au-dessous du limon-hesbayen et du sable campinien*, Brüssel 1849 [1:160000, 9 Blätter]. Im für diese Zeit ausserordentlich grossen Massstab 1:25000 erschienen die Blätter der geologischen Karte Elsass-Lothringen (ab 1822): Direction der geologischen Landes-Untersuchung von Elsass-Lothringen (Hg.), *Geologische Spezialkarte von Elsass-Lothringen*, Berlin 1822–1909. Auch Bernhard Studer betonte die starken Investitionen anderer Staaten. Demnach waren französische Geologen als Staatsbeamte in einer besonders privilegierten Position, während das Vereinigte Königreich jährlich die stolze Summe von 220000 Franken in die British Geological Survey investierte. Vgl. BAR, E88#1000/1167#41*, Bernhard Studer an Giovanni Battista Pioda, 4. 5. 1860.
 - 13 BAR, E88#1000/1167#41*, Luigi Lavizzari an Giovanni Battista Pioda, 22. 3. 1860; Studer an Pioda, 4. 5. 1860 (wie Anm. 12).
 - 14 Lavizzari an Pioda, 22. 3. 1860 (wie Anm. 13).
 - 15 Umfassend zur *Topographischen Karte der Schweiz* David Gugerli, Daniel Speich, *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*, Zürich 2002.
 - 16 Studer an Pioda, 4. 5. 1860 (wie Anm. 12).
 - 17 Lavizzari und Locher-Balber an Pioda, 30. 11. 1859 (wie Anm. 8).
 - 18 Albrecht Müller, *Geognostische Skizze des Kantons Basel und der angrenzenden Gebiete* (Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz 1), Neuenburg 1862, 4.
 - 19 BAR, E27#1000/721#22655*, Bernhard Studer und Alphonse Favre an Constant Fornerod, 5. 5. 1862.
 - 20 Hierzu ausführlich Jakob Melchior Ziegler, *Ueber das Verhältniss der Topographie zur Geologie bei Darstellung von Gebirgskarten in grösserem Massstabe. Text zur Karte des Unter-Engadin's, Reduktion 1:50000*, Winterthur 1869.
 - 21 Gesellschaftsarchiv Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (im Folgenden: GA SANW), Franz Joseph Kaufmann an Bernhard Studer, 4. 5. 1869.
 - 22 Auguste Jaccard, *Jura Vaudois et Neuchâtelois* (Matériaux pour la carte géologique de la Suisse 6), Bern 1869, erste Hervorhebung F. F.
 - 23 Auguste Jaccard, *Supplément à la Description du Jura Vaudois et Neuchâtelois (sixième livraison)* (Matériaux pour la carte géologique de la Suisse 7a), Bern 1870, 1.
 - 24 Casimir Moesch, *Der südliche Aargauer-Jura und seine Umgebungen* (Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz 10), Bern 1874, V.

- 25 GA SANW 637, Franz Joseph Kaufmann an Bernhard Studer, 23. 11. 1864; GA SANW 637, Bericht Franz Joseph Kaufmanns an die Geologische Kommission, 30. 10. 1869.
- 26 Müller (wie Anm. 18), 4.
- 27 Karl von Fritsch, *Das Gotthardgebiet* (Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz 15), Bern 1873, 1.
- 28 GA SANW 637, Bericht Franz Joseph Kaufmanns (wie Anm. 25).
- 29 Zur Relevanz des «Sehens» im Feld: Albert Heim, *Sehen und Zeichnen. Vortrag gehalten auf dem Rathause zu Zürich. 1. Februar 1894*, Basel 1894.
- 30 Für ein Beispiel siehe Franz Joseph Kaufmann, *Geologische Beschreibung des Pilatus* (Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz 5), Bern 1867, 36.
- 31 Albert Heim, *Aus der Geschichte der Schöpfung* (Oeffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz 7), Basel 1872, 9.
- 32 Neben den Forschungsberichten der Geologen in den «Beiträgen» zeigen dies auch die Bemühungen der Geologischen Kommission um Aushändigung der grossmassstäbigen Originalaufnahmen der Dufourkarte: BAR, E27#1000/721#22974*, ganzes Dossier *BRB vom 3. 12. 1862 betr. Benützung der Originalaufnahmen [sic] der Dufourkarte für eine geologische Karte der Schweiz* (Blatt XV).
- 33 GA SANW 637, Kaufmann an Studer, 23. 11. 1864 (wie Anm. 25).
- 34 GA SANW 637, Franz Joseph Kaufmann an Bernhard Studer, 5. 1. 1870.
- 35 Louis Rollier, *Structure et histoire géologiques de la partie du Jura Central comprise entre le Doubs (Chaux-de-Fonds), le Val de Delémont, le Lac de Neuchâtel et le Weissenstein* (Matériaux pour la carte géologique de la Suisse 8, premier supplément), Bern 1893, 25.
- 36 GA SANW 637, Bericht Franz Joseph Kaufmanns (wie Anm. 25).
- 37 Von Fritsch (wie Anm. 27), 1.
- 38 Kaufmann (wie Anm. 30), VI. Zur Kontroverse über die Ursachen der «unchronologischen» Erscheinung von Felsarten an der Oberfläche siehe Trümpy, Westermann (wie Anm. 6).
- 39 Von Fritsch (wie Anm. 27), 150.

Résumé

Le sous-sol à la surface. La cartographie géologique de la Suisse, 1860–1887

Entre 1860 et 1887, la carte géologique de la Suisse au 1:100 000 est publiée en 25 feuillets. Fondée en 1860, la commission géologique de la Société helvétique des sciences naturelles a dirigé ce projet de cartographie. Cet article montre comment les géologues impliqués ont généré des connaissances sur le sous-sol suisse et les ont transférées sur le support cartographique et comment la ligne de démarcation entre le «dessus» et le «dessous» a oscillé dans le processus des recherches géologiques.

La connaissance des couches rocheuses cachées a été produite par une étude précise de la surface terrestre. Grâce à la pratique de la marche et à leur regard expert, les géologues ont identifié les endroits où la roche solide se révélait à la surface. Cette approche sur le terrain partait de l'idée que des connaissances sur le sous-sol pouvaient être tirées à partir d'indices situés à la surface de la Terre – les

forages ou d'autres méthodes d'accès physique au sous-sol étaient rarement utilisés. L'interdépendance de la surface et du sous-sol était également évidente dans le processus de cartographie géologique, dans lequel les cartes de surface (cartes topographiques) étaient colorées en fonction de la position supposée d'une roche solide. Le «haut» et le «bas» se confondaient alors sur la surface plane de la carte géologique.

(Traduction: Alexandre Elsig)

Strahlende Berge

Uerner Opposition gegen ein Endlager für radioaktive Abfälle in den 1980er-Jahren

Romed Aschwanden

Der Oberbauenstock ragt mit seinen 2116,9 m ü. M. hoch über den Vierwaldstättersee. Geologisch gehört der Berg zur Gruppe der helvetischen Kalkalpen. An seinem Fusse, idyllisch am Seeufer, liegt die Uerner Gemeinde Bauen. In diesem beschaulichen Dorf wurde der Komponist der Schweizer Nationalhymne Albrecht Zwyssig (1808–1854) geboren und liegt dort auch begraben. Ebendieser *Schweizerpsalm* kam im April 1983 zu zweifelhafter Ehre. Der linksalternativen Uerner Zeitschrift *Alternative* lag ein Dossier bei, dessen Titel den Hymnentext verballhornte: «NAGRA SPEZIAL – Trittst im Strahlenrot daher ...» Die Beilage war der bisherige Höhepunkt einer Bürgerbewegung gegen geplante Sondierbohrungen der Nationalen Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra) im Oberbauenstock. Die Bewegung, die zu ihren Hochzeiten rund sechshundert Aktivistinnen und Aktivisten mobilisierte, wollte sich «mit allen demokratischen Mitteln gegen Vorbereitung, Bau und Betrieb eines Atommüll-Endlagers im Kanton Uri einsetzen».¹

Die historiografische Beschäftigung mit dem lokalen Widerstand gegen die Projektierung eines Atommüllendlagers hat zwei Motivationen. Zum einen gehört der Umgang mit den Rückständen aus Atomkraftwerken immer noch zu den ungelösten Problemen der Kernkrafttechnik. Zum anderen hat sich die historische Forschung bisher zwar eingehend mit dem Widerstand gegen und dem Bau von Atomkraftwerken beschäftigt, die Thematik der Abfallentsorgung aber kaum gewürdigt.²

Die Endlageropposition in Uri hat Markus Furrer als Teil einer «urschweizerischen Umweltbewegung» charakterisiert.³ Ich stütze mich in wesentlichen Punkten auf seine Vorarbeiten. Mein Augenmerk gilt allerdings nicht dem Oppositionspotenzial der Bewegung im gesellschaftlichen Umfeld der Urschweiz, sondern deren Verständnis der Umweltzusammenhänge – und damit auch des Untergrunds.

Ich folge der These, dass das Verständnis von Untergrund, das heisst von dem, was unterhalb der Erdoberfläche liegt, zwischen der Endlageropposition der 1980er-Jahre und den behördlichen Experten⁴ der Nagra fundamental divergierte: Während die Opposition den Untergrund als Teil einer umfassenden und



**seh ich dich
im Strahlenmeer...**

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

"Aber irgendwo muss der Atommüll doch hin!" lautet ein vielgehořtes Argument. In diesem ALTERNATIVE-Dossier zeigen wir, woher der Atommüll kommt. Wir zeigen auch, dass die sogenannte "friedliche" Nutzung der Atomenergie in einem Debusel enden wird. Atomenergie ist gefahrlieh, sinnlos und zu teuer. Wir sind nicht bereit, die Szenenange hinzunehmen, in die unser Land von der Atomlobby hineinmanœvriert wird. Wir fordern alle Lernenden und Lerner auf, sich gegen den weiteren Ausbau der Atomenergie zur Wehr zu setzen. Nicht nur aus Angst vor den tatsachlichen atomaren Gefahren. Denn im Gegensatz zur Nagra und der Urner Regierung sind wir iberzeugt, dass eine Zukunft ohne Atomkraftwerke machbar ist. Etwas suchen Sie in diesem Dossier vergeblich. Fur das Verstohlen von Energiesparmassnahmen und fur das Darlegen

einer anderen Energiepolitik reicht hier der Platz nicht. Wenn Sie solche Alternativen kennenlernen mochten, mussen wir Sie auf unsere monatlich erscheinende Zeitung verweisen. In der ALTERNATIVE werden wir uns weiterhin nicht nur gegen Atomkraftwerke und Atommull-Lager einsetzen, sondern auch fur eine menschen- und umweltgerechte Energiepolitik.

Ihre ALTERNATIVE-Redaktion

NAGRA SPEZIAL

Beilage im Heft der ALTERNATIVE Nr. 79, April 1983
Nagra Spezial kann separat bestellt werden. Preis 1.- Fr.
Bestellungen an: ALTERNATIVE, Postfach, 6460 Altdorf
Autor: Reto Gamma

Abb. 1: Titelbild von NAGRA SPEZIAL, 1979. ber dem Oberbauenstock geht die Sonne in Form des Warnsymbols fur radioaktive Stoffe auf (Alternative 79, April 1983).

durch Wechselwirkungen geprägten Umwelt verstand, konzipierten die Experten mit dem Begriff der Geosphäre den Untergrund als Gegenort, der einerseits homogen und andererseits komplett von der Oberfläche abgegrenzt war beziehungsweise abgegrenzt werden konnte. Meine Untersuchung fokussiert auf die 1970er- und 1980er-Jahre. In diesem Zeitraum lösten Gerüchte über eine Probebohrung der Nagra in Uri ersten Widerstand gegen ein Endlager aus und die Kontroversen um die Eignung des ernerischen Untergrunds nahmen Fahrt auf. Mitte der 1980er-Jahre befand sich die Oppositionsbewegung auf ihrem Höhepunkt und das Endlagerprojekt in Uri verlor zunehmend an Rückhalt.

Dass die Probebohrungen im Verlauf der 1990er-Jahre in Uri und der ganzen Innerschweiz gestoppt wurden, kann auf drei Faktoren zurückgeführt werden: erstens auf den breiten Widerstand in der Bevölkerung, zweitens auf eine Annäherung der divergierenden Untergrundverständnisse zugunsten einer systemischen Umweltauffassung und drittens auf die Erforschung des Untergrunds selber, der sich immer mehr als ungeeignet herausstellte.

Im ersten Teil des Artikels skizziere ich die wichtigsten Entwicklungslinien der Frage nach der Entsorgung radioaktiver Abfälle in der Schweiz. Im zweiten und dritten Teil schildere ich die beiden Antagonisten der Geschichte, die Nagra und die Bürgerbewegung «Atommüll Hiä Niä», um schliesslich im vierten Teil auf die unterschiedlichen Konzeptionen von Untergrund einzugehen.

Radioaktive Rückstände als Problem

Radioaktives Material, das nicht mehr gewerblich oder industriell genutzt werden konnte, wurde in der Schweiz erst mit steigender Menge als Problem anerkannt. Hinzu kam seit den 1970er-Jahren ein globaler Wandel in der gesellschaftlichen Bewertung von Atomenergie und damit verbunden die vermehrte Thematisierung ihrer negativen Aspekte.⁵ Vorher, das heisst bis in die späten 1960er-Jahre, wurden schweizweit radioaktive Abfälle aus Forschung, (Uhren-) Industrie und Medizin ohne weitere Vorsichtsmassnahmen vergraben oder in Deponien verfrachtet, flüssige Abfälle wurden verdünnt in die Kanalisation abgeleitet. Ein gesellschaftliches Bewusstsein für die Folgen dieser Entsorgungsweise fehlte weitgehend, die daraus resultierenden Kontaminierungen mussten teilweise noch in den 1980er-Jahren beseitigt werden.⁶

Auch in der Frühphase der zivilen Atomkraftnutzung in den 1950er-Jahren und dem damit verbundenen Mengenzuwachs radioaktiver Abfälle widmeten die Behörden der Entsorgung kaum Aufmerksamkeit.⁷ Für sie stand die Förderung der Atomenergie im Zentrum, der Umgang mit radioaktivem Abfall galt nicht als dringliches Problem.⁸ Am 23. Dezember 1959 nahm die Bundesversammlung

das «Bundesgesetz über die friedliche Verwendung der Atomenergie und den Strahlenschutz» an, kurz Atomgesetz. Am 1. Juli 1960 trat das Gesetz in Kraft.⁹ Die rechtliche Sicherheit sollte die Forschung im Bereich Atomreaktoren sowie deren Bau vereinfachen.¹⁰

Das Atomgesetz regelte bis zu einem gewissen Grad den Umgang mit «Rückständen» aus Forschung und Stromproduktion. Einrichtungen zur Behandlung und Lagerung von Rückständen waren bewilligungspflichtig, ebenso Einfuhr und Ausfuhr, Transport, Abgabe und Bezug von Rückständen.¹¹ Zur Beseitigung von Abfällen schwiegen sowohl das Gesetz als auch dessen Ausführungsbestimmungen. Generell gingen die Behörden davon aus, dass verbrauchte Brennstoffe im Ausland wieder komplett aufgearbeitet werden konnten.¹² Zudem stellte sich die Entsorgung nicht mehr aufzubereitender Abfälle im Meer als besonders einfach heraus. Sie wurde unter der Schirmherrschaft der Europäischen Kernenergieagentur und später der Nuklearagentur der OECD ausgeführt. Die Schweiz beteiligte sich zwischen 1969, der Eröffnung des Kernkraftwerks Beznau I, und 1982 daran.¹³

Ab 1970 traten vermehrt Bürgerinitiativen und Proteste gegen den Bau von Kernkraftwerken auf und auch die Entsorgung radioaktiver Abfälle im Meer traf vor dem Hintergrund eines steigenden Umweltbewusstseins zunehmend auf gesellschaftliche Unbill.¹⁴ Die Abfallfrage wurde in den 1970er-Jahren immer drängender. In Anbetracht des steigenden öffentlichen Drucks und der Inbetriebnahme neuer Kernkraftwerke (Beznau II 1972, Mühleberg 1972) gründeten der Bund und die Kernkraftwerkbetreiber 1972 die Nagra und versahen sie mit dem Auftrag, eine Lösung für die Lagerung radioaktiver Abfälle zu finden.¹⁵

Auf der Suche nach Standorten für Endlager verspielte die Nagra durch eine schlechte Informationspolitik rasch das Vertrauen der Bevölkerung. Gemeinden wie Bex und Airolo, in denen die Nagra zwischen 1973 und 1975 Sondierbohrungen durchführte, warfen der Organisation Geheimniskrämerei vor.¹⁶ Die Skepsis in der betroffenen Bevölkerung wurde verstärkt durch die allgemeine Kritik an der Atomenergie, die sich 1975 in der Besetzung des Baugeländes für das Atomkraftwerk Kaiseraugst und der Volksinitiative «zur Wahrung der Volksrechte und der Sicherheit beim Bau und Betrieb von Atomlagern» verdichtete.¹⁷ Daher sind die Vorwürfe gegen die Nagra nicht alleine mit der schlechten Informationspolitik der Behörde zu erklären. Vielmehr wurde die Suche nach einem Endlagerstandort von einem generellen Vertrauensverlust in den technologischen Fortschritt und die technologischen Expertinnen und Experten begleitet, den der Soziologe Ulrich Beck mit dem Begriff der reflexiven Modernisierung zu fassen versucht hat. Die westlichen Gesellschaften mussten sich vermehrt um die technologieimmanenten Risiken kümmern, welche die um 1970 erreichten Wohlstandsstandards bedrohten. Zunehmend wurde die Bevölkerung auf die ne-

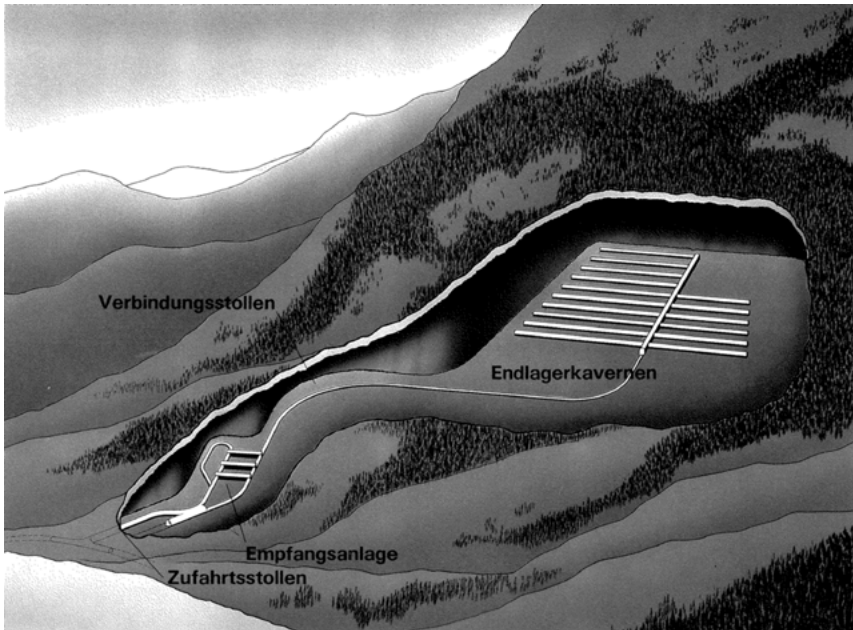


Abb. 2: Ansicht eines Lagers Typ B für schwach- bis mittelaktive Abfälle. Die Endlagerkavernen sind in einen homogenen Untergrund, tief im Bergesinneren, eingebettet. Natürliche und technische Barrieren garantieren die Sicherheit. (Nagra [Hg.], Projektbericht NGB 85-01, Bern 1985)

gativen Folgen des Fortschritts aufmerksam, welche sich besonders in der durch die Produktionsstätten und den Konsum hervorgerufenen Umweltbelastung äuserten. Diese Folgen wurden vermehrt kritisch reflektiert: Wie stark bedroht «Fortschritt» die gesellschaftlichen Existenzgrundlagen?¹⁸ In Anbetracht dessen agierte die Expertenorganisation Nagra in einem ihr grundsätzlich kritisch gesinnten Umfeld.

Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund stieg der öffentliche und politische Druck, die Entsorgung von Atommüll endlich sicherzustellen: Der Bundesbeschluss zum schweizerischen Atomgesetz vom 6. Oktober 1978 machte schliesslich die nachgewiesene Machbarkeit der sicheren Entsorgung bis 1985 zur Bedingung für die weiteren Betriebsbewilligungen von Kernkraftwerken.¹⁹ In Reaktion darauf veröffentlichten die Atomkraftwerksbetreiber und die Nagra zum Jahreswechsel 1978/79 das Projekt «Gewähr», das vorsah, in der Nordwestschweiz, dem Mittelland, dem Jura und den Alpen geeignete Gesteinsformationen für Endlager auszumachen.²⁰

Projekt Oberbauenstock und die Sicherheit von Endlagern

Die Suche nach Endlagerstandorten machte zu Beginn der 1980er-Jahre Fortschritte. In ihrem Technischen Bericht von 1983 gab die Nagra bekannt, dass sie die möglichen Standorte für Endlager für schwach- bis mittelaktive Abfälle (Typ B)²¹ auf 20 hatte eingrenzen können. Unter diesen priorisierte sie die drei Standorte Bois de la Glaive (Gemeinde Ollon), Piz Pian Grand (Gemeinde Mesocco) und Oberbauenstock (Gemeinde Bauen).²² Die Gebiete wurden aufgrund von Kriterien betreffend «geologische und hydrogeologische Situation», «bautechnische und Realisierungs-Kriterien» sowie «Umweltaspekte und Raumplanung» favorisiert. Im Falle des Oberbauenstocks waren «die erdwissenschaftlichen Kenntnisse bereits heute so umfassend, dass sie für eine Sicherheitsanalyse im Rahmen eines Gewähr bietenden Projekts ausreichen dürften.»²³ Durch den Oberbauenstock hatte man in den 1970er-Jahren den Seelisbergtunnel gebaut und verfügte deshalb über entsprechende geologische Einblicke.²⁴ Laut der Nagra eignete sich insbesondere die Gesteinsschicht aus Mergel als «Wirtgestein».²⁵ Dieses vergleichsweise weiche Gestein sei sehr wasserdicht und biete damit die nötigen Eigenschaften für den Bau und den längerfristigen Betrieb eines Endlagers.²⁶

Der Begriff Wirtgestein impliziert die Vorstellung eines homogenen Bereichs, der die «Biosphäre» zuverlässig von der «Geosphäre» abschirmt. Beide Begrifflichkeiten werden in den Berichten der Nagra nicht genau definiert, können aber folgendermassen konzeptualisiert werden: Die Biosphäre umfasst die Erdoberfläche und die unmittelbar darunterliegenden Erdschichten. Oberfläche und Untergrund stehen innerhalb dieser Sphäre in einem systemischen Austausch, beispielsweise durch Grundwasser oder Pflanzenwurzeln, und bilden dadurch ein komplexes System. Diese Konzeption der Biosphäre war seit etwa 1970 nicht nur in Fachkreisen stark verbreitet und galt in den 1980er-Jahren als allgemein anerkannt.²⁷ Die Geosphäre hingegen wurde von der Nagra als weitgehend unbelebter Teil des Untergrunds verstanden, der normalerweise nicht mit der Biosphäre verwoben ist, sondern durch natürliche Gesteinsbarrieren von ihr getrennt. «Als einziges Medium, das Abfallstoffe durch die Barrieren transportieren könnte, gilt das Wasser.»²⁸ Die Wortwahl des Nagra-Berichts von 1983 deutet zwar eine mögliche Vernetzung von Geo- und Biosphäre an, beschreibt sie aber als nicht besonders intensiv.

Im Idealfall befindet sich das Wirtgestein für ein Endlager demnach in der Geosphäre. Die Strahlung des gelagerten radioaktiven Abfalls kann damit nicht in die Biosphäre gelangen. Wo die isolierende Wirkung des Wirtgesteins, die «natürliche Barriere», nicht zweifelsfrei vorausgesetzt werden konnte oder wo sie zwecks Zugang zum Lager durchbrochen wurde, mussten «technische Bar-

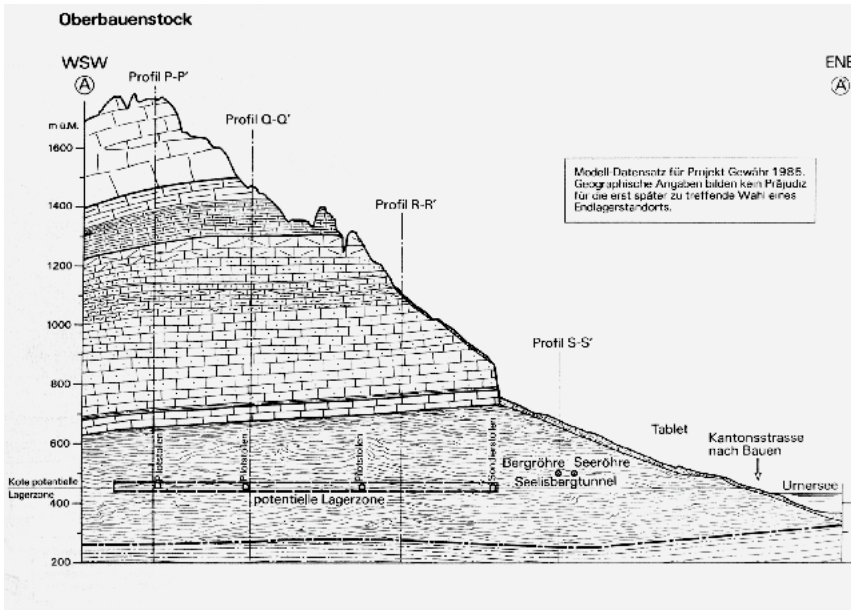


Abb. 3: Geologisches Profil des Oberbauenstocks mit eingezeichneter Lagerzone. Die Drusbergdecke, in welcher die Lagerzone eingezeichnet ist, wird als homogene Formation visualisiert. Der Eindruck von Homogenität und Stabilität sticht im Kontrast zu den anderen Gesteinsformationen verstärkt hervor. (Nagra [Hg.], Projektbericht NGB 85-01, Bern 1985)

rieren» zusätzliche Schutzfunktionen erfüllen. Die technischen Massnahmen, um die Abschirmung der Biosphäre zu garantieren, begannen mit dem «Einbinden der Abfälle in Festkörper», das heisst in der Regel dem Eingiessen in Zement, führten über die Verpackung des verfestigten Abfalls in Behälter mit minimaler Korrosion und endeten mit dem «Eingiessen oder Zuschütten des Lagers». ²⁹ Anschliessend könnten die Endlager «sich selbst überlassen werden» und den Schutz der Umwelt und Bevölkerung während mehrerer 10000 Jahre garantieren. ³⁰

Mit den natürlichen und technischen Barrieren könne man, so die Nagra, «die radioaktiven Stoffe entweder vollständig einschliessen oder deren Wanderung in Richtung Biosphäre so stark verzögern, dass die Aktivitäten vor Eintritt in die Biosphäre im Wesentlichen abgeklungen ist». ³¹ Die Nagra ging folglich trotz allem vom Szenario aus, dass die Möglichkeit eines Austritts radioaktiver Stoffe (Radionuklide) aus dem Lagerbehälter plausibel war und dass Wasser die Stoffe irgendwann von der Geosphäre in die Biosphäre transportieren könnte. ³² Um die

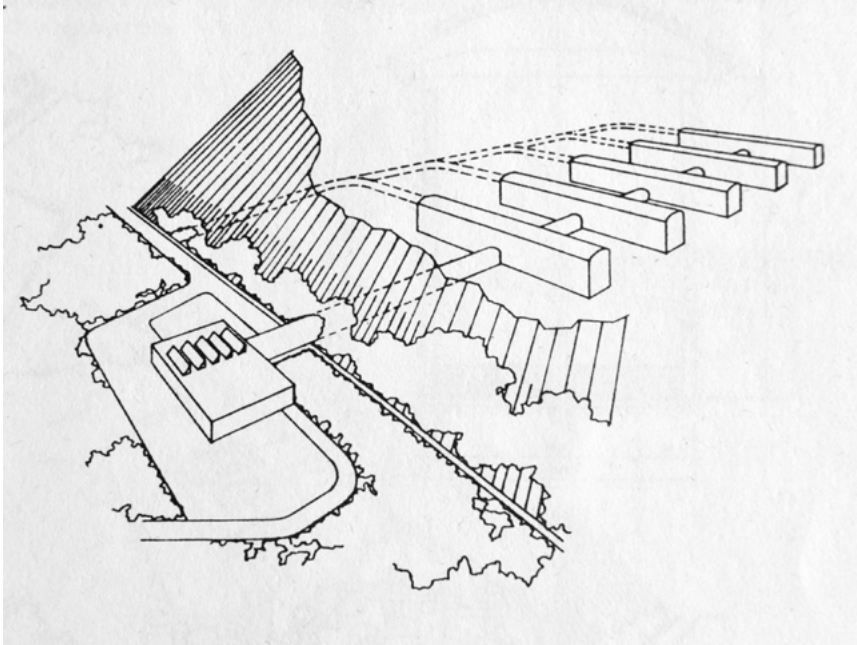


Abb. 4: Modellzeichnung eines Endlagers für schwach- bis mittelaktive Abfälle. Die schematische Zeichnung suggeriert eine Endlagerung in einem Raum, der nur durch zwei Stollen mit der Aussenwelt verbunden ist. (Schweizerische Vereinigung für Atomenergie [Hg.], Endlagerung radioaktiver Abfälle. Eine Standortbestimmung aus schweizerischer Sicht, Bern 1980, 55)

Transportgeschwindigkeiten und das Mass der notwendigen Verzögerung zu berechnen, arbeiteten die Experten mit verschiedenen Geosphären- und Biosphärentransportmodellen.³³ Allerdings spezifizierte die Nagra in keinem ihrer Berichte, wo die Geosphäre aufhöre und die Biosphäre beginne. Deutlich machte sie einzig, dass nur das Grundwasser die beiden Sphären verbinden könne: «[Der] Transport durch Grundwasser [wird] als das kritische Ereignis für eine Rückkehr der Radionuklide an die Biosphäre angesehen.»³⁴

Die Annahme einer existierenden Trennbarkeit von Geo- und Biosphäre wurde freilich nur hypothetisch vorausgesetzt, empirisch war sie nicht weiter erforscht. Obwohl die Nagra in ihren Publikationen die Möglichkeit «geologischer Überraschungen»³⁵ wie unerwartete Einschlüsse anderer Schichten bei der Standortsuche nicht ausschloss und damit diese Problematik explizit ansprach, kommunizierte sie in ihren Texten, noch viel mehr aber in ihren Visualisierungen, Kompaktheit und Homogenität der Geosphäre beziehungsweise des Untergrunds.³⁶

Der Tatbestand, dass die Nagra die Sicherheit ihrer Anlagen nur anhand der geschilderten Prognosemethoden annehmen konnte und keine Langzeituntersuchungen vorlagen, rief lautstarken fachlichen Protest hervor, unter anderem von den Atomkraftskeptikern und Geologen Marcos Buser und Walter Wildi.³⁷

Lokale Oppositionshaltung

Die Besetzung des Geländes für den Bau des Atomkraftwerks Kaiseraugst von 1975 gilt als Schlüsselerlebnis für viele Umweltschützerinnen und Atomkraftgegner.³⁸ Obwohl es im Kanton Uri kein Bauprojekt für Atomkraftwerke gab, waren auch dort gewisse Bevölkerungsteile gegenüber dieser Technologie kritisch eingestellt. Insbesondere Akteurinnen und Akteure aus dem linksalternativen Milieu des Bergkantons positionierten sich gegen ein mögliches Endlager für Abfallprodukte aus den Atomkraftwerken.³⁹ Dieses Milieu konzentrierte sich um die Urner Zeitschrift *Alternative*, die in der Folge des 1968er-Aufbruchs 1973 gegründet worden war und sich als kritische Stimme in der katholisch-konservativen Presselandschaft des Kantons inszenierte. Das Redaktionskollektiv gründete 1976 die Gruppe «Kritisches Uri», die sich zwar nicht als Partei verstand, trotzdem aber bald als linke Oppositionspartei im Kanton Uri auftrat. Ihre Mitglieder vertraten in der Regel sozialistische Ideen und beschäftigten sich besonders mit Themen der neuen sozialen Bewegungen (Umweltfragen, Friedenspolitik, Emanzipation usw.). Obwohl zahlreiche Parallelen zu ähnlichen Gruppierungen in den urbanen Zentren der Schweiz bestanden, entwickelte das Urner Milieu eine eigene linke Politik, die sich durch die Konzentration auf Berggebietsproblematiken auszeichnete.⁴⁰

Bereits 1975 hatten Sondierbohrungen im Raum Erstfeld das Interesse der *Alternative* geweckt.⁴¹ In der Ausgabe Mai/Juni 1976 äusserte die Redaktion den Verdacht, im Kanton Uri könnte ein Endlager geplant sein.⁴² Dieser Verdacht und die damit verbundenen Ängste verbreiteten sich auch ausserhalb des eng begrenzten Milieus. Vor diesem Hintergrund nahmen die Urner Stimmbürgerinnen und Stimmbürger am 18. Februar 1979 die «Atomschutzinitiative» mit 51,2 Prozent an. Sie folgten damit nicht den Neinparolen der FDP und der politisch dominierenden CVP. Im schweizerischen Vergleich stach das Resultat hervor, da die Initiative national mit einer Zweidrittelmehrheit deutlich abgelehnt wurde.⁴³

Im März 1982 informierte die Nagra die Urner Regierung, dass sie den Oberbaustock als potenziellen Standort für ein Endlager für schwach- und mittlerradioaktive Abfälle auserkoren hatte. Die Urner Regierung nahm dies zur Kenntnis, reagierte aber nicht wie die Kantone Waadt und Tessin mit Ablehnung.⁴⁴ Die Redaktion der *Alternative* kritisierte diese passiv-neutrale Haltung und forderte den

Regierungsrat auf, «alle rechtlichen und politischen Mittel anzuwenden, um die geplante Atom-Müll-Deponie zu verhindern».⁴⁵

In der Folge formierte sich am 5. März 1983 die Bürgerinitiative «Atommüll Hiä Niä». Diese Bürgerinitiative entstand aus den früheren, allgemein gehaltenen Protesten gegen Atomkraft im Kanton Uri, wobei besonders die Gruppe «Urner AKW-Gegner» hervorzuheben ist. Diese Gruppe hatte sich nach der Abstimmung über die «Atomschutzinitiative» weiterhin gegen Atomenergie und für eine neue Energiepolitik des Kantons eingesetzt und war im linksalternativen Milieu verwurzelt. An der Gründungsversammlung von «Atommüll Hiä Niä» waren rund 150 Personen anwesend.⁴⁶

Die Argumente der Oppositionsgruppe bewegten sich auf drei unterschiedlichen Konfliktachsen: dem Interessenkonflikt zwischen lokaler und nationaler Politik, dem ideologischen Konflikt zwischen Umweltschutz und Modernisierung sowie auf der Achse unterschiedlicher Umweltkonzeptionen.⁴⁷

In der Anfangsphase kritisierte die Urner Endlageropposition die Vorannahmen über die technische Machbarkeit sicherer Endlager nicht. Sie zog auch nicht die Eignung des Oberbauenstocks in Zweifel, sondern wehrte sich prinzipiell gegen ein Endlager im eigenen Kanton (wobei sich einzelne Exponentinnen und Exponenten gegen jegliche Endlager positionierten). Diese fundamentale Haltung wurzelte in der lokalpolitischen Argumentation, die auch die bäuerlichen und bürgerlichen Milieus der Kantonsbevölkerung ansprachen: «Einmal mehr soll Uri ein <nationales Opfer> bringen», formulierte die Redaktion der *Alternative* diesen Sachverhalt.⁴⁸ Der christlich-soziale Landrat Anton Stadelmann argumentierte ein Jahr später genau gleich.⁴⁹ Der Konflikt zwischen lokaler und nationaler Interessenpolitik dominierte die Diskussion. Die Urner Opposition war nicht bereit, die potenziellen Risiken, die von einem Endlager ausgingen, stellvertretend für die ganze Landesbevölkerung zu tragen.

Die zweite Konfliktachse, Umweltschutz – Modernisierung, äusserte sich in der Beurteilung des Risikos beziehungsweise der Sicherheitsgarantie von Endlagern. Ein Teil der Oppositionellen lehnte Kernkraft generell ab. Diese Ablehnung war besonders im linksalternativen Milieu verankert, die Mitglieder der Bürgerinitiative betrachteten den technischen Fortschritt kritisch, denn in ihren Augen überwogen die Risiken den Nutzen.⁵⁰ Sie positionierten sich damit als Kontrapunkt zu den «naiven», in ihrem Fortschrittsglauben gefangenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Aufgrund transnationaler Austauschprozesse war diese Argumentation europaweit vielen Umweltbewegten und Technikskeptischen der 1980er-Jahre eigen, auch die Urner Oppositionellen schlossen sich ihr an.⁵¹

Die dritte Konfliktachse ist schliesslich in der unterschiedlichen Umweltkonzeption der Nagra-Vertreter und der Oppositionellen zu verorten. Auch hier spielte freilich die Bewertung von Risiken eine zentrale Rolle, weniger aber in Bezug

auf menschliche Betroffenheit als in Bezug auf ihre Auswirkungen für die (globale) Umwelt. Während in der Nagra ein technisches Umweltbild vorherrschte, bei dem Biosphäre und Geosphäre klar getrennt waren, gingen die Oppositions-sprecherinnen und -sprecher von einem systemischen Bild der Umwelt aus. Dieses neue systemische Umweltverständnis verbreitete sich ab 1970 und kann unter dem Schlagwort «Ökologie» subsumiert werden. Mensch und Natur wurden darin nicht mehr als Gegensätze aufgefasst, sondern als wechselseitige Einflussfaktoren. Mit diesem Verständnis einher ging auch die Überzeugung, dass die Natur – der frühere Gegenpol des Menschen – nicht einfach kontrolliert und technisch manipuliert werden könne.⁵² Auf dieser Konfliktachse fand schliesslich die Aushandlung über den Untergrund und seine Eignung für ein Endlager statt.

Untergrund

Reto Gamma, Redaktor bei der *Alternative*, wehrte sich publizistisch lautstark gegen die Nagra-Pläne. Gammass bissige Kritik stützte sich kaum auf wissenschaftliche Argumente. Er zog die Glaubwürdigkeit der Nagra-Experten in Zweifel, indem er ihnen finstere Machenschaften unterstellte. Unter anderem karikierte er die Sicherheitsplanung für Endlager: Die Nagra verbreite das Bild, Atomlager seien «eine saubere Sache». Polemisch verwendete er die Terminologie der Nagra, beispielsweise «Empfangsanlage» für den Bereich, wo die Müllbehälter vom Endlager entgegengenommen werden, und stellte sie seinem eigenem Vokabular gegenüber. Gamma schrieb von «Verlochen» und benutzte provokativ den nationalsozialistisch kontaminierten Begriff «Endlösung» als Bezeichnung für die Endlager. Schliesslich hinterfragte Gamma auch die Eignung des Oberbauenstocks für ein Endlager und unterstellte der Nagra, dass die Auswahl mehr aus politischen denn aus fachlichen Gründen geschehen sei. Bauen mit seinen rund 200 Einwohnerinnen und Einwohnern sei klein genug, dass etwaiger Widerstand ignoriert werden könne, und sei mit seiner Lage an der Gotthardautobahn verkehrstechnisch gut gelegen. Darüber hinaus zog er das Wissen über die Geologie des Oberbauenstocks in Zweifel. Niemand wisse genau, wo der Seespiegel unterirdisch verlaufe oder ob die Mergelschicht tatsächlich so homogen sei wie angenommen. Weiter prognostizierte Gamma, dass ein Sondierstellen, unabhängig von den geologischen Erkenntnissen, die er bringe, ein Präjudiz für das weitere Projekt schaffe.⁵³

Gamma als Sprecher der Bürgerinitiative vertrat eine grundsätzlich andere Vorstellung des Untergrunds als die Nagra. Während die Nagra Biosphäre und Geosphäre als strikt trennbar dachte, glaubten die Mitglieder der Bürgerinitiative nicht an diese Konzeption. Sie vertraten die Ansicht, dass die Erde durch das

«Verlochen» von radioaktivem Abfall selbst verseucht werde: «Der Atom Müll gefährdet uns, unsere Umwelt und unsere Nachkommen. Wir dürfen der zukünftigen Generation kein radioaktives Erbe übergeben.»⁵⁴ Die idyllischen Schweizer Alpen würden andernfalls zum Langzeitrisiko.

Die unterschiedlichen Konzeptionen und die daraus resultierenden Kontroversen können als gesellschaftlicher Aushandlungsprozess zweier konkurrierender Weltbilder verstanden werden. Die Mitglieder der Bürgerinitiative vertraten eine ökosystemische Sicht auf die Umwelt, während die Nagra-Vertreter weitgehend eine technisch-funktionale Perspektive einnahmen. Letztere machte die natürliche Umwelt technisch kontrollierbar und ihr Verhalten prognostizierbar. Diese Perspektive entsprach einem Umweltverständnis, das seit den 1970er-Jahren zunehmend erodierte: Nicht nur bei Umweltbewegten, sondern auch bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern begann die Zuversicht zu schwinden, dass der Mensch die Natur beliebig formen und verwalten könne. Ausgelöst wurde diese Erosion beispielsweise durch die Feststellung, dass Experimente mit radioaktiven Stoffen ganze Landstriche verseucht hatten, die auch durch Menschenhand nicht wieder bewohnbar gemacht werden konnten.⁵⁵ Die ökosystemische Sicht auf den Untergrund hingegen, die vielen Umweltaktivistinnen und -aktivisten wie auch den Mitgliedern von «Atomüll Hiä Niä» eigen war, ging von einer engen Verflechtung der Natur und ihrer Sphären aus. Die Annahme, der Austausch zwischen Geo- und Biosphäre sei auf natürliche Weise blockiert oder könne durch technische Massnahmen kontrolliert beziehungsweise verhindert werden, war in diesem Naturbild unglaubwürdig.

Als die Nagra Ende 1983 beim Bundesrat ein Gesuch für die Bewilligung von Sondierbohrungen am Oberbauenstock einreichte, machte die Bürgerinitiative ernst. Gemeinsam mit den Gemeinden Ollon und Mesocco gab sie eine eigene Studie zur Machbarkeit und Sicherheit von Endlagern in Auftrag.⁵⁶ Neben der kontinuierlichen semantischen Delegitimierung der Nagra-Experten in der *Alternative* stellte sie ihre eigenen Gegenexperten auf.

Die im März 1984 publizierte Studie kritisierte das Vorgehen der Nagra scharf: «Das Risiko eines Endlagers für schwach- und mittlradioaktive Abfälle ist heute und in naher Zukunft auch nicht annähernd abschätzbar.»⁵⁷ Im Besonderen kritisierten die Studienautoren die Risikoprognosen, welche anhand von Laborstudien und Feldexperimenten, jedoch ohne Langzeitstudien modelliert worden seien. Die Kritik konzentrierte sich auf die Methodik der Nagra-Wissenschaftler sowie auf ihre technische Konzeption der Umwelt und dekonstruierte deren Prämissen. Allerdings brachten die Gegenexperten keine eigenen empirischen Daten ein.

Die *Alternative*, inzwischen das Sprachrohr der Bürgerinitiative «Hiä Niä», verschaffte sich durch die Studie fachliche Legitimation und zitierte ausführlich daraus. Der Redaktor Emanuel Müller zeigte sich überzeugt, dass man dank der Ge-

genexpertise die «Arroganz der Nagra Herren» aufgedeckt habe. Das Gutachten habe zudem zur «seltsamen Bekehrung» der Urner Regierung geführt, die nun das Sondiervorhaben ablehnte.⁵⁸

Zu der Bürgerinitiative gesellte sich Ende der 1980er-Jahre ein weiterer Opponent gegen das Endlager im Oberbauenstock: Probebohrungen, die die Nagra 1987 von einem Nebenstollen des Seelisbergtunnels aus unternahm, nährten schliesslich auch innerhalb der Nagra Zweifel an der Eignung des Oberbauenstocks. Zwar schlossen die Experten den Oberbauenstock weiterhin nicht gänzlich aus,⁵⁹ doch bewerteten sie 1993 das «verfügbare Gesteinsvolumen» an Mergel im Oberbauenstock «nur als genügend bis knapp», um die Sicherheit des Endlagers zu garantieren.⁶⁰ Aufgrund der unsicheren geologischen Situation wurde das Projekt schliesslich fallengelassen.⁶¹ Der Untergrund verhinderte, quasi als Latour'scher «Aktant», die Fortführung des Endlagerprojekts in Bauen. Zwar erscheint es verstiessen, den Untergrund selbst als handelnden Akteur in diesem Fallbeispiel zu behandeln, doch ist es durchaus anregend, der «Natur» eine eigene Macht zuzugestehen. Der Untergrund wird damit nicht ausschliesslich als sozial vermittelt verstanden, sondern auch im Spiegel seiner eigenen Widerständigkeit betrachtet.⁶² Das Fallbeispiel illustriert demnach nicht nur den dichotomen sozialen Konflikt um Deutungsmacht zwischen Expertenorganisation und Opposition, sondern auch das Dreieck zwischen Untergrund, Experten und Bürgerinnen: Die Kritik der Gegenexperten von 1984 spielte sich weitgehend auf der sozialen Ebene ab, sie stellte die Nagra-Prognosen als reine Spekulation dar und brachte damit keine grosse Veränderung in der Diskussion. Erst die Sondierung 1987 und die damit einsetzende «Intervention» des Untergrunds selbst stoppte das Projekt.

Fazit

«Der Glaube an die technische Machbarkeit eines Endlagers stützte sich [zu Beginn der 1980er-Jahre] auf die diffusen Zukunftserwartungen einer unter Druck geratenen Atomindustrie.»⁶³ Dieses Urteil des Historikers Michael Fischer schreibt ein Narrativ der in ihrem Fortschrittsglauben gefangenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fort, wie es die Umweltbewegungen der 1980er-Jahre prägten und das schon Ulrich Beck in Ansätzen formuliert hatte. Das Risiko sei in den Augen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern eine Probabilität, die für den Fortschritt in Kauf genommen werden müsse, die aber auch durch technische Mittel minimiert werden könne.⁶⁴

Diese Beurteilung wird der Komplexität des Sachverhalts nicht gerecht. Die Zukunftserwartungen aus dem Umfeld der Nagra waren sehr konkret. Unter der Annahme einer klaren Trennbarkeit von Geosphäre und Biosphäre mittels natür-

licher und technischer Barrieren sahen die Nagra-Experten die sichere und langfristige Deponierung von Atommüll garantiert. Einzig der geeignete Standort müsse dafür gefunden werden.

Ebenso konkret lehnte die lokale Opposition gegen die Endlager diese Zukunftserwartungen ab, sie wollte per se keine Deponie im Kanton. Dafür mobilisierte sie Argumente auf drei verschiedenen Konfliktachsen: zwischen lokaler und nationaler Politik (Uri als Opfer), zwischen Umweltschutz und Modernisierung (Inkaufnahme von Risiken zugunsten technischen Fortschritts) sowie der allgemeinen Konzeption von Umwelt (die Erde als vernetztes System).

Sowohl die Opposition verzögerte beziehungsweise verhinderte den Bau von Endlagern als auch der Untergrund selbst. Während die betroffene Bevölkerung jeglicher potenzieller Standorte sich mit allen erdenklichen Mitteln gegen die Sondierungen wehrte, zeigte sich oftmals der Untergrund als ungeeignet, die Voraussetzungen für eine sichere Endlagerung zu erfüllen. Während die Oppositionsgruppen als Ausdruck von Becks reflexiver Modernisierung verstanden werden können, schien sich der Untergrund als «Aktant» selber einzumischen. Die Opposition gegen ein Endlager in Uri war ein Aushandlungsprozess nicht nur zwischen verschiedenen Risikoverständnissen, sondern auch zwischen der technischen und systemischen Umweltkonzeption in den 1980er-Jahren. In der Suche nach Endlagern verweben sich soziale und «terrestrische» (Latour) Aushandlungsprozesse. Es scheint daher auch für die Geschichtswissenschaft konstruktiv, sich in diesem Forschungsfeld nicht alleine der sozialen Ebene zu widmen, sondern auch die Natur ausreichend zu berücksichtigen.

Diese Verbindung scheint sich auch in den gegenwärtigen Diskussionen um Endlager zu spiegeln: Zunehmend kommen Expertinnen und Experten von der Idee ab, radioaktive Abfälle alleine der «Natur» zu überlassen, und sprechen von überwachten Zwischen- beziehungsweise Endlagern.⁶⁵

Anmerkungen

- 1 Reto Gamma, «Nagra Spezial. Seh ich dich im Strahlenmeer ...», *Alternative. Die andere Urner Zeitung* (April 1983), Beilage.
- 2 Patrick Kupper, *Atomenergie und gesplante Gesellschaft. Die Geschichte des gescheiterten Projektes Kernkraftwerk Kaiseraugst*, Zürich 2003; David Häni, *Kaiseraugst besetzt! Die Bewegung gegen das Atomkraftwerk*, Basel 2018; auch mit der Abfallentsorgung beschäftigt sich ein Kapitel in Michael Fischer, *Atomfieber. Eine Geschichte der Atomenergie in der Schweiz*, Baden 2019. Folgende zwei Publikationen beschäftigen sich am ausführlichsten mit der Entsorgung radioaktiver Abfälle in der Schweiz, sind aber durch die unterschiedlichen persönlichen Interessen der Autoren stark gefärbt: Marcos Buser, *Mythos «Gewähr». Geschichte der Endlagerung radioaktiver Abfälle der Schweiz*, Zürich 1988; Jörg Hadermann, Hans Issler, Auguste Zurkinden, *Die nukleare Entsorgung in der Schweiz 1945–2006. Von den Anfängen bis zum Entsorgungsnachweis*, Zürich 2014.

- 3 Markus Furrer, *Die neue Opposition in der Urschweiz in den 1970er und 1980er Jahren. Historische Fallstudien zur Ökologiebewegung und zur Bildung «grüner» Parteigruppen in den Kantonen Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden*, Freiburg i. Ü. 1992.
- 4 Die im Rahmen der Recherche rezipierten Nagra-Publikationen wurden ausschliesslich von Männern verfasst, weshalb ich in diesen Fällen nur das männliche Genus verwende. Wo es empirisch korrekt ist, benutze ich für die Bezeichnung von Personengruppen beide Genera.
- 5 Diesen Bewertungswandel in der Schweiz untersuchte Patrick Kupper eingehend: Kupper (wie Anm. 2); für den globalen Kontext vgl. Astrid Mignon Kirchhof, Jan-Henrik Meyer, «Global Protest Against Nuclear Power. Transfer and Transnational Exchange in the 1970s and 1980s», *Historical Social Research* 39 (2014), 166–273.
- 6 Kupper (wie Anm. 2), 191; Hadermann et al. (wie Anm. 2), 16.
- 7 Das heisst nicht, dass das Problem nicht bereits in den 1950er-Jahren erkannt worden wäre. Vgl. Kupper (wie Anm. 2), 191 f. Vgl. ausserdem zum ersten schweizerischen Versuchsreaktor Tobias Wildi, «Die Reaktor AG. Atomtechnologie zwischen Industrie, Hochschule und Staat», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 55 (2005), 70–83.
- 8 Vgl. Kupper (wie Anm. 2), 178.
- 9 Kupper (wie Anm. 2), 174 f. Buser spricht von einem «Gesetz zur Förderung des Atoms», Buser (wie Anm. 2), 35.
- 10 Zu den Diskussionen um das Gesetz Kupper (wie Anm. 2), 175–180.
- 11 Hadermann et al. (wie Anm. 2), 14.
- 12 Ebd.; Kupper (wie Anm. 2), 178.
- 13 Hadermann et al. (wie Anm. 2), 16–19; Fischer (wie Anm. 2), 306. Für den internationalen Kontext vgl. Jacob Darwin Hamblin, *Poison in the Well. Radioactive Waste in the Oceans at the Dawn of the Nuclear Age*, New Brunswick, NJ 2008.
- 14 Vgl. Patrick Kupper, «Die <1970er Diagnose>. Grundsätzliche Überlegungen zu einem Wendepunkt der Umweltgeschichte», *Archiv für Sozialgeschichte* 43 (2003), 325–348. Allgemein zum «environmental turn» der 1970er-Jahre Jens Ivo Engels, «Modern Environmentalism», in Frank Uekötter (Hg.), *The Turning Points of Environmental History*, Pittsburgh, PA 2010, 119–131.
- 15 Vgl. Kupper (wie Anm. 2), 192–195.
- 16 Vgl. Fischer (wie Anm. 2), 292.
- 17 Allgemein dazu Kupper (wie Anm. 2). Zur Besetzung des Baugeländes von Kaiseraugst Häni (wie Anm. 2); Fischer (wie Anm. 2), 292.
- 18 Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, 22. Auflage, Frankfurt am Main 2015. Für die Interessen der Umweltgeschichte haben sich Becks Ansätze als besonders fruchtbar erwiesen, vgl. Engels (wie Anm. 14), 120 f. Zur historischen Einbettung Becks vgl. Anselm Doering-Manteuffel, Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, 2. Auflage, Göttingen 2010, 85–90.
- 19 Amtliche Sammlung 1979, 816.
- 20 Fischer (wie Anm. 2), 294.
- 21 Was die Klassifizierung der Lagertypen anbelangt, vgl. Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke, Gruppe der Kernkraftwerkbetreiber und -projektanten, Konferenz der Überlandwerke et al. (Hg.), *Nukleare Entsorgung in der Schweiz*, 1978, Kap. 5.1: «Schwach- und mittelaktive Abfälle fallen [...] bei Betrieb, Unterhalt und Stilllegung von Kernkraftwerken sowie aus Forschung, Industrie und Medizin an.»
- 22 Nagra (Hg.), *Nukleare Entsorgung Schweiz. Konzept und Stand der Arbeiten 1982* (Technischer Bericht 83-02), Baden 1983, 110.
- 23 Ebd., 109.
- 24 Ebd., 130; Toni R. Schneider, «Geologisch-geotechnische Erfahrungen beim Bau des Seelbergertunnels», *Schweizer Ingenieur und Architekt* 98 (1980), 1256–1262; Toni R. Schneider, S. W. Kappeler, *Geowissenschaftliche Grundlagen des Sondier-Standortes Oberbauen Stock*, Bd. 1, Baden 1984 (Technischer Bericht 84–20).

- 25 «Wirtgestein» ist die technische Bezeichnung für die Gesteinsschicht, welche ein Endlager aufnehmen soll. Der Begriff wird seit 1978 regelmässig von der Nagra verwendet. Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke et al. (wie Anm. 21).
- 26 Nagra (wie Anm. 22), 105.
- 27 Vgl. Sabine Höhler, *Spaceship Earth in the Environmental Age. 1960–1990*, London 2015, 55–57.
- 28 Nagra (wie Anm. 22), IV.
- 29 Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke et al. (wie Anm. 21), Kap. 6.3.2.1.
- 30 Ebd., Kap. 6.3.1.1; Nagra (wie Anm. 22), IV.
- 31 Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke et al. (wie Anm. 21), Kap. 6.3.2.1.
- 32 Nagra (wie Anm. 22), 52–56.
- 33 Jörg Hadermann, Jean Patry, *Radionuklidtransport von Zerfallsketten durch heterogene geologische Medien*, Baden 1980 (Technischer Bericht 80–05).
- 34 Ebd., 2.
- 35 Nagra (wie Anm. 22), 109.
- 36 Exemplarisch Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke et al. (wie Anm. 21); Nagra, *Die Endlagerung schwach- und mittlradioaktiver Abfälle in der Schweiz*, Bd. 1/2, Baden 1981 (Technischer Bericht / Nagra); Schweizerische Vereinigung für Atomenergie, *Endlagerung radioaktiver Abfälle. Eine Standortbestimmung aus schweizerischer Sicht*, Bern 1981; Nagra (wie Anm. 22); Nagra, *Nukleare Entsorgung Schweiz. Konzept und Übersicht über das Projekt Gewähr 1985*, Baden 1985 (Projektbericht NGB 85–01).
- 37 Marcos Buser, «Wie die Nagra die Schweiz entsorgen will. Sondieren geht über Studieren», SES Notizen 2 (1980), 4 f.; Marcos Buser, Walter Wildi, «Projekt «Gewähr» der Nagra gescheitert. Das Nagra-Fiasko», *Energie & Umwelt* 3 (1984), 26 f.; Marcos Buser, Walter Wildi, *Das «Gewähr»-Fiasko. Materialien zum gescheiterten Projekt «Gewähr» der NAGRA*, Zürich 1984.
- 38 In Bezug auf die Urner Opposition vgl. Furrer (wie Anm. 3), 151. Generell erfüllen Besetzungen eine wichtige Mobilisierungsfunktion, vgl. Andrew Tompkins, «Grassroots Transnationalism(s)», *Contemporary European History* (2016), 117–142; Stephen Milder, «Between Grassroots Activism and Transnational Aspirations. Anti-Nuclear Protest from the Rhine Valley to the Bundestag, 1974–1983», *Historical Social Research* 1 (2014), 191–211.
- 39 Mit Sven Reichardt verstehe ich das linksalternative Milieu als «undogmatische Alternative» zu linken Gruppierungen und Parteien (Neue Linke, Gewerkschaften usw.), seine Mitglieder teilen ein gewisses ideologisches Spektrum. Milieus als «Verdichtungen lebensweltlicher Interaktionsbeziehungen» sind ein Nährboden für neue soziale Bewegungen. Vgl. Sven Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft), Berlin 2014, 10–41, hier 14, 39.
- 40 Vgl. Furrer (wie Anm. 3); Romed Aschwanden, *Politisierung der Alpen. Schweizerischer Alpenschutz in der Ära der Europäischen Integration (1960–2000)*, Dissertationsmanuskript, Universität Basel 2019, 132–137.
- 41 «Uri als Atommüllplatz der Schweiz», *Alternative* (April/Mai 1975), 16.
- 42 «Atommüll für den Kt. Uri?», *Alternative* (Mai/Juni 1976), 18–22.
- 43 Furrer (wie Anm. 3), 141.
- 44 Vgl. Stefan Fryberg, Heinz Baumann, *Strube Zeiten. Uri 1900–2000*, Altdorf 2003, 194.
- 45 «Atommüll in Uri. Nichts hören, nichts sehen, viel schweigen», *Alternative* (Dezember/Januar 1982), 12 f.
- 46 Vgl. Furrer (wie Anm. 3), 142–150.
- 47 Eine vierte Achse wäre der Konflikt zwischen alten politischen Eliten und jungen, im Zuge der 1968er-Bewegung politisierten Frauen und Männern. Diese Konfliktachse interessiert im vorliegenden Beitrag nicht.
- 48 «Atommüll in Bauen? Der NAGRA Gemeinderat», *Alternative* (Februar 1983), 4. Sie referierte

- damit auf den Bau der Gotthard-Eisenbahn und der Autobahn, die viele Landreserven aufgebraucht hatten.
- 49 Reto Gamma, «Herr Stadelmann, sind Sie gegen ein Atommülllager?», *Alternative* (März 1983), 12.
- 50 Diese Aspekte der Modernisierungskritik hat Beck eingehend diskutiert: Beck (wie Anm. 18), 25–66. Beck interessierte sich allerdings wenig für die Genese dieser Modernisierungskritik. Kupper bietet eine überzeugende historische Erklärung dafür an: Kupper (wie Anm. 14).
- 51 Kirchhof, Meyer (wie Anm. 5); Jan-Henrik Meyer, ««Where do we go from Wylh?» Transnational Anti-Nuclear Protest Targeting European and International Organizations in the 1970s», *Historical Social Research* 1 (2014), 212–235; aus zeitgenössischer Sicht Beck (wie Anm. 18), 38–40.
- 52 Vgl. zu diesem Themenkomplex Kupper (wie Anm. 14); Engels (wie Anm. 14); Joachim Radkau, *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011; Höhler (wie Anm. 27).
- 53 Gamma (wie Anm. 1). Gamma folgte hier der Argumentation des Geologen und Endlagerkritikers Marcos Buser, in dessen Augen die Sondierbohrungen bereits ein Präjudiz für den Lagerbau bedeuteten: Marcos Buser, «Wie die Nagra die Schweiz entsorgen will. Sondieren geht über Studieren», *SES Notizen* 2 (1980), 4 f.
- 54 Gamma (wie Anm. 1).
- 55 Vgl. Höhler (wie Anm. 27), 14.
- 56 Reto Gamma, «Nagra-Sondierungsgesuch Bauen. Ruhe im Land», *Alternative* (September 1983), 8 f.
- 57 Ueli Kasser, Gerhard Furrer, Albert von Däniken, *Die Endlagerung schwach- und mittelradioaktiver Abfälle in der Schweiz. Schwachstellen in der Risikoberechnung*, Zürich 1984, IV.
- 58 Emanuel Müller, «Die seltsame Bekehrung», *Alternative* (Mai 1984), 5.
- 59 Nagra, *Untersuchungen zur Standorteignung im Hinblick auf die Endlagerung schwach- und mittelaktiver Abfälle. Berichterstattung über die Untersuchungen der Phase I am potentiellen Standort Oberbauenstock (Gemeinde Bauen, UR)* (Technischer Bericht 88-18), Baden 1988; Urs Steiger, «Wohin mit den radioaktiven Abfällen», *Neue Zürcher Zeitung*, 11. 7. 1990.
- 60 «Wellenberg als Standort für Atomabfallendlager», *Neue Zürcher Zeitung*, 30. 6. 1993.
- 61 Vgl. Fryberg, Baumann (wie Anm. 44), 194. Auch Probebohrungen an anderen Stellen zeigten ähnliche Probleme, vgl. Fischer (wie Anm. 2), 296.
- 62 Für Latour stellt «Natur» beziehungsweise in seiner Terminologie das «Terrestrische» nicht nur «den Rahmen menschlichen Handelns dar, es ist vielmehr Teil davon». Bruno Latour, *Das Terrestrische Manifest* (Edition Suhrkamp), Berlin 2018, 53.
- 63 Fischer (wie Anm. 2), 295.
- 64 Beck (wie Anm. 18), 38–40; vgl. auch diese Aspekte in Buser (wie Anm. 2).
- 65 Martin Läubli, Stefan Häne, «Atommüll. Geologe stellt Schweizer Konzept infrage», *Der Bund*, 23. 4. 2019.

Résumé

Des montagnes rayonnantes. L'opposition uranaise au stockage définitif de déchets radioactifs dans les années 1980

En avril 1983, un dossier dont le titre détourne l'hymne national suisse («*NAGRA SPEZIAL – Trittst im Strahlenrot daher...*») est joint au magazine de gauche *Alternative* d'Uri. Ce supplément marque l'aboutissement d'un mouvement citoyen d'opposition au projet de forages de la Société coopérative nationale pour le stockage des déchets radioactifs (Nagra) dans l'Oberbauenstock (canton d'Uri). Ces forages devaient confirmer que le sous-sol local était adapté à la construction d'un lieu de stockage définitif et sûr pour les déchets radioactifs. En mettant l'accent sur l'opposition à ce projet, l'article examine les différentes conceptions du monde souterrain par le groupe alternatif de gauche et la Nagra. L'analyse est fondée sur le dépouillement de l'*Alternative* ainsi que les rapports d'experts et les publications de la Nagra. L'article analyse cette controverse comme un processus de négociation sociale entre deux visions du monde concurrentes: d'une part, la perspective technico-fonctionnelle des experts et, d'autre part, la perspective écosystémique des représentants du mouvement citoyen. Ce processus de négociation se poursuit jusqu'à aujourd'hui dans le débat sur la faisabilité du stockage définitif sécurisé des déchets radioactifs.

(Traduction: Alexandre Elsig)

Wasser und Strom

Plädoyer für einen volumetrischen Urbanismus

Jan Hansen

Welchen Weg Wasser durch Reservoir, Filterstationen und Untergrundrohre nimmt, bevor es aus dem Hahn fließen kann, beschreibt James Joyce in einer Passage seines 1922 erschienenen Romans «Ulysses».¹ Darin erzählt Joyce von einem Tag im Leben von Leopold Bloom, einem Anzeigenakquisiteur in Dublin, der irgendwann nach Mitternacht seine Pfanne abspülen will und dafür den Wasserhahn aufdreht. Die Passage verknüpft den Untergrund mit der Oberfläche und zählt auf, was alles zusammenspielen muss, damit Wasser fließt: Rohre, Reservoir, Tanks, Filtereinrichtungen, rechtliche Kodifizierungen, Steuerordnungen, Preislisten, Mengenmasse, Ingenieure/-innen, Rechtsanwälte/-innen, Wasserzähler, städtische Institutionen, Nutzer/-innenerwartungen und schliesslich das Wasser selbst. Damit kombiniert sie die Geschichte einer technischen Infrastruktur mit der Geschichte ihrer alltäglichen Nutzungsweise. Es gibt wenige andere Alltagshandlungen, bei denen wir so selbstverständlich eine Verbindung zwischen unten und oben herstellen, wie beim Aufdrehen des Wasserhahns. Für die Nutzer/-innen bleibt der Untergrund dabei unbekannt und vielleicht sogar unbewusst. Dennoch sind die Infrastrukturen, die unsere Haushalte mit dem Netzwerk verbinden, formativ für den menschlichen Alltag. Sie laden dazu ein, über das Unten und Oben von gebauter städtischer Umwelt nachzudenken.

Bislang wissen wir erstaunlich wenig über die Vertikalität der Stadt.² Der Geograf Andrew Harris hat deshalb mit Recht gefordert, der nach unten und nach oben gebauten Umwelt verstärkt Aufmerksamkeit zu schenken.³ Das Vertikale sollte neu akzentuiert, dabei aber stets in seiner wechselseitigen Bedingtheit mit dem Horizontalen gedacht werden, wie die Stadtforscher/-innen Stephan Graham und Lucy Hewitt betonen.⁴ Dass sich das Vertikale und das Horizontale gegenseitig implizieren, ist die Grundannahme des «volumetrischen Urbanismus».⁵ Er erfasst die Stadt dreidimensional und verflüssigt etablierte Binaritäten und Dichotomien. Der urbane Raum wird damit stärker als bisher als Netzwerk konzeptualisiert. Dieses Netzwerk ist materiell fundiert⁶ und besteht aus horizontal und vertikal fließenden Strömen, die von den Zeitgenossen/-innen als Räume der permanenten Neukonfiguration erfahren werden.⁷

In diesem Aufsatz skizziere ich Ideen für einen auf Wasser- und Strominfrastrukturen angewendeten volumetrischen Urbanismus. Allerdings steht hier nicht das Dublin von Joyce im Mittelpunkt. Vielmehr rücke ich eine Stadt in den Vordergrund, die zum Veröffentlichungszeitpunkt von «Ulysses» erst im Werden begriffen war: Los Angeles. Los Angeles war ein Raum der Verdichtung, der erst ab Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Form einer amerikanischen Metropole annahm.⁸ Deshalb verlief die Urbanisierung dort wie im Zeitraffer und mit grossem Anpassungsdruck für die Menschen. Wie die Einwohner/-innen Wasser- und Strominfrastrukturen als volumetrische Räume genutzt, erfahren und neugestaltet haben, lässt sich in Los Angeles also wie unter einem Brennglas untersuchen.

Unter dieser Lupe formiert sich Los Angeles als eine dynamische und rasant wachsende Stadt. Ihre räumliche Verfasstheit wurde von der Geschichtswissenschaft und der urbanen Theorie meist als horizontaler Raum beschrieben.⁹ In einem ersten Schritt werde ich diese etablierte Deutung von Los Angeles rekonstruieren und dabei herausstellen, wie entscheidend Infrastrukturen der Wasser- und Stromversorgung für die Geschichte der Stadt waren. Zweitens wende ich mich dem Anschluss von Haushalten an das Wasser- und Stromnetz als einem physischen Ort zu, an dem die Verbindung von Oberfläche und Untergrund greifbar wird. Der Hausanschluss ist der Schnittpunkt zwischen den zentral gesteuerten Wasser- und Stromnetzwerken und den Haushalten, die sich – wie ich zeigen werde – häufig der zentralen Steuerung entzogen und Nischen der eigensinnigen Aneignung behaupteten. In diesem Dreiecksverhältnis von Untergrund, Oberfläche und Hausanschlüssen lassen sich, so meine These, Ideen für eine dreidimensionale Geschichte der Stadt diskutieren.

Die horizontale und die vertikale Stadt

Von der äusseren Erscheinung her ist Los Angeles eine flächige Stadt.¹⁰ Endlose Wohnviertel mit Einfamilienhäusern wechseln sich mit Industrievierteln ab, unterbrochen nur von den unvermeidlichen *strip malls* an Kreuzungen. Die Stadt ist niedrig bebaut, die Häuser sind meist nur wenige Stockwerke hoch. Los Angeles wirkt zentrumslos und fussgängerfeindlich.¹¹ «Los Angeles has now [...] become an undifferentiated mass of houses», bemerkte schon 1961 der Technikphilosoph und Kulturkritiker Lewis Mumford.¹² Los Angeles wurde aber nicht erst zur horizontalen Stadt, als der massive Bau von freeways und die Motorisierung des Individualverkehrs ab den 1920er-Jahren die Gründung von Siedlungen auch in entfernten Gegenden möglich machte. Die Wurzeln dieser Entwicklung liegen im 19. Jahrhundert und sind mit der Landspekulation, dem Bau von Wasserleitungen und dem elektrischen Nahverkehr verbunden.

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Region zwischen den Santa Monica Mountains, den San Gabriel Mountains und dem Pazifischen Ozean nur dünn besiedelt. Die Menschen lebten dort als Bauern; sie bauten Zitrusfrüchte an oder hielten Rinder. Als Kalifornien 1850 ein US-amerikanischer Bundesstaat geworden und die transkontinentale Eisenbahn 1885 bis Los Angeles verlängert worden war, begann die Verwandlung des spanisch-mexikanischen Dorfes in eine amerikanische Grossstadt. Tausende Migranten/-innen aus dem Osten und dem Mittleren Westen der USA strömten nach Südkalifornien, angezogen vom milden Klima und vom günstigen Land.¹³ Mit ihnen kamen Heerscharen von Immobilienspekulanten (es waren fast ausschliesslich Männer). Sie kauften grosse Landstriche auf, wandelten diese in kleinere Einheiten um und verkauften sie wieder. Zwischen 1885 und 1887 kam es zu einem regelrechten Spekulationsboom mit Grundbesitz. Um Los Angeles herum schossen unzählige kleinere Boomtowns aus dem Boden, deren Grenzen nach und nach miteinander verschmolzen.¹⁴

Entscheidend ist, dass diese für den amerikanischen Westen typische Form des Stadtwachstums in Los Angeles mehr als anderswo von der Verfügbarkeit von Wasser abhing.¹⁵ Denn Los Angeles lag in einer semiariden Klimazone, in welcher der jährliche Regenfall nicht ausreichte, um in grossem Stil Landwirtschaft oder Viehzucht zu betreiben. So war der finanzielle Wert des landwirtschaftlichen Bodens von der Frage abhängig, ob er ausreichend mit Wasser versorgt werden konnte oder gar selbst Zugang zum Los Angeles River hatte. Ben C. Truman, der Herausgeber des *Los Angeles Star*, stellte dazu schon im Jahr 1874 fest: «The question is not <how much land have you got?> but <how much water?> An acre of land, bounded by rich, swelling irrigation ditches, is worth from \$30 to \$1,000 unimproved; lands which cannot be irrigated may be purchased for the same number of half-dimes.»¹⁶ Truman gibt einen Einblick in die Grundstückspreise der 1870er-Jahre und er verdeutlicht, wie zentral Wasser für das Wachstum der Stadt war. Als 1913 ein gewaltiges Aquädukt fertiggestellt worden war, das Wasser aus dem etwa 350 Kilometer entfernten Owens River in die Stadt umleitete, konnte Los Angeles zwei Jahrzehnte lang nahezu ungebremst in die Fläche wachsen.¹⁷ Nun schossen auch die Einwohnerzahlen in die Höhe – von etwa 50 000 Menschen im Jahr 1890 über 102 000 zur Jahrhundertwende auf über eine Million am Ende der 1920er-Jahre.¹⁸

Auch andere grosse Infrastrukturvorhaben trugen zum horizontalen Charakter der Stadt bei – allen voran das innerstädtische Electric Railway System, das zum Motor der frühen Zersiedelung wurde.¹⁹ Es war der in Los Angeles ansässige Eisenbahnpionier Henry Huntington, der dieses Netz aufbaute, das auf seinem Höhepunkt in den 1920er-Jahren über 20 Linien umfasste und zu den grössten elektrischen Eisenbahnnetzen der Welt gehörte. Die sogenannten Red Cars spielten

eine bedeutende Rolle in Huntingtons unternehmerischem Imperium, denn sie verbanden die isoliert liegenden Landstriche, die Huntington gekauft hatte, miteinander, um sie an das zentrale Wassernetzwerk anzuschliessen und darauf Häuser zu errichten. Die Red Cars stellten schliesslich auch den Anschluss der neuen Siedlungen an das boomende Geschäftszentrum von Los Angeles her. Im Grunde machten sie die Zersiedelung der Landschaft erst möglich. So hing die horizontale Stadtwerdung von Los Angeles eng mit dem frühen, elektrisch betriebenen öffentlichen Nahverkehr zusammen.

Bei aller horizontalen Ausbreitung war Los Angeles stets auch eine vertikale Stadt. Insbesondere die Wasser- und Strominfrastrukturen führten dazu, dass sich unter und über der horizontalen Stadt Ebenen ausbreiteten, die parallel zur Oberfläche (horizontal) verliefen oder diese (vertikal) durchschnitten. Bis in die 1860er- und 1870er-Jahre hinein bezogen die Einwohner/-innen ihr Brauch- und Trinkwasser aus Brunnen und offenen Gräben.²⁰ Mit dem Bau eines unterirdischen Versorgungssystems bis etwa 1890 erhielt der urbane Raum weitere Tiefe.²¹ Während Hygienebedenken in den meisten Städten Nordamerikas und Europas – und darüber hinaus – ausschlaggebend für den Bau der Wasserinfrastrukturen waren, sollten sie in Los Angeles nicht überschätzt werden.²² Sicherheitsmassnahmen gegen die allgegenwärtige Feuergefahr spielten eine ebenso grosse Rolle wie auch wirtschaftliche Interessen, die sich etwa in Huntingtons Immobilienprojekten oder in Vorhaben zur Begrünung der Stadt äusserten, um Touristen/-innen aus dem Osten und dem Mittleren Westen anzulocken.²³ Dabei erwies sich die späte Urbanisierung auch als Vorteil für die Stadtentwicklung, mussten doch nicht wie in vielen anderen Städten erst nachträglich solche Infrastrukturen in ein bereits bestehendes Stadtbild eingefügt werden. Vielmehr wurden oberirdische Strassen parallel zum Bau von unterirdischen Rohren begradigt und ganze Trabantenstädte entstanden in dem Moment, als Wasser verfügbar und der Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr möglich geworden war.²⁴ So fielen drei stadthistorische Prozesse zusammen, die in anderen Regionen meist zeitlich versetzt abliefen: die Erschliessung des Landes durch Bauprojekte, die Einführung von Wasserinfrastrukturen sowie der Bau von Transporteinrichtungen. Los Angeles wuchs gleichzeitig in die Horizontale und in die Vertikale; die Geschichte dieser Stadt war von einer Simultaneität von urbaner Expansion und Technisierung geprägt.

Noch deutlicher ist die Vertikalisierung des Raumes bei der elektrischen Strassenbeleuchtung. Bogenlampen lösten die in Los Angeles bis dahin verbreiteten Gasleuchten ab. Im Dezember 1882 wurden die ersten beiden Lampen in Betrieb genommen, die 45 Meter über zwei verkehrsreichen Kreuzungen in der Innenstadt thronen.²⁵ Auch wenn diese Bogenlampen zu Beginn sehr umstritten waren und viele Zeitgenossen sie als unangemessen grell empfanden, ermöglichten sie

eine neuartige Erfahrung des städtischen Raumes, der nun zunehmend eine vertikale Dimension bekam.²⁶

Abgesehen vom dicht besiedelten historischen Stadtkern verliefen die Stromleitungen oberirdisch; sie waren im Unterschied zu den Wasserrohren sichtbar, überwölbten den urbanen Raum und verliehen ihm damit Volumen. Dass die Stromleitungen in Los Angeles wie in den meisten US-amerikanischen Städten oberirdisch verliefen, hatte kaum etwas mit dem grossen Erdbebenrisiko in der Region zu tun. Vielmehr waren es die hohen Kosten, die gegen eine erdgebundene Verlegung der Stromkabel sprachen. Gleichwohl ging von der Vertikalität des urbanen Raumes in Los Angeles etwas Bedrohliches aus. Nach dem verheerenden Erdbeben, das San Francisco 1906 heimgesucht hatte und das bis nach Los Angeles zu spüren war, begann die Furcht vor weiteren seismografischen Verschiebungen langsam in das Bewusstsein der Einwohner/-innen in Südkalifornien einzudringen.²⁷ Doch war dies ein kontingenter Prozess, der erst ab der Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer Verschärfung von Bauvorschriften, zur Gründung von staatlichen Aufsichtsbehörden und zum Aufbau von Frühwarnsystemen führte.²⁸ Die Einsicht, dass von dem Untergrund Gefahren ausgingen, beeinflusste erst nach und nach den Bau und die Instandhaltung von Infrastruktur. Zusammen konstituierten die technischen Infrastrukturen unter und über der Erde eine vertikale Wahrnehmungs- und Erfahrungsebene, die eng mit der horizontalen Ausbreitung der Stadt verbunden war. Das räumliche Scharnier, an dem sich das Vertikale und das Horizontale trafen und mit dem Alltag in der Stadt verschaltet wurden, war der Hausanschluss.²⁹

Der Hausanschluss und die dreidimensionale Stadt

Um zu verstehen, wie die einzelne Nutzerin und der einzelne Nutzer am zentralen Wassernetzwerk partizipierten und sich in das Netzwerk einfügten, muss man sich auf ein kleines Experiment einlassen. Ich möchte auf den kommenden Seiten den Hausanschluss als Moment der volumetrischen Vermischung von verschiedenen Elementen konzeptualisieren, die wir gemeinhin getrennt denken. Der Geograf Erik Swyngedouw hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Aufdrehen des Wasserhahns eine ganze Reihe von Zirkulationen aktiviere, so vor allem «the circulation of productive, merchant and financial capital with the production of land rent and their associated class relations; the ecological transformation of hydrological complexes and the biochemical process of purification with the libidinous sensation and the physiological necessity of drinking fluids».³⁰ Während Swyngedouw diese Zirkulationen nicht explizit räumlich, sondern eher als Ausdruck der relationalen Macht- und Herrschaftsverhältnisse denkt, die mit

dem Aufdrehen des Wasserhahns verbunden sind, akzentuiert seine These einen wichtigen Aspekt des volumetrischen Urbanismus: die permanente Neukonfiguration des städtischen Raumes durch Vermischungen. Der Hausanschluss eignet sich als Scharnier, um diese Vermischungen zu untersuchen.

Wenn ich mich nun dem Hausanschluss als materiellem Artefakt zuwende, so muss ich zunächst kenntlich machen, dass dieses materielle Artefakt in ein sozio-technisches System eingebettet war, ohne welches wir sein Funktionieren nicht verstehen können. Neben der materiellen Infrastruktur zählten dazu Nutzer/-innen, Finanzströme, Bodenrechte und Kodifizierungen aller Art. Um das Wasser fließen und das Licht leuchten zu lassen, brauchten die Nutzer/-innen zunächst finanzielle Mittel. Schon Quellen aus den 1860er-Jahren belegen, dass Grundstücksbesitzer (es waren in der Tat überwiegend Männer) für ihren Hausanschluss selbst aufkommen mussten; sozial Schwache und ethnische Minderheiten blieben ausgeschlossen. Die Los Angeles City Water Company bezahlte den Ausbau von Wasserrohren nur entlang der öffentlich zugänglichen Strassen und Plätze. Um mit Trinkwasser versorgt zu werden, mussten die Eigentümer «agree to take sufficient water to pay ten per cent per annum interest upon the cost of extending such pipes through the streets now unsupplied with water».³¹ Der Ausbau der Kanalisation dagegen wurde über direkte Steuern finanziert. So hatte der Common Council (ab 1889: City Council) das Recht «to levy and collect annually, as other city taxes are levied and collected, a tax not exceeding fifteen cents on each one hundred dollars of the taxable property in the city, to constitute a sewer fund to be used for that purpose only».³² Im Gegensatz zu den Wasseranschlüssen wurde der Anschluss an das Stromnetzwerk in Los Angeles erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts für einfache Haushalte bezahlbar. Quellen des kommunalen Stromversorgers von 1926 zeigen, dass es Aufgabe der Hauseigentümer war, Kabel zu verlegen und die Baumassnahmen zu finanzieren.³³ Für die Verlängerung der Hauptleitung zu den jeweiligen Grundstücken kam der Stromanbieter auf. Nur bei zu schwierigen topografischen Bedingungen griff diese Regel nicht.

Schaut man genauer in die Häuser, brauchten die Nutzer/-innen auch materielle Artefakte, wie Rohre, Ventile und Armaturen, um ihre Haushalte an das Netzwerk anschliessen zu können. Die Quellen enthalten nur wenige Informationen über die materielle Beschaffenheit der häuslichen Infrastrukturen, aber ein 1937 herausgegebenes Regelbuch des Bureau of Water Works and Supply gibt Einblick in das Zusammenspiel von horizontalem Wassernetz und vertikalem Hausanschluss. So war die Grösse der Rohre und Ventile davon abhängig, wie viele Toiletten sich im Haus befanden und gespült werden sollten. Nicht nur musste das Abflussrohr die spezifische Wassermenge aushalten können, die durch die Toilette kam; das Versorgungsrohr musste auch in der Lage sein, ausreichenden Wasserdruck aufbauen zu können, damit die Spülung funktionierte.³⁴ Diese

wechselseitige Abhängigkeit von Wasserdruck, Rohrdurchmesser und Anzahl der Toiletten war konstitutiv für die Infrastruktur. Als wichtiger Bestandteil des Hausanschlusses darf zweitens das Abschaltventil gelten, das sich zwischen Bordstein und Grundstück befand. An diesem Ventil endete die Verantwortlichkeit des Wassernetzbetreibers. Dies betonte das Regelbuch nachdrücklich.³⁵ Zum einen war damit die Grenze der Zuständigkeit für leckende Leitungen beschrieben; zum anderen konnte so auch die Grenze zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten – und damit der Beginn von individueller Autonomie – exakt lokalisiert werden. Von grosser Bedeutung waren drittens die Wasser- und Stromzähler, die den Verbrauch aufzeichnen und mithin das Nutzer/-innenverhalten steuern sollten. Der Stromverbrauch wurde von Beginn an mit Zählern erfasst, die Flatrates für Wasser verschwanden dagegen erst langsam.³⁶ Wann alle Haushalte flächendeckend mit Zählern versorgt waren, lässt sich nicht genau sagen. Es handelte sich um einen graduellen Prozess, denn 1919 waren erst 12 Prozent der Haushalte an das Zählersystem angeschlossen – andere Städte waren viel weiter.³⁷

An den Wasser- und Stromzählern lässt sich ferner zeigen, dass neben finanziellen Mitteln, einer Steuer- und Abgabeordnung sowie materiellen Artefakten auch Kodifizierungen unentbehrlich waren, um den Haushalt mit dem Netzwerk zu verschalten. Diese Kodifizierungen kamen in Gestalt von technischen Anleitungen, Handbüchern, Ratgeberliteratur oder auch Sicherheitsregeln für die Nutzer/-innen in die Haushalte. So publizierte der Stromversorger Southern California Edison Company in seinem Verbrauchermagazin *Edison Current Topics* regelmässig praktische Hinweise, wie technische Apparaturen verwendet werden sollten.³⁸ Damit kodifizierte er, wie Infrastrukturen zu nutzen seien. Gerade wenn man die Kodifizierungen in Bezug zu den Zählern bringt, wird deutlich, wie sehr die neuen Geräte auch ein spezifisches Wissen in ihrer Handhabung voraussetzten.

In einer Broschüre, die in den 1920er-Jahren an die Haushalte in Los Angeles verteilt wurde, schickte sich das städtische Department of Water and Power an, die Konsumenten/-innen darin zu schulen, den Zähler selbst zu lesen. So hiess es: «The best method of reading is from low to high. First read the dial marked <10>; then the one marked <100> and continue in the order shown by the figures on the outside of each dial.»³⁹ Auf diese Leseempfehlung folgten weitere, noch technischere Hinweise, wie das Funktionieren des Zählers zu verstehen sei. Entscheidend ist, dass diese Broschüre und mit ihr der Zähler als Verbindung zwischen oben und unten verstanden werden können. Im materiellen Artefakt des Zählers begegneten die Nutzer/-innen dem Untergrund; hier wurde der Hausanschluss für sie überhaupt erst greifbar. Gewissermassen war der Zähler das Fenster, durch das sie auf das Netzwerk blickten. Um es weniger metaphorisch

auszudrücken: Im Hausanschluss und im Zähler verbanden sich die verschiedenen räumlichen Ebenen, die zusammenwirken mussten, damit Wasser und Strom fließen konnten: der Untergrund mit seinen Rohren, Filterstationen, Reservoiren und den Arbeitern, die dieses Netzwerk instand hielten; die Oberfläche mit ihren Stromtrassen, Bodenrechten, Finanzströmen, Kodifizierungen und den konkreten Akteuren/-innen, die Quellen hinterlassen haben. Während man den Zähler als Schlüssel zum Verständnis der dreidimensionalen Stadt begreifen sollte, ist die erwähnte Broschüre eine der möglichen Quellen, mit denen man die netzwerkartigen Zusammenhänge in der Stadt geschichtswissenschaftlich untersuchen kann.

Dass die Zähler und Broschüren analytisches Potenzial für das Konzept des volumetrischen Urbanismus haben, wird noch verständlicher, wenn man sie aus einer wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive betrachtet. Nicht nur klärte die Broschüre detailliert über die Schritte auf, die notwendig waren, um die Ziffernanzeige zu entschlüsseln. Sie vermittelte auch ein sehr spezifisches Wissen, das als Kodifizierung eines bestimmten Zugriffs auf historische Realität gedeutet werden kann. Denn die Mengenmasse und Zählverfahren, in die der Wasser- und Stromverbrauch übersetzt wurde, waren nicht objektiv; sie waren Konstrukte und selbst Teil des Phänomens, das sie aufzeichnen sollten.⁴⁰

Wenn aber die Technologien des Messens und Zählens selbst historische Wirklichkeit mitgestalteten, dann bedeutete dies auch, dass sie die Nutzer/-innen implizit kontrollierten und steuerten.⁴¹ So haben in der Tradition von Michel Foucault zahlreiche Studien herausgearbeitet, dass der Staat – bildlich gesprochen – durch die Wasserrohre in die Häuser kam, um «moderne» Individuen zu formen.⁴² Das Paradebeispiel, das diese Studien gerne anführen, ist der Hygienediskurs und die Durchsetzung von individueller Körperhygiene im 19. Jahrhundert.⁴³ Das Interpretationsmuster mag eingängig sein – nach meinem Dafürhalten vereinfacht es die komplexen und kontingenten Aneignungsprozesse aufseiten der Nutzer/-innen allzu sehr. Schon die zitierte Broschüre belegt, dass die Nutzer/-innen aktiv an der Aushandlung infrastrukturegerechter Verhaltensregime beteiligt waren. Ich möchte deshalb abschliessend kursorisch auf die Nutzer/-innen selbst blicken und einige Grundmerkmale ihres Alltags mit Wasser und Strom in Los Angeles skizzieren. Ein solcher Blick ist nicht nur das noch fehlende Element, um das Fließen von Wasser und Strom durch die Hausanschlüsse zu erklären. Er ist auch dazu geeignet, Skepsis gegenüber einer dichotomischen Gegenüberstellung von disziplinierenden Produzenten und regierten Konsumenten/-innen walten zu lassen.

Dass sich die Nutzer/-innen eigensinnig verhielten und im Umgang mit den technischen Artefakten improvisierten, sie gewissermassen an die Bedürfnisse ihres Alltags anpassten, kann man schon daran erkennen, dass das Department of

Water and Power die Nutzer/-innen in regelmässigen Abständen ermahnte, ihre Zähler gut zu warten. Wenn Wasser durch den Zähler laufe, ohne tatsächlich genutzt zu werden, dann geschehe dies «by deliberate or negligent wastefulness or by reason of leakage due to defective plumbing».⁴⁴ Entscheidend ist hier die vorsätzliche oder fahrlässige Verschwendung von Wasser, die darauf verweist, dass der Umgang der Einwohner/-innen mit Wasseranlagen vom Skript der Betreiber abweichen konnte. Schaut man auf die Stromzähler, so ergibt sich ein ganz ähnliches Bild. In einem Brief aus dem Jahr 1913 berichtete ein District Agent des Stromversorgers an seinen Vorgesetzten in der Zentrale, dass Mitarbeiter der Del Rey Land & Water Company den Zähler bewusst manipulierten, um weniger bezahlen zu müssen.⁴⁵ Diese und andere Quellen aus dem frühen 20. Jahrhundert geben Aufschluss über die Aneignungspraktiken der Verbraucher/-innen. Sie deuten darauf hin, dass die Nutzer/-innen nicht einfach das taten, was die Produzenten von ihnen erwarteten, sondern dass sie die Wasser- und Strominfrastrukturen so in ihre Gewohnheiten integrierten, wie es ihren Bedürfnissen entsprach – und sei es nur, um Geld zu sparen.

Dieses Bild bestätigt sich, wenn man die Nutzungsweisen jenseits des konkreten Hauszählers betrachtet. Wasser- und Strominfrastrukturen funktionierten in Los Angeles häufig nicht angemessen – sei es, weil die Technik versagte, sei es, weil Menschen eingriffen. Aus den Protokollen des City Councils lässt sich schliessen, dass es nicht zuletzt die Erwartungshaltung von Einwohner/-innen an das richtige Funktionieren von Strassenbeleuchtung war, die die Stadtverwaltung dazu brachte, Laternen besser zu warten.⁴⁶ Jedenfalls war die Lichtqualität von Laternen ein Gegenstand häufiger Kritik. Nicht die Stadtregierung installierte Strassenlaternen, um den öffentlichen Raum besser zu überwachen und Passanten/-innen zu kontrollieren.⁴⁷ Die Einwohner/-innen selbst waren es, welche den Council und die Verwaltung mit ihren Petitionen vor sich hertrieben, weil sie eine andere Erwartung an die Permanenz und Stabilität der Versorgung mit Licht entwickelt hatten.⁴⁸ Die Aneignung von Infrastrukturen unter und über Grund war deshalb ein ergebnisoffener Prozess, der von dem Neben-, Gegen- und Miteinander von städtischen Autoritäten, privatwirtschaftlichen Akteuren und Nutzer/-innen gekennzeichnet war.

Schluss

Dieser Beitrag hat dafür plädiert, urbane Räume stärker als bisher in ihrer Dreidimensionalität zu untersuchen. Das Konzept des volumetrischen Urbanismus, das in der Stadtforschung und in der Geografie bereits intensiv diskutiert wird, bietet dafür Anknüpfungspunkte. Meine These lautet, dass wir mehr sehen und

andere Zusammenhänge analysieren können, wenn wir Wasser- und Stromnetzwerke in ihren verschiedenen Raumebenen – Höhe, Breite, Tiefe – und deren Vermischungen betrachten. Damit Wasser und Strom fließen und die Nutzer/-innen erreichen konnten, brauchte es materielle Infrastrukturen, finanzielle Investitionen, eine Steuer- und Abgabenordnung, rechtliche Kodifizierungen, Messtechnologien, Ingenieure, Ableser sowie Nutzer/-innen mit ihren spezifischen Erwartungen und Routinen. Die Liste ist nicht vollständig. Der volumetrische Urbanismus schärft unseren Blick für das Zusammenspiel genau dieser Elemente. Mit seinem relationalen Ansatz macht er uns darauf aufmerksam, wie Menschen, Dinge und Stoffe netzwerkartige Handlungszusammenhänge eingehen, die räumlich (und zeitlich) organisiert waren. Zugegeben: Dass Wasser und Strom horizontal und vertikal fließen, hört sich nach einer trivialen Einsicht an. Für die Geschichtswissenschaften ist dies aber noch immer nicht selbstverständlich. Häufig erzählen Historiker/-innen die Geschichte(n) einer Stadt, ohne ihre oberirdischen und unterirdischen Räumlichkeiten angemessen und in ihrer Verschränkung zu berücksichtigen. Deshalb möchte ich diesen Aufsatz auch als Plädoyer dafür verstanden wissen, den dreidimensionalen Netzwerkcharakter des urbanen Raumes ernster zu nehmen.

Anmerkungen

- 1 James Joyce, *Ulysses* (übersetzt von Hans Wollschläger), Frankfurt am Main 2001 [1975], 822 f.
- 2 Gelungene Ausnahmen sind Paul Dobraszcyk, *Into the Belly of the Beast. Exploring London's Victorian Sewers*, Spire 2009; Bradley Garrett, *Explore Everything. Place-Hacking and the City*, London 2013.
- 3 Andrew Harris, «Vertical Urbanisms. Opening up Geographies of the Three-Dimensional City», *Progress in Human Geography* 39 (2015), 601–620.
- 4 Stephen Graham, Lucy Hewitt, «Getting Off the Ground. On the Politics of Urban Verticality», *Progress in Human Geography* 37 (2013), 72–92, hier 74.
- 5 Ebd. Andrew Harris hat die wechselseitige Bedingung von Horizontale und Vertikale auch als «volumetric spatialities» beschrieben. Vgl. Harris (wie Anm. 3), 602.
- 6 Sarah Whatmore, «Materialist Returns. Practising Cultural Geography in and for a More-Than-Human World», *Cultural Geographies* 13 (2006), 600–609.
- 7 Vgl. dazu auch Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001, S. 254–262.
- 8 Janet L. Abu-Lughod, *New York, Chicago, Los Angeles. America's Global Cities*, Minneapolis 1999, 7–13.
- 9 Paradigmatisch Reyner Banham, *Los Angeles. The Architecture of Four Ecologies*, Berkeley 1976.
- 10 Brendan Gill, «Reflections. The Horizontal City», *New Yorker*, 13. 9. 1980, 109–146.
- 11 David Ulin, *Sidewalking. Coming to Terms with Los Angeles*, Oakland 2015, 9 f.
- 12 Lewis Mumford, *The City in History. Its Origins, Its Transformations, and Its Prospects*, New York 1961, 510.
- 13 Robert M. Fogelson, *The Fragmented Metropolis. Los Angeles, 1850–1930*, Berkeley 1993, 63–84.

- 14 Abu-Lughod (wie Anm. 8), 154–156.
- 15 Zur Bedeutung von Wasser für Los Angeles William Devereil, Tom Sitton, *Water and Los Angeles. A Tale of Three Rivers, 1900–1941*, Oakland 2016.
- 16 Ben C. Truman, *Semi-Tropical California. Its Climate, Healthfulness, Productiveness, and Scenery*, San Francisco 1874, 107.
- 17 William L. Kahrl, *Water and Power. The Conflict over Los Angeles' Water Supply in the Owens Valley*, Berkeley 1982.
- 18 Nach Fogelson (wie Anm. 13), 78.
- 19 Als Fallstudie William Fulton, ««Those Were Her Best Days». The Streetcar and the Development of Hollywood Before 1910», *Southern California Quarterly* 66 (1984), 235–255.
- 20 Los Angeles Public Library, Special Collections, Elisabeth M. Spriggs, *The History of the Domestic Water Supply of Los Angeles* (MA Thesis, Department of History, University of Southern California), Los Angeles 1931, 15–21.
- 21 Los Angeles Public Library, Special Collections, *A Brief History of the Los Angeles City Water Works as Originally Built by the City with Ordinances, Contracts, State Ratification, Affidavits, etc.*, Los Angeles 1897.
- 22 Matthew Gandy, «The Bacteriological City and Its Discontents», *Historical Geography* 34 (2006), 14–25.
- 23 Lawrence Culver, *The Frontier of Leisure. Southern California and the Shaping of Modern America*, Oxford 2010, 52–66.
- 24 Fogelson (wie Anm. 13), 85–107.
- 25 Ernest Freeberg, *The Age of Edison. Electric Light and the Invention of Modern America*, New York 2013, 67 f.
- 26 Ein Beispiel aus Pasadena «Light or Darkness. A Criticism of the Electric Lamps», *Los Angeles Times*, 18. 10. 1890.
- 27 Zum Erdbeben Joanna L. Dyl, *Seismic City. An Environmental History of San Francisco's 1906 Earthquake*, Seattle 1917.
- 28 Carl-Henry Geschwind, *California Earthquakes. Science, Risk & the Politics of Hazard Mitigation*, Baltimore 2001, 4.
- 29 Zeitgenössisch Department of Water and Power Records Center, WP05-45.28, Water and Electricity. Life Lines of Los Angeles, [Los Angeles] undatiert.
- 30 Erik Swyngedouw, *Social Power and the Urbanization of Water. Flows of Power*, Oxford 2004, 18.
- 31 Los Angeles City Archives, «Agreement», 22. Juli 1868, in Revised Charter and Compiled Ordinances and Resolutions of the City of Los Angeles. Compiled and Indexed by WM. M. Caswell, Los Angeles 1878, 132–135, hier 134.
- 32 Los Angeles City Archives, «Revised Charter», 1. April 1876, in ebd., 41 f.
- 33 Los Angeles Department of Water and Power Records Center, WP05-46.17, Electric Rate Schedules & General Information Regarding Electrical Service, 15. 9. 1926, S. 4 f.
- 34 Los Angeles Department of Water and Power Records Center, WP05-47.7, Rules and Regulations Governing the Rendition of Water Service by the Bureau of Water Works and Supply, Department of Water and Power, City of Los Angeles, 23. 12. 1937, S. 56 f.
- 35 Ebd., S. 55.
- 36 George Read, «Metering of Los Angeles», *Journal (American Water Works Association)* 9 (1922), 426–435.
- 37 «Install Water Meters», *Los Angeles Times*, 10. Juli 1919.
- 38 Als Beispiel Huntington Library, San Marino, CA, Southern California Edison Records, Box 308, Folder 6, «Be Careful. Some Practical Suggestions Regarding the Using of Electrical Appliances», *Edison Current Topics* VI (1917), 230.
- 39 Los Angeles Department of Water and Power Records Center, WP05-46.15, Electric and Water Service Rate Schedules and General Information for Consumers, 1. 11. 1927, 29.
- 40 Karen Barad, «Meeting the University Halfway. Realism and Social Constructivism without

- Contradiction», in Lynn Nelson, Jack Nelson (Hg.), *Feminism, Science and the Philosophy of Science*, Boston 1996, 161–194, hier 163.
- 41 Patrick Joyce, *The Rule of Freedom. Liberalism and the City in Britain*, London 2003, 65–75.
- 42 Mit dieser Metapher, aber in kritischer Absicht Frank Trentmann, «Materiality in the Future of History. Things, Practices, and Politics», *Journal of British Studies* 48 (2009), 283–307, hier 303.
- 43 Insbesondere Joyce (wie Anm. 41).
- 44 Los Angeles Department of Water and Power Records Center, WP05-46.15, Electric and Water Service Rate Schedules (wie Anm. 39), 27.
- 45 Huntington Library, Southern California Edison Records, Box 37, Folder 1, Brief von District Agent an C. A. Howell, 21. 11. 1913.
- 46 Los Angeles City Archives, Protokoll der Sitzung des City Council am 7. 3. 1904, 753.
- 47 So das verbreitete Argument, exemplarisch in Craig Koslofsky, *Evening's Empire. A History of the Night in Early Modern Europe*, Cambridge 2011, 140–151.
- 48 Als Beispiel die Petition einer Anwohnerinitiative, die eine Strassenlaterne auf der 55th Street westlich der Central Avenue forderte: Los Angeles City Archives, Petition Nr. 436 von M. J. Russell et al. an den City Council, Protokoll der Sitzung des City Council am 2. Mai 1904, 135. Dass der Council sich auf die Petitionen der Einwohner/-innen verliess, ist ein Phänomen, das sich schon in früheren Jahren findet. Als Beispiel Los Angeles City Archives, Box B-4, Vol. 71, Petition von R. A. Brown et al. an den City Council, 23. 9. 1889, 708 f.

Résumé

De l'eau et de l'électricité: plaidoyer pour un urbanisme volumétrique

La présente contribution propose une approche tridimensionnelle de l'espace urbain en montrant que la verticalité et l'horizontalité font partie intégrante de l'histoire des villes. Le concept d'«urbanisme volumétrique» est particulièrement prometteur à cet égard. Il sera évalué à l'aide de l'histoire des infrastructures d'eau et d'électricité de Los Angeles. L'article examine tout d'abord à quel point les réseaux hydraulique et électrique ont influencé l'histoire de la ville, qui a été marquée par la simultanéité de l'expansion urbaine et de la mécanisation de l'espace. La focale se pose ensuite sur le raccordement des habitations au réseau urbain. Comme les lignes électriques et les canalisations hydrauliques de Los Angeles sont à la fois aériennes et souterraines, les systèmes de raccordement rendent visible le lien physique entre l'horizontalité de la ville et la verticalité du sous-sol. Dans l'ensemble, la contribution s'oppose à l'interprétation dominante d'une expansion essentiellement horizontale de la ville en déplaçant le regard sur le caractère tridimensionnel des réseaux de l'espace urbain.

(Traduction: Alexandre Elsig)

Unter Druck

Wie die Rohrpost unter die Schweiz kam¹

Rachele Delucchi

Zürich, Herbst 1925. Für die Bahnhofstrasse waren es laute und staubige Tage. Soeben hatte man zwischen dem Haupttelegrafenamnt und der Telegrafenfiliiale Hauptbahnhof alle 65-Millimeter-Rohrpostrohre aus nahtlos blankgezogenem Stahl erfolgreich in einer Tiefe von etwa 0,8 Metern verlegt. Sorgfältig zwischen Gas- und Wasserleitungen, zwischen Telefon-, Telegrafen- und Elektrizitätskabeln untergebracht, erstreckten sich die Rohre der Firma Mix & Genest über 1319 Meter. Um schädlichen Rückstrom zu verhindern, hatte man in der Nähe der Starkstromkabel Porzellanisoliermuffen eingebaut. Noch wurde an der Kurve bei der Ecke Kappelergasse/Bahnhofstrasse gearbeitet: Die Zürcher Bahnhofstrasse der Goldenen Zwanziger benötigte eine störungsfreie Verbindung zur abzweigenden Kappelergasse, wo das Haupttelegrafenamnt seit 1898 den Telegrafverkehr der Banken- und Handelsgeschäfte abwickelte. Nach minutiöser Prüfung von Berichten über ausländische Erfahrungen, nach intensiven Gesprächen mit der Oberpostdirektion (OPD) und sorgfältiger Ausarbeitung von Varianten hatte sich die Obertelegrafendirektion (OTD) 1924 zur Errichtung «von verhältnismässig umfangreichen Fernrohrpostanlagen in den Städten Lausanne, Zürich und Genf» entschlossen.²

Kaum waren die neugierigen Blicke auf die Rohrpostrohre fotografisch festgehalten (Abb. 1), wurden die Gräben schon wieder zugeschüttet. Die spärlichen Presseartikel waren bald vergessen: «Nur wenige wissen um das Geheimnis, das unter dem Asphalt der Strassen Zürichs verborgen liegt», stellten die *Neuen Zürcher Nachrichten* 1943 fest.³ Was 17 Jahre nach der Eröffnung der ersten Stadtröhrepostanlagen der Schweizerischen Telegrafverwaltung schon als Geheimnis galt, blieb noch lange ein so gut wie unerschlossenes Stück Schweizer Stadt- und Postgeschichte.⁴

Dieser Beitrag will einige Schritte in diese kaum erforschte historische Landschaft wagen. Er rekonstruiert die Entstehung der ersten städtischen Schweizer Rohrpostanlagen in Genf, Lausanne und Zürich aus technik- und kulturgeschichtlicher Perspektive und plädiert für ihre Interpretation als Nischenangelegenheit. Die «moderne Rohrpost» der 1920er-Jahre erschloss in der Schweiz technologische, administrative und operative Nischen: Sie nahm Gestalt an in spezifi-



Abb. 1: «Stadtrhrpost Zürich. Rohrverlegung an der Ecke Kappeler-gasse/Bahnhofstrasse», 1925. (PTT-Archiv, Tele-012 A 003_5, Photos von Rohrpost- und Förderbandanlagen, Zürich)

schen und begrenzten Beziehungsgefügen technischer, räumlicher und organisatorischer Art – und gestaltete diese zugleich. Die Prozesse der Identifizierung, Adressierung, Aushandlung und schliesslich (Re-)Konfiguration dieser Nischen werden mit unterschiedlicher Gewichtung am Beispiel der Anlagen von Genf, Lausanne und Zürich illustriert. Anstatt ein Fallbeispiel zu beschreiben oder eine Überblicksdarstellung zu bieten, legt der Beitrag somit das Augenmerk auf eine Konstellation von Städten, um das eigentümliche Spannungsverhältnis im

Schweizer Rohrpostprojekt zwischen lokalen Bedürfnissen, bundesweiten Prozeduren und standardisierten Lösungen zu beleuchten.

Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der mit dem Projekt einhergehenden Mobilisierung von Oberfläche und Untergrund geschenkt, welche mal zur Neutralisierung, mal zur Verschärfung und mal zur Aktivierung der Grenze zwischen «oben» und «unten» führte. Gerade diese für die «moderne Rohrpost» charakteristische vertikale Verflechtung führte in der Schweiz zur Errichtung von Anlagen, die nicht einfach nur kleinräumige Nachfolger der traditionsreichen, imposanten Stadtrhrposten der europäischen Metropolen darstellten. Unter die Schweiz kam eine Rohrpost, welche die Grenzen zwischen Untergrund und Oberfläche ebenso wie diejenige zwischen Stadtrhrpost und Hausrohrpost, zwischen Aussen- und Innenanlagen und Fern- und Nahtransportsystem neu ausgehandelt hatte und weiter aushandeln würde. Es kam eine nischenfreundliche Raummaschine, die konkret in den metrischen Raum eingriff, aber einen ausgesprochen funktionell gegliederten Raum schuf, wo sie Antworten auf Nischenansprüche gestaltete.⁵

Genfer Nischenansprüche

«Le commerce de Genève se meurt, le commerce de Genève est mort, et il y a urgence à ce que les administrations fédérales viennent au secours de Genève», zitierte 1923 ein anonymes «citoyen» im *Journal de Genève* den Genfer Geografieprofessor Charles Burky.⁶ Die acht Telegrafienlinien, die Genf mit St. Gallen, Luzern, La Chaux-de-Fonds, Neuenburg, Vevey, Montreux, Morges und Rolle verbunden hatten, waren eben innerhalb eines Jahres abgeschafft worden. Die internationalen Verbindungen nach Marseille, Mailand und an die Pariser Börse standen auf der Kippe – und das, obwohl Genf beim Telegrafienverkehr schweizweit den zweiten Platz belegte. Diese Bedeutung verdankte die Stadt insbesondere dem Sitz des Völkerbundes: «Oublie-t-on déjà que le Conseil [sic] fédéral a promis de faire tous les sacrifices nécessaires si Genève était choisie comme siège du secrétariat général de la Ligue des Nations?», fragte rhetorisch der Genfer «citoyen».

Man freue sich über die von der Post- und Telegrafienverwaltung nun angekündigten Verbesserungen im internationalen Verkehr, bekundete ein wenige Tage später veröffentlichter Artikel zum Anliegen. Auf lokaler Ebene sei das Problem aber noch dringender: «Le service des succursales est des plus déplorables».⁷ Ein in der Filiale Rive, im kommerziellen Zentrum der Stadt, abgegebenes Telegramm konnte eine ganze Stunde brauchen, bis es im Haupttelegrafienbüro ankam.

Der Telegrammdienst und allgemeiner der Eildienst hatten besonders stark unter den Spar- und Reorganisationsmassnahmen der schweizerischen Post- und Telegrafverwaltung in den ersten Nachkriegsjahren gelitten. Der herausfordernde lokale Transport von Telegrammen und Eilbriefen, der auf einer kostspieligen Kombination verschiedener Verkehrsarten basierte, blieb davon nicht verschont. Eine heterogene und sich zunehmend verdichtende Transportkette von Fussboten und Elektrodreirädern, «bicyclettes à moteur», Autos und Strassenbahnen sollte einen reibungslosen Nachrichtenfluss auch in den verkehrsreichen Städten garantieren. Eigentlich wies der Telegrafendienst seit Jahrzehnten einen rückläufigen Verkehr auf und spielte im Fernmeldewesen eine immer geringere Rolle.⁸ Dennoch fehlte eine gleichwertige Alternative für die kleine, aber relevante Kundennische. Der Dienst wurde täglich von den nun wieder florierenden Handels- und Bankengeschäften in Anspruch genommen. Beim Genfer Völkerbund wie bei Presseunternehmen und Depeschenagenturen, bei den Zürcher Grossbanken und in der öffentlichen Verwaltung wusste man nicht, wie ein sicherer, effizienter und diskreter Geschäftsablauf ohne Telegramme zu bewerkstelligen wäre. Als 1927 diskutiert wurde, ob die Telegramme in den Genfer Filialen zukünftig telefonisch übermittelt werden sollten, waren die Vorbehalte immer noch gross. Bei den zahlreichen fremdsprachigen Telegrammen würde sich eine solche Übermittlungsart sicher als ungünstig erweisen – gerade da viele doch sehr lang seien. Bedenken wurden auch angesichts der nicht vollständig schalldichten Telefonkabinen geäussert; das Fernmeldegeheimnis sei damit nicht gewährleistet.⁹

Für das kostspielige und dennoch unersetzliche Nischengeschäft der Telegrafie brauchte die OTD eine billige und effiziente Lösung – oder mindestens einen Umweg – zur Schliessung einer urbanen Lücke. Es ging um die technische und organisatorische Bewältigung der ersten und letzten Meile im Telegrafverkehr, um die Ansammlungs- und Verteilungsmechanismen einer kommunikativen Drehscheibe und gleichzeitig um die Konfiguration des Übergangs zwischen telegrafischer Übertragung und physischem Transport, zwischen elektrischen Impulsen und beschriftetem Papier. Die Herausforderung betraf eine lokale, aber höchst anschlussreiche Lücke, die eng mit den Bedürfnissen vor allem der internationalen, meist geschäftlichen Kommunikation verknüpft war.¹⁰

Mit einer Prise Polemik schilderte der Genfer «citoyen» seine Lösung des Problems: «On critique volontiers pour ses lenteurs l'administration d'un pays voisin. Il y a pourtant longtemps que, à Paris, les tubes pneumatiques fonctionnent et que chacun peut facilement et très rapidement faire parvenir un «petit bleu» à destination». Paris hatte sein «petit bleu» 1854 bekommen, in London wurde die «pneumatic tube» 1853 eingeführt, Berlin erhielt seine «postalische U-Bahn» 1865. Inzwischen hatten die europäischen Grossstädte

den Ausbau ihrer Rohrpostnetze zu kilometerlangen radialen oder polygonalen Strukturen erlebt.¹¹ Genf brauchte 1923 keine grossflächige kommunikative Erschliessung seiner bescheidenen Stadtfläche, sondern die Schliessung einer Lücke, wovon seine international abgestimmte, nicht nach Einwohnerzahl bemessene «grandeur» abhing. Der Untergrund versprach, den verkehrstechnisch zerstückelten Weg auf der Oberfläche durch eine homogene Passage zu ersetzen und so einen maschinellen und dadurch reibungslosen und kostengünstigen Nachrichtenfluss zu gewährleisten.

Die «moderne Rohrpost»

1922 waren in der neu gegründeten *Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* zwei Artikel des Münchner Rohrpostexperten Hans Schwaighofer erschienen, der die Rohrpost – die pneumatische Beförderung von Gegenständen in Rohren mittels Luftverdichtung oder -verdünnung – als Antwort auf die jüngsten Herausforderungen des Nachrichtenwesens präsentierte.¹² Auf wenigen Seiten entwarf Schwaighofer die Vision einer «Hebung des wirtschaftlichen Tiefstandes der meisten kontinentalen Telegraphenbetriebe» durch die Einführung der Stadtrohrpost als anpassungsfähiges, maschinelles, stark individualisierbares und leicht erweiterbares Schnellbeförderungssystem. Mit wenigen Ressourcen könne sie einen «ununterbrochenen» Transport kleiner Postsachen selbst bei «mäßigen Mengen» garantieren. «Eine postdienstlich und wirtschaftlich günstige Einführung des Rohrpostwesens selbst in kleinen Städten», die «das durch die räumliche Entfernung verursachte Hindernis [...] weniger fühlbar» machen würde: Dies alles – und noch mehr – verspreche die «moderne Rohrpost».

Während man sich bis 1900 noch damit zufriedengegeben hatte, wenn eine pneumatische Anlage überhaupt gebaut werden konnte, wurde die Rohrpost seitdem immer mehr an die Bedürfnisse betrieblicher Individualisierungen angepasst. Anstelle von riesigen Kolbendampfmaschinen, Lokomobilen oder Verbrennungskraftmaschinen wurden für den Antrieb der Rohrpostgebläse platzsparende und automatisch steuerbare Elektromotoren eingesetzt. Kleinere und leichtere Kompressoren – beispielweise, so Schwaighofer, von der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik in Winterthur hergestellte «geräuschlose, erschütterungsfreie und betriebssichere» Wittig-Kompressoren – gestatteten es, die Maschinenstationen in den Kellern der Gebäude unterzubringen. Als Beispiel dieser «neuzeitliche[n] Entwicklung von Technik und Betrieb pneumatischer Beförderungsanlagen» galt für den Oberregierungsrat an der Münchner Abteilung des Telegrafentechnischen Reichsamtes Hans Schwaighofer gerade die 1922 eingeweihte Stadtrohrpost seiner Stadt.¹³

Dank dieser technischen Entwicklungen erlebte die Rohrpost insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg eine grosse Verbreitung als Fördertechnik in Innenräumen. Ihre «Domestizierung», die aber nicht auf den eigentlichen *domus*, sondern auf Verwaltungs- und Geschäftsgebäude abzielte, fügte sich in die damalige Tendenz zur Technisierung und Rationalisierung des Kleinbetriebs ein. Grosses Interesse an dieser platzsparenden und fast wartungsfreien «maschinelle[n] Einrichtung zur Bewältigung des inneren Verkehrs mit Kleingegenständen» zeigten Banken, Druckereien, Warenhäuser, Hotels und Verwaltungsgebäude.¹⁴ Eine Hausrohrpost würde den langsamen und unzuverlässigen Botendienst ersetzen und somit einen effizienteren Transport von Checks, Bestellungen, Geld und Pressemitteilungen garantieren. Ihre Schweizer Premiere feierte die Rohrpost 1899 in der Druckerei des *Tagblatts der Stadt Zürich*.¹⁵ In den Postämtern von Basel und La Chaux-de-Fonds wurden 1912 Hausrohrposten für den Verkehr zwischen dem Geld- und dem Checkamt eingerichtet.¹⁶

Die Verbreitung als innere Gebäudetechnik führte zur endgültigen Herauslösung der Rohrposttechnologie aus ihrem zunächst ausschliesslich postalischen und insbesondere telegrafischen Gebrauch. Es ging zudem um die Emanzipation der Hausrohrpost von ihrer Rolle als blosse Ergänzung der Stadtrohrpost. Dem Experten Schwaighofer zufolge wurde die Hausrohrpost ab 1900 «in mancher Hinsicht maßgebend für Stadtrohrposten, teils leistungstechnisch, teils in Bezug auf Apparate und Maschinenanlagen, Kraftsparer, Signaleinrichtungen usw.».¹⁷ Dadurch kamen sich Innen- und Aussenanlagen unabhängig von ihrem tatsächlichen Zusammenschluss plötzlich ganz nah. Die damit einhergehende Verflechtung von Untergrund und Oberfläche neutralisierte Unterschiede zwischen Wänden, Decken und der bereits intensiv genutzten, zirka 80 Zentimeter dicken Erdschicht unter den städtischen Strassen. Die betriebliche Nebenrolle als Hilfsmittel stand nun auch für die Stadtrohrpost beziehungsweise für die Fernanlagen offen. Diese bescheidene, eher räumlich ergänzende als umfassende Rolle schien eine passende Lösung für die Bedürfnisse der schweizerischen Post- und Telegrafverwaltung zu sein.

Hinter diesen Bedürfnissen, die auf Bundesebene «Beschleunigung der Telegrammbeförderung» und «Erzielung von Einsparungen bei den Personalausgaben» lauteten, steckten ganz unterschiedliche lokale Angelegenheiten, die in der «modernen Rohrpost» eine passende Übersetzung finden sollten: von den jüngsten Herausforderungen im Genfer Telegrammverkehr aufgrund des Völkerbunds über die langwierigen, topografisch bedingten Probleme im Lausanner Eilzustelldienst bis zur Bewältigung des Wegs zwischen dem städtischen Haupttelegrafnamt und der jeweiligen Bahnhofsfiliale, sei es in Zürich, in Basel oder in Bern. 1924 stand die Adressierung der Ansprüche von drei Pilotstädten fest: Die Verwaltung würde Rohrpostverbindungen zwischen dem Sitz

des Genfer Völkerbunds und den Telegrafenamtern Mont Blanc und Stand, zwischen dem Telegrafenamts am Bahnhof Lausanne und dem Hauptpostgebäude bei St. François und zwischen dem Zürcher Hauptbahnhof und der Fraumünstertpost bauen.¹⁸ Weitere Städte wie Basel und Bern befanden sich rohrposttechnisch bereits im Visier.

Pneumatische Schnittstellen in Lausanne

Über die Lokalisierung der zukünftigen Lausanner Rohrpostverbindung herrschte Einigkeit. Die vertikale, topografisch herausfordernde Strecke zwischen der Place St. François und dem Bahnhof Lausanne – und ihre Verlängerung bis zum See in Ouchy – hatte seit dem 19. Jahrhundert bereits eine ganze Reihe von luftigen Träumen geweckt. Der Bau eines «chemin de fer pneumatique» zwischen dem Personenbahnhof und der Place St. François nach dem Projekt von Carl Bergeron war 1866 vom Bundesrat konzessioniert und sogar als Experiment für eine pneumatische Alpenüberquerung gepriesen worden.¹⁹ Die Luft stand auch im Zentrum des späteren Konzepts von Louis Gonin und Jules Gaudart für die Compagnie du chemin de fer de Lausanne à Ouchy.²⁰ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts folgten explizit postalisch ausgerichtete pneumatische Vorschläge: Komme für die Stadt wegen ihrer «conformation du terrain» der Ersatz der Pferdestärke durch Motorkraft nicht infrage, so ein Leser der *Gazette de Lausanne*, bräuchte die Postverwaltung eben andere Lösungen für die Strecke zwischen dem Postgebäude an der Place St. François und dem Bahnhof – seien es nun kleine Waggons mit Aufzügen an beiden Streckenenden oder eben ein «tube pneumatique».²¹ Postalische Ansprüche standen zuletzt hinter dem Vorschlag von Herrn Wagner, dem Chef des Briefversands am Bahnhof Lausanne, der sich 1924 – nach Kenntnis der neusten pneumatischen Pläne der OTD – leidenschaftlich für eine grosszügige Rohrpost mit «cartouches d'un poids de 10 kgs avec un diamètre de 35 à 40 cm» zwischen Postgebäude und Bahnhof einsetzte.²²

Vor allem die Beschaffenheit des Geländes – die Beziehung zwischen Untergrund und Oberfläche nur indirekt – prägte die Lausanner Träume. Sie waren besonders gross; grösser als diejenigen, welche die Rohrpost gemäss Experten wie Schwaighofer erfüllen sollte; hartnäckig gross, auch nachdem in Zürich der Plan für eine Anlage mit zwei zusätzlichen Rohren von 2 × 15 Zentimetern Durchmesser zugunsten einer mit einem einzigen, nur 6,5 Zentimeter breiten Rohr aufgegeben worden war.²³

Die OTD war seit 1921 auch für den Eilzustelldienst der Post zuständig.²⁴ Dank dieser betrieblichen Massnahme waren sich die beiden Medien – Telegramme und Eilbriefe –, die auch in den übrigen Stadtrohrposten Europas meist gemein-

sam zirkulierten, in der Schweiz zum ersten Mal nahegekommen. Es lag auf der Hand, dass die städtischen Rohrposten neben Telegrammen auch kleinformatige Eilpostbriefe transportieren würden. Hätte die Aushandlung der Rohrdurchmesser und -anzahl zu einer weiteren, formatbedingten Aushandlung der ursprünglichen betrieblichen Schnittstelle zwischen OPD und OTD geführt? Letztere bezog sich in ihrer Stellungnahme zur Beschaffenheit der Anlage auf Schwaighofers Artikel von 1922, in dem für schmale Rohre plädiert wurde.²⁵ Angesichts der beträchtlichen Investitionen stand sie einer Teilnahme der OPD an der Herstellung der pneumatischen Anlagen aber offen gegenüber. Überlegte sich die Post, mit einer ähnlichen Anlage weitere postalische Gegenstände zu befördern, könnten «[d]ie erforderlichen Grabarbeiten und die Rohrverlegungen [...] gemeinschaftlich durchgeführt werden». Die Interessen seien verflochten, die Doppelspurigkeit der Betriebe bleibe garantiert und der von der OTD gewünschte Rohrdurchmesser erhalten.

Die Lausanner Kreispostdirektion begann tatsächlich mit der Idee eines für europäische Verhältnisse grossen Rohres von 150 bis 250 Millimetern Durchmesser zu liebäugeln – und Herr Wagner stand bei diesem Anliegen an vorderster Front.²⁶ Es ging dabei sowohl um spezifische Bedürfnisse Lausannes als auch um solche, die diese Stadt mit anderen Schweizer Städten teilte. Zürich habe, so Wagner, eine flache Topografie, breite Strassen und gute öffentliche Verkehrsmittel. Zudem seien alle Dienstabteilungen bequem bei der Fraumünsterpost gelegen, eine dünne Rohrpost für Telegramme und Eilbriefe würde dort genügen. Anders gestalte sich die Situation in Lausanne, wo man «un service principal d'expédition et d'évacuation rapide, continue et sûre des envois de la poste aux lettres, chèques, mandats, recommandés, petits paquets-lettres, plis et groups de valeur, envois par Exprès, y compris de petits articles de messagerie urgents et Exprès» brauche.²⁷ Eine Anlage im Zürcher Stil würde den Lausanner Rohren dasselbe Schicksal wie den zu kleinen Bundesgebäuden bescheren: Sie würden sich gleich nach der Fertigung, wenn nicht schon nach der Baubewilligung, als für ihre Zwecke ungenügend erweisen.

Wagner verwies hier auf das zweite, schweizweit bekannte Problem, wogegen die Rohrpost Abhilfe schaffen könnte: die Raumnot bei Post- und Telegrafämtern, die oft im selben Gebäude untergebracht waren und insbesondere vom stark expandierenden Telefonverkehr und Postcheckdienst herausgefordert wurden. Problematisch waren sowohl das Ausmass als auch die Organisation des verfügbaren Platzes. Ein reibungsloser, rationeller Betriebsablauf erforderte fließend organisierte «Prozessarchitekturen»,²⁸ die auf zweckmässigen Anordnungen, einfachen Grundrissen und grosser Flexibilität gegenüber den sich stets verändernden Bedürfnissen basierten.²⁹ Beim Umbau der verwinkelten repräsentativen städtischen Gebäude sollte man durch Reorganisation der Raumfunktio-

nen und minutiöse Eingriffe in die Bausubstanz nach diesem Ideal streben. Die Massnahmen reichten dabei vom Abreissen bestimmter Wände bis zur Einführung mechanischer Anlagen wie Aufzügen und Korbsystemen – und Rohrposten. Bei anhaltendem Platzmangel würde letztlich nur noch die Verlagerung bestimmter Dienste in ein anderes Gebäude infrage kommen. Die Rohrpost sollte im Rahmen dieser erzwungenen Dezentralisierungsprozesse nicht mehr Räumlichkeiten innerhalb eines Gebäudes, sondern unterschiedliche Gebäude miteinander verbinden.

Mitte 1926 stand man in Lausanne (wie auch in Genf und Zürich) vor einem 65-Millimeter-Rohr und Transportbüchsen für 20 bis 30 Telegramme beziehungsweise fünf bis zehn Briefe; ein Vertrag zur Mitbenutzung der Anlage seitens der OPD für die Beförderung von Eilpostsendungen war abgeschlossen.³⁰ Das war nicht nur der geduldigen internen Verfeinerung des Projektes hinsichtlich der betrieblichen Schnittstelle zwischen OPD und OTD zu verdanken. Durch zahlreiche europäische Reisen von Beamten und Technikern der Verwaltung wurden auch wichtige Informationen über den gegenwärtigen Gebrauch der Rohrpostanlagen gesammelt.³¹ Schliesslich hatte die enge Verflechtung der Rohrpostprojekte mit demjenigen der Zürcher Sihlpost dazu geführt, die rohrposttechnische Nische innerhalb der dichten Palette infrage kommender Verkehrsmittel und Kommunikationstechnologien nochmals zu überdenken und an die Anforderungen anzupassen. Die hohe Komplexität der Organisations- und Baufragen hatte das Projekt des neuen Dienstgebäudes für Post, Zoll und Bundesbahnen beim Zürcher Hauptbahnhof zu einer zentralen Angelegenheit der Verwaltung gemacht.³² Das Projekt, das als Musterbeispiel im Bereich der modernen Fördertechnik gepriesen wurde, bildete eine technisch-betriebliche Verdichtung, die zugleich als Folie für die Rohrpostprojekte der Schweiz diente. Die gleichzeitige Ausarbeitung beider Projekte bedingte eine noch stärkere Verflechtung der Auffassungen von Haus- und Stadtrohrposten und führte zur Präzisierung ihrer betrieblichen und technischen Rolle: nämlich als spezifisches Glied in umfassenden Betriebsabläufen, das innerhalb unvorteilhafter, unzeitgemässer räumlicher Konstellationen kompensatorisch oder aber gegenüber der Modernität neuester prozesshafter Architekturen bestätigend wirkte. Die Rohrpost liess ihre Rolle als Alleingängerin, als allumfassendes, primäres Transportmittel definitiv hinter sich. Sie sollte, wie bereits Schwaighofer befand, unbedingt «lediglich zur Ergänzungsbeförderung» und «nur bei jenen Fahrstrecken [...], bei welchen die Postsachen ziemlich ununterbrochen und zwar in mässigen Mengen zur Beförderung gelangen», eingesetzt werden.³³

Zürcher Rekonfigurationen zwischen Oberfläche und Untergrund

Bereits 1907 zirkulierte die Idee einer Verbindung des Hauptbahnhofs mit dem Haupttelegrafenamts bei der Fraumünsterpost. Aus Platzgründen wurde das Projekt nicht realisiert; die kleine «moderne Rohrpost» liess auf sich warten, ebenso wie die Pläne über die zukünftigen Räumlichkeiten am Bahnhofplatz.³⁴ Die um 1923 aufgenommene Planungsarbeit für die bahnhofsnahe Zürcher Sihlpost hatte endlich Schwung in das Vorhaben einer Zürcher Rohrpost gebracht. Mitte 1925 wurde die schwierige Aushandlung der Trasse für die sich nun konkretisierende Rohrpostanlage von der Stadt Zürich als abgeschlossen betrachtet. Nicht nur hatte sich die Stadt in letzter Zeit vermehrt mit den räumlichen Problemen des zunehmenden oberirdischen Verkehrs beschäftigen müssen. Auch im Untergrund nahm das Problem des Raummangels zu, nachdem in den vergangenen Jahrzehnten unterschiedliche Kabel und Rohre die vorhandenen Schächte und Kanäle gefüllt hatten. Eine Verlegung der Rohrpostrohre unter die engeren Gassen der Stadt wäre laut städtischem Gaswerk aufgrund der bestehenden Werkleitungen «auf fast unüberwindliche Hindernisse» gestossen.³⁵ In diesen Gassen eine weitere Leitung zu verlegen, war den Verantwortlichen der Wasserversorgung zufolge «fast ein Ding der Unmöglichkeit».³⁶ Das Elektrizitätswerk pflichtete dem bei: Speziell die Strehl-, Glocken- und Augustinergasse seien «schon voll gepfropft».³⁷

Im Sommer 1925 stand eine passende Trasse entlang der Bahnhofstrasse fest. Bei der Zürcher Anlage handle es sich nicht um eine «Rohrpost im eigentlichen Sinne des Wortes», so die *Neue Zürcher Zeitung*, «d. h. um eine Einrichtung, wie man sie seit Jahrzehnten in Grossstädten kennt, und deren Zweck die Ermöglichung eines raschen Bestelldienstes innerhalb des Stadtrayons ist». Vielmehr sei man im Begriff, eine Einrichtung zu bauen, die «ausschliesslich der Beförderung von Telegrammen und Eilbriefen zwischen Hauptbahnhof und Hauptpost dienen» würde.³⁸ Klein, aber fein: Die Stadt setzte auf eine besonders leistungsfähige, moderne Anlage der Firma Mix & Genest. Die Reise eines Telegrammes zwischen den beiden Telegrafenamtern würde sich von den bisherigen fünf bis sechs Minuten Fahrradweg auf fünf bis sechs Sekunden verringern.

Doch dann landete ein unerwarteter Brief der Kreistelegrafendirektion auf dem Tisch des Stadtrats: «Die zwischen den Banken mit unserer Verwaltung gepflogenen Unterhandlungen haben nun die Notwendigkeit des Anschlusses derselben an diese Rohrpostanlage gezeigt, wodurch für jede Bank eine direkte Verbindung mit der Hauptpost notwendig wird».³⁹ So habe die Zürcher Rohrpost nicht nur keinen Stadtrayon zu erschliessen und sich auch auf spezifische Kommunikationsmedien (Telegramme und Eilbriefe) zu beschränken, sondern sie wäre dazu noch die «erste Rohrpostanlage der Welt mit Anschluss einer größeren Zahl von

Privatfirmen».⁴⁰ Mehr als zehn Rohre dürfte der Herr mit Hut und Aktentasche an der Ecke Kappelergrasse/Bahnhofstrasse deshalb gezählt haben (Abb. 1).

Waren die Korrekturen der Trasse seitens der städtischen Werke durch die Verhältnisse in der Tiefe bedingt, dürfte beim erweiterten Projekt die besonders günstige horizontale Anordnung an der Oberfläche ausschlaggebend gewesen sein. Die Rohre würden sich gerade bis vor die Türen aller wichtigen Bankgebäude – Grosskunden der Telegrafverwaltung – erstrecken. Die Anlage stellte zudem eine Art Verlängerung der bestehenden Hausrohrposten dar. Mit der erfolgreichen Übernahme der innergebäudlichen Strecke zwischen Kassa und Visabuchhaltung hatte die Rohrpost ihre hybride, korridorähnliche Funktion zwischen einer effizienten Verbindung ungünstig getrennter Räumlichkeiten und der Ermöglichung einer beispielsweise aus Sicherheitsgründen erforderlichen räumlichen Trennung beweisen können. Die unterirdische Verbindung der Banken zur Post würde schliesslich den stark zunehmenden Verkehr von Checks und Abrechnungen des Postcheckdienstes bewältigen können und damit die Einbussen im Telegrafverkehr kompensieren.⁴¹ Die Rohrpost zog somit von den Bankgebäuden in den Untergrund Zürichs, samt den wertvollen geschäftlichen Assoziationen, die ihre häusliche Verwendung für monetäre Transaktionen ihr verliehen hatte.

Die Rohre unter dem Zürcher Paradeplatz waren nun eine den geheimen Bankkorridoren verwandte Einrichtung geworden – und vielleicht auch den Telefonkabeln, ihren unmittelbaren Nachbarn im «voll gepfropften» Untergrund: Der von der fortschreitenden Automatisierung der Telefonie genährte Traum der technischen Unmittelbarkeit im Nachrichtenverkehr erstreckte sich bald auch auf die pneumatischen Rohre.⁴² Die Rohrpost hatte im dunklen Untergrund eine private Umgebung geschaffen, in der die Banken direkt miteinander kommunizieren konnten. Oder zumindest fast: Im Haupttelegrafamt fand bei der Büchsenumladung nämlich eine sekundenlange Vermittlung, eventuell sogar eine Kontrolle der Geschäftskorrespondenz durch die Mitarbeitenden der Telegrafverwaltung statt, um Verletzungen des Postregals auszuschliessen. Die Vorstellung der Rohrpost als Mittel privater Bankkommunikation geriet ins Wanken: «26. Nov. 1925. Zürich: Banken protestieren gegen nachträgliche Einschränkungen + Kontrolle, Anlage ist mangelhaft».⁴³ Diese bittere Pille mussten die Banken schlucken. Sie eigneten sich schliesslich die Rohrpost so weit an, dass die *Neue Zürcher Zeitung* die Anlage einige Jahre später als «private Rohrpostanlage» bezeichnete, die «im Verein mit der eidg. Telephonverwaltung» gebaut worden war.⁴⁴

Rekapitulation

In Genf hatte die «moderne Rohrpost» als «lokales» unterirdisches Zwischenmedium die Bedürfnisse nach Verdichtung und zugleich rascher Expansion der Nachrichtenflüsse um den Völkerbund bedient. In Lausanne bildete sie die frühe Konkretion einer administrativen Nische: Sie wurde neuer Aushandlungsort und Bewährungsprobe der allerersten betrieblichen Schnittstelle zwischen OPD und OTD, die sich versuchsweise als graben-, utopisch als tunnel- und schliesslich als 65 Millimeter breite röhrenartige Räumlichkeit zur Mitbenutzung konfigurierte. Die anpassungs- und assoziationsfreudige pneumatische Technologie eignete sich beim Durchlaufen der Wände und Decken der Zürcher Bankgebäude und in der Nähe ihrer geheimen Korridore exklusive Eigenschaften an, die massgeblich zu ihrer Rekonfiguration beitrugen. Unter den Bürgersteigen Zürichs schuf die Rohrpost eine geschützte Nische; einen Raum, dessen Rolle zwischen Funktionalität und symbolischem Distinktionspotenzial oszillierte.

Unter die Schweiz kam die Rohrpost nicht einfach als Nachzüglerin der europäischen Stadtrhrposten des 19. Jahrhunderts – als Resultat einer blossen Übertragung von Untergrund zu Untergrund, samt entsprechender Verkleinerung und verbesserter Betriebssicherheit. Die «moderne Rohrpost» tauchte in den 1920er-Jahren in den Untergrund ab, nachdem sie ihn als Stadtrhrpost im 19. Jahrhundert zunächst verlassen hatte, um als Hausrohrpost die Oberfläche diagonal, vertikal und horizontal zu explorieren. Unter Schweizer Boden rekapitulierte sie synchron eine diachron vollzogene Verflechtung zwischen Untergrund und Oberfläche. Sie profitierte dabei auch von Grössenverhältnissen, die nur ein bescheidenes *scaling* zwischen «oben» und «unten», zwischen Rohrpostwegen im innerräumlichen und solchen im unterirdischen urbanen Einsatz beanspruchten. Die «moderne Rohrpost» kam unter die Schweiz als nischenfreundliche Wunschmaschine mit gestalterischem Potenzial in organisatorischer und räumlicher Hinsicht. Sie trug dabei technische Spuren und die diskursiv verwalteten Assoziationen ihrer inzwischen sehr geschätzten, diskreten Dienste auf der urbanen Oberfläche. Wenn städtisch, dann war dies die Rohrpost nicht nur, insofern sie *unter* einer Stadt verlief. Wenn auch als bundesweites und öffentliches Projekt entworfen, so war sie doch nach langen Aushandlungsprozessen zwischen vergangenen lokalen Utopien, vielfältigen gegenwärtigen Bedürfnissen und zukunftsweisenden privatwirtschaftlichen – und Privatheit erstrebenden – Wunschvorstellungen entstanden.

Genf, Lausanne und Zürich bahnten den Weg: Bereits 1927 blickte man im Basler Untergrund auf die Rohrpostrohre der nächsten, langlebigen «ganz [...] geheime[n] Untergrundorganisation».⁴⁵ Bald würde auch diese Anlage als Aushandlungszone für eine weitere, nun wieder von «unten» nach «oben» ver-

laufende vertikale Verflechtung zwischen Untergrund und Oberfläche dienen, worum sich wichtige Standardisierungs- und Normierungsanliegen drehen: Wie wollte man mit dem Anschluss der städtischen Anlage an die bestehenden Hausrohrposten umgehen? In Basel wurden schliesslich diejenigen «im Postgebäude Basel 1 auf den grössern [sic] Fahrdurchmesser der Stadtrhrpost abgeändert», damit «die angeschlossenen Banken alle Dienststationen von Post und Telegraph direkt erreichen» konnten.⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag geht aus meiner Masterarbeit an der Professur für Technikgeschichte der ETH Zürich (2018) hervor: Rachele Delucchi, *Eine Nischenangelegenheit. Zur Geschichte der Stadtrhrpost in der Schweiz (ca. 1920–1927)* (Preprints zur Kulturgeschichte der Technik 34), ETH Zürich 2020. Ich danke David Gugerli, Ricky Wichum, den Herausgeberinnen und den anonymen Gutachtern für die kritischen Anregungen.
- 2 *Neue Zürcher Zeitung*, 23. 2. 1927.
- 3 *Neue Zürcher Nachrichten*, 8. 7. 1943.
- 4 Die wenigen Arbeiten zu den Schweizer Rohrpostanlagen sind meistens aus dem Ingenieurkreis der Telegrafverwaltung hervorgegangen, vgl. insbesondere «Die Rohrpost- und Förderanlagen der schweizerischen PTT-Verwaltung», in Generaldirektion PTT (Hg.), *Hundert Jahre elektrisches Nachrichtenwesen in der Schweiz 1852–1952*, Bern 1952–1962, Bd. 3, 461–484. Eine Erwähnung finden die Schweizer Anlagen weder in kürzlich erschienenen Beiträgen zum Schweizer Untergrund, vgl. Marc Valance, Michael T. Ganz, *Zürich Untergrund*, Zürich 2015, noch in den jüngsten Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Rohrpost, vgl. Ingmar Arnold, *Luft-Züge. Die Geschichte der Rohrpost*, 2. Auflage, Berlin 2016.
- 5 Der Begriff «Nische» wird bereits bei Schabacher im Zusammenhang mit der Rohrpost verwendet, vgl. Gabriele Schabacher, «Rohrposten. Zur medialen Organisation begrenzter Räume», in Christoph Neubert, Gabriele Schabacher (Hg.), *Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaft. Analysen an der Schnittstelle von Technik, Kultur und Medien*, Bielefeld 2013, 216.
- 6 *Journal de Genève*, 14. 12. 1923.
- 7 *Journal de Genève*, 22. 12. 1923.
- 8 Vgl. Schweizerische Telegraf- und Telefonverwaltung, *Jahrbuch* 1923, 23.
- 9 PTT-Archiv, T-00 A_4331, Genève/Genf, Ablösung des Telegrafendienstes zwischen verschiedenen Büros durch die Rohrpost, 1927.
- 10 Vgl. dazu Schabacher (wie Anm. 5), 209.
- 11 Zur Geschichte der Stadtrhrposten der europäischen Metropolen siehe Arnold (wie Anm. 4).
- 12 Vgl. Hans Schwaighofer, «Technik und Betrieb der Stadtrhrposten», *Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 1/2 (1922), 3–26; ders., «Verkehrstechnische und betriebsökonomische Gesichtspunkte für die Einrichtung von Eil-Beförderungsanlagen des grösststädtischen Nachrichtenverkehrs», *Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 1/5 (1922), 30–44.
- 13 Ders., «Fortschritte der Rohrpost-Technik, insbesondere bei der Stadtrhrpost München», *Schweizerische Bauzeitung* 83/5 (1924), 24.
- 14 Hans Schulze-Manitius, *Nahtransport*, Halle 1927, 279.
- 15 *Neue Zürcher Zeitung*, 12. 1. 1899.
- 16 Generaldirektion PTT (Hg.), *Hundert Jahre elektrisches Nachrichtenwesen in der Schweiz 1852–1952*, Bern 1952–1962, Bd. 3, 464.
- 17 Hans Schwaighofer, *Rohrpostanlagen*, Berlin 1930, Bd. 2, 20.
- 18 PTT-Archiv, P-02 A_P-02 A 0103, Rohrpostverbindung. Lausanne 1 – Lausanne Bahnhof, Brief der OTD an die OPD, Bern, 24. 7. 1924.

- 19 Friedrich Seiler, *Die Vortheile des pneumatischen Systems für Alpenbahnen*, Bern 1866, 30–40. Vgl. das pneumatische Jungfrauahnprojekt von Eduard Locher, *Neues Bahnsystem für die Jungfrau-Bahn*, Zürich 1890.
- 20 Vgl. Jean Paillard, Roger Kaller, Gaston Fornerod, *La Compagnie du chemin de fer Lausanne–Ouchy*, Lausanne 1987.
- 21 *Gazette de Lausanne*, 16. 3. 1895.
- 22 Brief von H. Wagner, Briefversand Bahnhof Lausanne, an die Postdirektion, Lausanne, 6. 9. 1924, in PTT-Archiv (wie Anm. 18).
- 23 Vgl. Stadtarchiv Zürich V.G.c.33. Bauvorstand II. Akten, 1925, Nr. 60, Brief des Telefonbüros Zürich an den Bauvorstand II, 5. 11. 1924. Vgl. auch Protokoll des Stadtrats von Zürich, 23. 4. 1925, Nr. 542.
- 24 Vgl. Schweizerische Telegraf- und Telefonverwaltung, *Geschäftsbericht* 1921, 54 f.
- 25 Brief der OTD an die OPD, Bern, 24. 7. 1924, in PTT-Archiv (wie Anm. 18).
- 26 Zum grossen Durchmesser der amerikanischen Rohrposten siehe Arnold (wie Anm. 4), 102 f.
- 27 Siehe Anm. 22.
- 28 Vgl. Susanne Jany, «Postalische Prozessarchitekturen. Die Organisation des Postdienstes im Medium der Architektur», *Archiv für Mediengeschichte* 13 (2013), 135–145.
- 29 *Handwörterbuch des Postwesens*, Berlin 1927, s. v. «Architektur».
- 30 Brief vom Bauinspektorat der Oberpostdirektion, gez. Allgäuer, an die Technische Abteilung der Obertelegrafendirektion, 23. 12. 1925, in PTT-Archiv (wie Anm. 18).
- 31 Vgl. «Dir. an Prof. Schwaighofer, München. Dr. Salis wird am 7. Dezember in München vorsehen», 2. 12. 1925; «Nordsee, Dr. v. Salis. Mitteilungen aus London, fahre nach Gothenburg, Oslo u. Stockholm», 26. 4. 1925 (PTT-Archiv, P-00 A PAA 0162, Geschäftskontrolle der Postverwaltung); «Dr. Craemer Berlin, Studienreise der Herren Keller und Häusler nach München und Berlin», 22. 5. 1925 (PTT-Archiv, T-00 A_0001, Geschäftskontrolle und Register der Telefon- und Telegrafendirektion, 1925, I).
- 32 *Bundesblatt* 37, 15. 9. 1926, 434. Zum Sihlpostgebäude vgl. Hans Schwaighofer, *Postbetriebsmechanik*, Wittenberg 1927, 368–376.
- 33 Hans Schwaighofer, «Technik und Betrieb der Stadtrhrposten», *Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 1/2 (1922), 6, 15.
- 34 PTT-Archiv, T-00 A_2522, Rohrpostanlage Zürich Filiale Hauptbahnhof – Hauptbureau Zürich, 1907.
- 35 Stadtarchiv Zürich, V.G.c.33, Bauvorstand II. Akten, 1925, Nr. 60, Brief des Gaswerks der Stadt Zürich an den Bauvorstand II der Stadt Zürich, 11. 11. 1924.
- 36 Ebd., Brief der Wasserversorgung der Stadt Zürich an den Bauvorstand II der Stadt Zürich, 13. 11. 1924.
- 37 Ebd., Brief des Elektrizitätswerks der Stadt Zürich an den Bauvorstand II der Stadt Zürich, 20. 11. 1924.
- 38 *Neue Zürcher Zeitung*, 20. 8. 1925.
- 39 Stadtarchiv Zürich V.G.c.33, Bauvorstand II. Akten, 1925, Nr. 60, Brief der Kreistelegrafendirektion an das Bauwesen II der Stadt Zürich, 16. 9. 1925.
- 40 E. Huber, «Der Telegraphenbetrieb in den Jahren 1920–1945», in *Ein grosser Förderer der Nachrichtentechnik. Festschrift für Dr. h. c. A. Muri*, Zürich [um 1954], 136.
- 41 Zur damaligen Entwicklung des Postcheckdienstes vgl. *Bundesblatt* 37, 15. 9. 1926, 34.
- 42 Nach der Inbetriebsetzung der ersten 1600 vollautomatischen Zürcher Teilnehmeranschlüsse (1922) wurde die damals bereits halbautomatische Telefonzentrale Zürich-Hottingen bis 1926 vollautomatisiert; siehe dazu Generaldirektion PTT (wie Anm. 4), Bd. 2, 501.
- 43 PTT-Archiv, T-00 A_0001, Geschäftskontrolle und Register der Telefon- und Telegrafendirektion, 1925, I.
- 44 Vgl. Anm. 3.
- 45 *Basler Nachrichten*, 17. 10. 1974, über die 1927 eröffnete Basler Rohrpostanlage.

46 PTT-Archiv, P-05 A_PAA00808:7, Eil- und Telegrammbestellung in Basel und Inbetriebnahme der Rohrpost, 1929.

Résumé

Sous pression. Comment la poste pneumatique est arrivée sous la Suisse

Cet article reconstitue l'émergence des premières installations de poste pneumatique urbaine en Suisse à Genève, Lausanne et Zurich vers 1925. Il explore les niches technologiques, administratives et opérationnelles que la «poste pneumatique moderne» des années 1920 a créées. Ce faisant, il examine comment les systèmes pneumatiques ont renégocié les frontières entre le sous-sol et la surface tout comme celles entre la poste pneumatique urbaine et domestique, les installations extérieures et intérieures, et les systèmes de transport à longue et à courte distance. Il montre comment le projet suisse est apparu dans des rapports de tension entre des préoccupations locales, des procédures nationales et des solutions standardisées. À Genève, la poste pneumatique, en tant que moyen de communication souterrain «glocal», a répondu aux besoins de la Société des Nations en matière de concentration et, en même temps, d'expansion rapide du flux d'informations autour d'elle. À Lausanne, elle a constitué la première manifestation d'une niche administrative à l'interface entre les directions de la poste et du télégraphe suisses. En traversant les murs et les plafonds des bâtiments bancaires zurichoïses, la poste pneumatique a acquis des qualités exclusives qu'elle a ensuite étendues sous les trottoirs. Ainsi, une niche protégée a été créée dans le sous-sol de Zurich – une «organisation souterraine» visant à préserver les intérêts de l'économie privée.

(Traduction: Alexandre Elsig)

Réduit impérial?

Vertikale Geopoetik bei Leonhard Ragaz und Gonzague de Reynold

Andreas Bäumlér

Kaum eine Nation definiert sich so stark über den Untergrund wie die Schweiz. Insbesondere das Reduit, in dem die «geistige Landesverteidigung» ab 1940 kulminiert, erweist sich für die nationale Identität langfristig als produktiver Raum. Das Reduit ist aber auch ein Ort des Paradoxen, der Fragen aufwirft: Warum machte der militärische Rückzug ins «Herz der Schweiz» auch oder gerade für die Bevölkerung ausserhalb dieser Zone Sinn? Natürlich gab es militärstrategische und wirtschaftspolitische Gründe für die Alpenfestung.¹ Hier interessiert das *réduit national* aber primär als Materialisierung einer Raumvorstellung, die sich auf die Alpen fokussiert.

In der Zwischenkriegszeit hat in der Schweiz ein topografisches Denken Konjunktur, das den Gotthard als Mittelpunkt, Kern und Keimzelle eines grösseren Raumes legitimiert.² Erst in einer vertikalen Verflechtungsgeschichte werden jedoch die spannungsvollen nationalen, imperialen und universalistischen Verschränkungen sichtbar, welche die Alpen seit ihrer geschichtsphilosophischen Aufladung in der Epoche der Aufklärung (aus)prägen. Es sind insbesondere die Höhen- und Tiefendimensionen solcher Raumbilder, in denen sich sehr unterschiedliche Macht- und Geltungsansprüche auf die Schweiz und auf das westliche Europa manifestieren. Diese Ansprüche, so die These, stehen in direktem Bezug zum Reduit.

Konkrete Geografie und die ästhetischen Räume in Literatur und politischer Rhetorik sind hierzu als «Geopoetik» zusammenzudenken. Der Begriff selbst spielt bereits auf die kulturelle Konstruiertheit von Räumen an. Als Analysekategorie fragt Geopoetik nach der Rolle und Funktion von kognitiven Karten und Vorstellungen landschaftlicher Materialität inner- und ausserhalb von Literatur, wenn beispielsweise Toponyme erfunden, Räume in Landschaften, Regionen, Staaten oder in Imperien eingeteilt werden.³ Besondere Bedeutung kommt dabei der metaphorischen Qualität zu, welche poetische Raumbilder politisch anschlussfähig macht.

Es geht hier also um die Frage, wie eine spezifische Geopoetik zu einem bestimmten Zeitpunkt eine grosse Wirksamkeit entfalten und so die faktische Preisgabe des Flachlands während des Zweiten Weltkriegs legitimieren konnte. Dies aus li-

teraturwissenschaftlicher Warte nachzuvollziehen, ermöglicht präzise, wenn auch keine abschliessenden Antworten auf die Frage, wann und wo der sonst schwer fassbare Reduitmythos tatsächlich formuliert und wirksam wird.

Um nun die politischen Implikationen einer vertikalen Gotthard-Poetik genauer zu bestimmen, verbinde ich Ernst Cassirers Mythosbegriff mit dem gekerbten Raum, wie ihn Gilles Deleuze und Félix Guattari beschreiben. Nach Cassirer stellt die symbolische Form des Mythos räumliche Sinnordnungen her, indem das Flüchtige eine Form erhält und das Erleben durch bestimmte Grenzsetzungen geordnet und territorialisiert wird – etwa durch die Absonderung heiliger Orte gegen den profanen Raum.⁴ Der Inhalt eines Gegenstands lässt sich entsprechend nicht von seinem Ort trennen. Das räumliche Verhältnis, in dem sich etwas befindet, gehört zur Sache selbst. Das mythische Denken drängt dazu, Erfahrungen zu verdinglichen und zu verräumlichen, es bindet «alle Qualitäten und Tätigkeiten, alle Zustände und Beziehungen an ein festes Substrat» und führt so zur «Materialisierung geistiger Inhalte».⁵

Es sind primär die gründenden oder konservierenden Narrative, die solchermassen symbolisch besetzte Räume hervorbringen. Raumtheoretisch könnte man mit Deleuze und Guattari von einem gekerbten Raum sprechen, den etwa ein Staatsapparat herstellt, indem er das Territorium codiert.⁶ Kerbungen wirken disziplinierend. Zu kerben bedeutet, Macht zu ergreifen, die Welt zu kartieren und aufzuteilen.

Während das Gekerbte also Ausdruck von Herrschaft und Staatlichkeit, von klaren Ordnungen und festen Positionen ist, unterläuft das Glatte diese Besetzungen. Der glatte Raum ist vektoriell bestimmt und durch Verbindung, Veränderung und Offenheit geprägt. Der Raum wird zu dem, was ihn ausfüllt. Orte sind hier lediglich Stationen der Bewegung in einem globalen Raum ohne Grenzen. Diese Raumvorstellung prägen dynamisierende Erzählungen aus, die räumlich weniger gebunden sind.

Exemplarisch lassen sich die literarischen Präfigurationen sowohl des alpinen Untergrunds als auch der Höhen anhand zweier ikonischer Werke abgleichen, die beide gegen Ende des Ersten Weltkrieges entstehen: Leonhard Ragaz' *Die neue Schweiz* (1917/18) mit dem bezeichnenden Untertitel *Ein Programm für Schweizer und solche, die es werden wollen* sowie Gonzague de Reynolds *La Cité sur la Montagne* (1919/22). Unterschiedlicher könnten die Texte kaum sein: Im Falle von Ragaz handelt es sich um einen theologisch-politischen Essay, bei de Reynold um ein antikisierendes Monumentaldrama. Doch über die politisch-kulturelle Wirksamkeit sagt in diesem Fall die gattungstheoretische Trennung von Programmatik und Fiktion gerade nichts aus. Im Gegenteil kann dieser Vergleich vorführen, wie die Raumbilder selbst wirksam werden. Aus diesem Grund gilt mein Interesse nicht nur den disparaten Alpeninnenräumen im Text, sondern auch deren Rezeption bis 1941.

«Die neue Schweiz in ein neues Europa hineingestellt!»: Progressive Visionen um 1917/18

In seiner Zukunftsvision *Die neue Schweiz* macht der christliche Sozialist Leonhard Ragaz (1868–1945) die topografische, sprachliche und konfessionelle Vielfalt der Schweiz zum Argument für eine religiös-politische Sendung der Nation.⁷ Der Zürcher Professor für systematische und praktische Theologie versteht die Botschaft vom Reich Gottes als politische Herausforderung und wird ab 1906 international zu einer wichtigen Figur der religiös-sozialen Bewegung. 1915 hatte Ragaz noch die Zimmerwaldkonferenz mit vorbereitet. In *Die neue Schweiz* grenzt er sich aber dezidiert vom «tragische[n] Beispiel russischer Vorgänge» (NS, 78) ab. Ragaz ist grundsätzlich gegen staatszentrierte Ansätze. Doch gegen Ende des Ersten Weltkriegs sieht er den Moment gekommen, die «charakterlose Neutralität» (NS, 39) des Kleinstaats durch die «Vertretung grosser Gedanken» (NS, 39) im Nachkriegseuropa zu überwinden.

Die heilige Mission der Schweiz sei es recht eigentlich, dem «Geist der Macht» (NS, 102) der Imperien zu widerstehen. Das «schöpferische Hochlandparadies» (NS, 260) soll der raumzeitliche Ausgangspunkt einer geistlich-sittlichen Erneuerung werden, die sich durch Pazifismus, soziale Demokratie, Föderalismus, Naturschutz und Genossenschaften charakterisiert – allesamt Forderungen und Verheissungen, die sich für ihn unter dem Reich Gottes subsumieren lassen.

Die topografische Erhebung der Alpen wendet Ragaz ins Topologische: Er setzt sie mit einer normativen Erhebung der Schweiz über die anderen europäischen Nationen gleich, und die Quellen der vier grossen Flüsse Europas mit den «Quellen des Geistes, von denen die Völker leben» (NS, 260). Damit bezieht er sich auf eine «Geographie der Aufklärung»,⁸ welche die Berge einerseits vertikal von der Stadt abgrenzt. Andererseits spielt die Vorstellung der Alpen als ideelles Zentrum für Europa eine wichtige Rolle. Die Idyllendichtung des 18. Jahrhunderts modelliert hier eine Art von «Nullzustand» der Geschichte, ein ewiges goldenes Zeitalter.⁹ Für die eurozentrische Aufklärung, aber auch für das restaurative Europa ab 1815 ist dieser utopische Gegenort als «Reinigungsraum» nach den Verwerfungen der Französischen Revolution konstitutiv.¹⁰ Insofern gehen die psychologischen Erklärungen, es handle sich bei dieser Wertbesetzung um eine Kompensationshandlung aus der Not des isolierten Sonderfalls heraus, zu einseitig von einer nationalen Innenperspektive aus und blenden den universalistischen Geltungsanspruch der Aufklärung aus.¹¹ Erst im späten 19. Jahrhundert entwickelt sich aus diesen Zuschreibungen ein Nationalcharakter, der sich zwar nicht in der Form, wohl aber inhaltlich von den «späten» Nationalstaaten Italien und Deutschland abhebt: Als Nation der Aufklärung weist die Schweiz immer über sich selbst hinaus. Der Dichter und Journalist Heinrich Leuthold bringt diesen

Pioniercharakter, der sich über die Höhe legitimiert, 1872 auf den Punkt: «Euer Kleinstaat rage hervor durch Grosssin! [sic] / Zeigt der Freiheit Segen Europas Völkern!»¹² Die Alpen sind also nicht nur das eidgenössische «Capitolium» (Johannes von Müller),¹³ sondern immer auch ein «Beispiel für die Welt» (Albrecht von Haller).¹⁴

«Die neue Schweiz in ein neues Europa hineingestellt!» (NS, 157) – mit diesem Programm ist Ragaz anschlussfähig an die Geografie der Aufklärung: Der zugleich ahistorische wie progressive Geist (des Zentrums) soll die bestehenden Verhältnisse (in ganz Europa) überwinden. Das «Land der Höhen» (NS, 260) verkörpert aufgrund der idealen Gottverbundenheit in der alpinen Natur also gerade keine nationale Kultur im Sinne der Romantik, sondern – und das ist der Anspruch der Aufklärung – eine universalistische: «So wird unsere Lage inmitten der Völker zum Symbol einer Gesinnung und Aufgabe.» (NS, 160) Ragaz' Pointe ist, dass sich die Schweiz als Nation überflüssig macht, gerade indem sie ihre spezifische Berufung wahrnimmt: «*Wir Schweizer können nicht national sein, ohne international zu sein, wie wir nicht international sein können, ohne damit von selbst national zu sein.*»¹⁵

Dass *Die neue Schweiz* auf viel Gehör (vier Auflagen in neun Monaten) und breite Ablehnung stiess, liegt einerseits an der religiös-sozialistischen Extremposition selbst. Andererseits unterläuft Ragaz den territorial fixierten Mythos, indem er die Quellenanalogie konsequent zur Öffnung hin fortführt.¹⁶ Während die symbolische Form des cassirerschen Mythos definitionsgemäss den Raum besetzt, ist der vektorbasierte glatte Raum gänzlich fluide und offen. Ist die Utopie vom Reich Gottes einmal Wirklichkeit geworden, wird die Ortsgebundenheit des Zentrums und damit schliesslich auch des Mythos obsolet: Die alpine Schweiz wird in Zukunft weder als europäisches Arkadien noch als Kapitol von Bedeutung sein. Konsequenterweise erübrigt sich für Ragaz auch eine militärische Verteidigungsstrategie: «*Schweizer sein, heisst fremde Völker ehren und lieben. Das sollen die Völker spüren. Das wird auch unsere beste Landesverteidigung sein. Das ist auch ein Stück Mission der Schweiz und wahrhaftig kein geringes.*» (NS, 179) Die Konsequenzen dieser dynamischen Raumkonzeption für den Nationalstaat sind radikal – zu radikal für die Schweizer Öffentlichkeit. Ragaz' transnationale Entwürfe haben ihn – in seinen eigenen Worten – zum «gehasstesten und berüchtigsten Mann der Schweiz gemacht».¹⁷

Seine Geopoetik fordert in der Vertikalen die Loslösung von jeder national codierten Bodenhaftung ein: «Wir können dabei nicht genug geöffnet sein. Dabei dient gerade *das* der Schweiz, was *über* dem Unterschied des Nationalen liegt, was in die reine Luft des Ewigen ragt.» (NS, 119) Wenn das Nationale hier implizit dem gekerbten Untergrund, das Universalistische aber dem glatten Luftraum zugewiesen wird, so entbehrt dieser «Höhensinn» (NS, 110) folgerichtig eines

Anspruchs auf den Untergrund. Dies folgt auch aus dem zentralen Auftrag, die Schweizer Quellen «vor Verschüttung» zu bewahren (NS, 260).

Ich möchte Ragaz' glatten Raum abgleichen mit dem vertikalen Ineinander von nationalem und imperialem Raumkonzept bei Gonzague de Reynold. Denn die beiden Räume unterscheiden sich grundlegend in ihrem Herrschaftsanspruch: Während das Glatte bei Ragaz einen Geltungsanspruch erhebt, offenbart das Gekerbte bei de Reynold zusätzlich einen konkreten Machtanspruch.

«[Ê]tre au cœur du monde»: Die Topografie des Reaktionären

Der Schriftsteller und Historiker Gonzague de Reynold (1880–1970) stammt aus einer patrizischen Freiburger Familie. In vielerlei Hinsicht vertritt der extravagante, ultrakonservative Katholik das Gegenteil von Leonhard Ragaz. De Reynold sucht über Jahrzehnte die Nähe zur Macht, um seine Vision eines abendländischen Reiches, eines Europa unter Kaiser und Papst, voranzubringen.

Unter dem Eindruck des Landesstreiks¹⁸ beendet Gonzague de Reynold 1919 sein Monumentaldrama *La Cité sur la Montagne*, das er nicht als «œuvre national», sondern in antiker und biblischer Tradition verstanden wissen will. De Reynold begründet die geschichtliche Sendung ebenfalls mit der Vertikalen: «Ô Dieu, médiateur des peuples, qui as édifié notre cité sur la montagne pour qu'elle vive plus près de Toi, accorde-nous la lumière de ton Esprit.»¹⁹ Die Höhenlandschaft um den Gotthard, schreibt de Reynold im Vorwort, sei die Quelle grosser politischer Gedanken sowie des Gefühls, «d'être au cœur du monde, dominer le monde comme un conquérant debout à la tête d'une armée» (CM, 7).²⁰ Doch das imperiale Prinzip («les idées gouvernent le monde», CM, 99) gilt reziprok: Das alpine Zentrum wird über die Jahrhunderte hinweg mehrfach durch unreine Geister von aussen besetzt. Verkörpert werden diese «esprits impurs» (CM, 40) in der Trilogie zunächst durch die Versuchungen der Götter Loki/Odin und Merkur/Jupiter in der Vorgeschichte (1. Teil), dann durch politische Allianzen und den Verlust der Unabhängigkeit im 16. Jahrhundert (2. Teil) und schliesslich durch Freihandel und offene Grenzen in der Jetztzeit (3. Teil). In allen drei Teilen wird dasselbe Prinzip durchgespielt: Die Zentrifugalkräfte des Materialismus stellen das Zentrum, den Berg, infrage und provozieren eine Revolte. Doch gegen den Widerstand des Felsens und die Kraft des Wassers im Berginnern kommen diese Kräfte letztendlich nicht an. Obwohl sich das hierarchische Prinzip in der Stadt auf dem Berg durch die Höhe legitimiert («l'autorité vient d'en haut», CM, 115), die Oberhand gewinnt nur, wer sich des Untergrunds bemächtigen kann. So wird im Streit der Götter um den Berg an den Riesen Antaios aus der griechischen Mythologie erinnert, der

seine Kraft zum Kampf aus der Erde und dem Fels erhielt, in der Luft aber besiegt werden konnte.²¹

Die Stadt auf dem Berg findet jeweils zurück zur alten Ordnung. Die Beilegung des Konflikts wird jeweils symbolisch mit einem Reenactment der vorgeschichtlichen Stadtgründung beschlossen.²² Dieses besteht darin, dass der zentrale Erinnerungsort zunächst mit einem Kreuz markiert wird (1. Akt). Hier liegen dann auch die Vorfahren Ladina und Svizérus im Felsen begraben, und über deren Mausoleum (2. Akt) wird schliesslich eine gotische Kathedrale errichtet (3. Akt). Das iterative Erzählverfahren zielt darauf ab, eine politisch-gesellschaftliche Autoritätsordnung räumlich zunächst im Berg zu fixieren. Die narrativen Schichten werden als topografische Schichten im Untergrund in pyramidalen Form übereinander abgelagert: «une pyramide au faîte de laquelle est assise l'autorité» (CM, 92). Dieses Modell entspricht exakt dem Mythos, der zyklisch funktioniert und das Immergleiche in Form der Metamorphose wiederholt.²³

Aram Mattioli hat darauf hingewiesen, dass der Neuen Rechten in der Schweiz um 1900 eine Verschiebung der politischen Debatte in einen ästhetischen Diskurs im Allgemeinen und die Idee der Ordnung als ästhetisches Prinzip im Besonderen entgegenkam. Auch Hans Ulrich Jost sieht den zentralen Topos der antidemokratischen Rechten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in einer «Elitetheorie, welche Ordnung wiederherstellen und das gesellschaftliche Leben grundlegend bestimmen soll».²⁴ Gonzague de Reynold wünscht sich eine autoritär geführte barocke Schweiz. In *La Cité sur la Montagne* geht die Wiederherstellung der alten Ordnung mit einer spezifischen Codierung des alpinen Untergrunds einher, die dann wiederum einen radikalen, göttlichen Herrschaftsanspruch für sich reklamiert: «Ce qui fut fondé dans le roc, édifié sur la montagne, est toujours l'œuvre de Dieu.» (CM, 111) Doch die Kohärenz dieser symbolischen Ordnung besteht gerade nicht in einer konsequenten universalistischen Analogie, sondern in einer paradoxen national-imperialen Verschränkung.

Zur «Geo-Logik» von Mythos und Dichtung

In Reynolds Neubearbeitung der *Cité sur la Montagne* (1940/41)²⁵ erhält die Forderung der jungen Generation nach einer radikalen Öffnung der Berggemeinschaft, nach freiem Handel und politischer Einflussnahme ein konsequentes Bild in der Strasse, die vom Pfad zum Weg und letztlich zur Nord-Süd-Route ausgebaut wird.²⁶ Das «Prinzip Strasse», das nunmehr als Leitmotiv bereits im Untertitel platziert ist («La Route et la Cité»), setzt sich zunächst durch: «Autrefois, la Cité était pour la montagne; aujourd'hui, la route est pour la Cité.»²⁷ Im Vorwort von 1941 werden die gesellschaftlichen Implikationen die-

ser Modelle erklärt. Dieser Strasse habe die Stadt alles geopfert: ihren Berg, ihre schützenden Mauern, ihre Traditionen, ihre christlichen Prinzipien, den sozialen Frieden und die Sicherheit ihrer Grenzen. Statische Vertikallogik und horizontale Dynamisierung werden zu Metaphern gegenläufiger Weltanschauungen: hier Fortschritt, Handel, Profitdenken und dort Tradition, Frömmigkeit, Autorität. Weil sich diese Gesellschaftsmodelle gegenseitig ausschliessen, wird der «Saint-Gothard sublimé» zum Ort der Entscheidung über die politisch-kulturelle Grundausrichtung der Nation.²⁸

Erst als die Kathedrale als Antithese zur Strasse wieder das Zentrum bildet, lösen sich die Spannungen. Die Rückbesinnung auf den territorial fixierten Mythos ist in dieser Fassung dem Dichter Montfort (!) zu verdanken. Einerseits ist er zuständig für die Kohärenzbildung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die dem Mythos inhärent ist: «Je suis le poète, celui qui voit plus grand que vous dans le passé, celui qui voit plus loin dans l'avenir.»²⁹ Dass de Reynold sich erst in der zweiten Fassung in der Dichter- und Märtyrerfigur spiegelt, ist direkt auf seine eigene veränderte Position als Sprecher im Diskurs zurückzuführen. Mittlerweile hat er engen Kontakt zu Bundesrat Philipp Etter, mit dem er 1938 während der Ausarbeitung der zentralen Kulturbotschaft zur Geistigen Landesverteidigung huldigende Worte austauscht.

Montfort wird schliesslich, als symbolische Verdoppelung der Gründungslegende, in der Kathedrale zwischen den vorgeschichtlichen Gräbern Ladinas und Svizérus' beigesetzt. Dass der Körper des Dichters selbst in den Untergrund eingelassen wird, verweist auf den direkten Zusammenhang zwischen Mythos und (Re-)Territorialisierung. Der Dichter ist es, der die Einteilung in einen heiligen und einen profanen Raum vornimmt. Und die Verteidigungsstrategie folgt dieser topologisch-topografischen Unterscheidung. Folglich soll der militärische Schutz gar nicht primär den Bewohnern dienen: «Nous ne pouvons songer à tenir toute la ville: nous défendrons son cœur, les lieux sacrés.»³⁰

In beiden Fassungen wird der Berg vielfach als «cœur du monde» bezeichnet, was den imperialen Anspruch zwar vordergründig markiert. In der Version von 1941 wird die organische Metapher des pumpenden Herzens aber in eine gekerbte Topografie eingelassen: Es handelt sich hier um ein Herz aus Granit.³¹ Schon 1906 wird in seinem Gedicht *Le Saint-Empire romain germanique* die Herzmetapher im geologischen Untergrund verortet:

«Savez-vous où bat le cœur de l'Empire?

Il bat dans les montagnes,

il bat dans mon pays

et d'accord avec lui

je sens battre mon cœur.

Il est enchâssé dans du cristal de roche,

dans le Saint-Gothard il est enchâssé.
Il est enchâssé dans le Saint-Gothard;
[...]

nous gardons le cœur de l'Empire,
nous gardons le trésor.»³²

Bereits der Titel zeigt die *translatio imperii* vom mittelalterlichen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zu einem Europa des Ancien Régime mit dem Sankt Gotthard im Zentrum an.³³ Doch die Akkumulation von «enchâssé» (eingebettet) macht deutlich, dass die Funktion dieses Zentrums gerade nicht darin besteht, auszustrahlen und Veränderung zu bringen. Der Herrschaftsanspruch bezieht sich auf das Zentrum selbst, das bewahrt, beschützt, ja eingebunkert werden muss. Der Kristall ist eine Metapher für den Quasistillstand in der geschichtlichen Tiefenzeit. Dies entspricht genau der «Geo-Logik» des Mythos, die in der alpinen Geologie ein so eindrückliches Bild hat: «Là vivent les hommes du roc, les hommes, qui n'ont pas changé.»³⁴

Diese Geopoetik der Kerbungen setzt sich im Werk de Reynolds fort. In *Défense et illustration de l'esprit suisse* (1939) zeichnet er ein Gotthardgebiet, in dem die Flussläufe ein Kreuz eingraviert haben.³⁵ Das Wasser füllt also nicht einen glatten Raum aus, sondern dient als Werkzeug für die Gravur im Felsen. Diese Kerbungen des Untergrunds kommen als politische Ästhetik auch im militärischen Réduit zum Ausdruck.

Konjunktur des Mythos. Geopoetik und Geopolitik um 1940

Schlussfolgernd soll nun die raum- und mythestheoretische Analyse historisch kontextualisiert werden. Der gekerbte Raum ist mit seinen Grenzen, Reglementierungen und klaren Strukturen immer Ausdruck eines Territorialisierungsbetreibens: «Die primitive Territorialmaschine codiert die Ströme, besetzt die Organe, kennzeichnet die Körper. Inwieweit zirkuliert und getauscht wird, bleibt zweitrangig gegenüber der Aufgabe, die alle anderen umfasst: die Körper, die solche der Erde sind, zu kennzeichnen.»³⁶ Solche Codierungen und Besetzungen sind jedoch ephemere, weil sie kontextabhängig sind: Das Gekerbte kann jederzeit in das Glatte überführt werden und umgekehrt. Auch Cassirer betont für den modernen «Mythos des Staates», dass dieser nur in «kritischen Augenblicken des sozialen Lebens» funktioniere:³⁷ Der Mythos «erreicht seine volle Kraft, wenn der Mensch einer ungewöhnlichen und gefährlichen Situation begegnen muss».³⁸

Im Juni 1940, als de Reynold die Neubearbeitung von *La Cité sur la Montagne* angeht, befindet sich die Schweiz in einer präzedenzlosen Lage: Die vollständige

Einkreisung durch das Deutsche Reich und Italien bewirkt eine Stimmung zwischen Panik und Paralyse. Es geht um die Existenz oder Nichtexistenz des Landes. Dass de Reynold die prekäre Situation 1940 als Chance für eine patrizische Restauration (am liebsten mit Philipp Etter als eidgenössischem Landammann) begreift, weiss auch der Bundesrat. In einer handschriftlichen Notiz von Theodor Gut an Philipp Etter vom 15. Juni 1940 wird de Reynold zu den zuverlässigen nationalen Schriftstellern gezählt. Eine Fussnote warnt allerdings auch: «sehr eigenwillig, plant allerhand».³⁹ Und tatsächlich tragen Gonzague de Reynolds fiktionale Kerbungen in der topografischen Tiefendimension nach der Kapitulation Frankreichs zur Symbolsprache einer dezidiert konservativen *défense intellectuelle* bei. Gleichzeitig werden die Kerbungen der Alpen in einer Strategie materialisiert, die ihrerseits nicht mehr in eine geistige und eine militärische Landesverteidigung aufzutrennen ist. General Henri Guisan, der am 25. Juli 1940 auf der Rütliwiese den Reduitbefehl geben wird, bedankt sich drei Tage nach dem deutschen Angriff auf Polen bei Gonzague de Reynold gar ausdrücklich für die militärischen Implikationen in seiner Dichtung.⁴⁰

Die Alpenfestung war, militärpolitisch gesehen, ein Notbehelf aus einer Mangelage.⁴¹ Doch Geopoetik und Geopolitik sind 1940/41 nicht voneinander zu trennen: Bild und Zeichen fallen zusammen, die Metapher wird zum Symbol. So gesehen legitimiert die fiktionale und reale Einkerbung in die alpine Landschaft den sakral-politischen Machtanspruch einer katholischen, national-autoritären Elite, zu der neben de Reynold mit Abstrichen auch Guisan und Etter gehören.⁴² Diesen Konnex belegt die Rezeptionsgeschichte von *La Cité sur la Montagne*. De Reynold findet 1919 zunächst keinen Verleger, und auch die geplanten Auführungen in Genf und Fribourg kommen damals nicht zustande. Erst im nationalpolitischen und militärstrategischen Kontext der Reduitstrategie entfaltet der Text seine Wirkung: Allein im Jahr 1941 wird das überarbeitete Stück 57 Mal aufgeführt – durch eine Kompanie des Freiburger Infanterieregiments.⁴³

Gleichfalls 1941 wird die religiös-soziale Zeitschrift *Neue Wege* (seit 1906) der militärischen Vorzensur unterstellt: Ihr Herausgeber Leonhard Ragaz ist eine der gewichtigsten kritischen Stimmen während der Geistigen Landesverteidigung,⁴⁴ deren isolationistischer «Neutralismus» bei gleichzeitiger Militarisierung des Landes ziemlich genau das Gegenteil seiner Utopie von 1917/18 ist. Als besonders schmerzlich empfindet er die «Sabotage» des Völkerbunds durch die Schweiz.⁴⁵

Während Leonhard Ragaz den Imperialismus durch einen national begründeten Universalismus zu überwinden sucht und damit scheitert, rechtfertigt Gonzague de Reynold eine dezidiert national-konservative Kulturpolitik durch die Zentrierung der Nation im fiktiven Imperium. Es ist also der fiktionale und gerade nicht der programmatische Text, der ab 1941 kulturpolitisch kongruent ist. Das kon-

servative Selbstbild, der Reduitmythos, wirkt bis weit in den Kalten Krieg hinein: Die Schweiz definiert sich nicht als Ort der Sendung und der Bewegung, sondern des Rückzugs und des Stillstands.

Anmerkungen

- 1 Siehe zur historiografischen Reduitforschung Christof Dejung, *Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945*, Zürich 2006, 329–370; Walter Schaufelberger, «Das ‹Reduit national› 1940, ein militärhistorischer Sonderfall», in Guy P. Marchal, Aram Mattioli (Hg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität / La Suisse imaginée. Bricolages d'une identité nationale*, Zürich 1992, 207–216. Zur Kontroverse um die dissuasive Wirkung der Reduitstrategie siehe Georg Kreis, «Vier Debatten und wenig Dissens», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), 451–476. Zu den wirtschaftspolitischen Faktoren siehe Jakob Tanner, «‹Réduit national› und Aussenwirtschaft. Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten», in Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1998, 81–103.
- 2 Vgl. dazu zum Beispiel Hans Ulrich Jost, «Jungfrau, Alpen und Volksgemeinschaft», in Caroline Arni et al. (Hg.), *Der Eigensinn des Materials. Erkundungen sozialer Wirklichkeit. Festschrift für Claudia Honegger zum 60. Geburtstag*, Frankfurt am Main, Basel 2007, 225–242, oder auch Oliver Zimmer, «In Search of Natural Identity. Alpine. Landscape and the Re-construction of the Swiss Nation», *Comparative Studies in Society and History* 40/4 (1998), 637–665.
- 3 Zuerst ins Spiel gebracht hat den Begriff der Geopoetik Kenneth White, «Éléments de géopoétique», in ders., *L'Esprit nomade*, Paris 1987, 272–293. In Erika Schellenberger-Diederichs Buch *Geopoetik* findet das Konzept praktische Anwendung: Sie vergleicht die geologische Metaphorik in der deutschen Lyrik. Erika Schellenberger-Diederichs, *Geopoetik. Studien zur Metaphorik des Gesteins in der Lyrik von Hölderlin bis Celan*, Bielefeld 2006. In der Literaturwissenschaft ist der Begriff Geopoetik zu einem bekannten Terminus avanciert. Vgl. Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, 294–308.
- 4 Zur räumlichen Gliederung im mythischen Bewusstsein siehe Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*. Zweiter Teil: *Das mythische Denken*, Hamburg 2002, 98–123, zur Unterscheidung von profan und sakral insbesondere 100.
- 5 Ebd., 68.
- 6 Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, hg. von Günther Rösch, aus dem Französischen übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullié, Berlin 1992 [Paris 1980], 658–693.
- 7 Leonhard Ragaz, *Die neue Schweiz. Ein Programm für Schweizer und solche, die es werden wollen*, 2., verbesserte Auflage, Olten 1918. Im Folgenden mit der Sigle NS im Text direkt zitiert. Siehe dazu Franzisca Pilgram-Frühauf, «Blickwechsel. Bezüge zwischen Inglin *Die Welt in Ingoldau* und der *Neuen Schweiz* von Leonhard Ragaz», in Christian von Zimmermann, Daniel Annen (Hg.), «Kurz nach Mittag aber lag der See noch glatt und friedlich da». *Neue Studien zu Meinrad Inglin*, Zürich 2013, 91–107, vor allem 96–100.
- 8 Es ist vor allem auf Albrecht von Haller zurückzuführen, dass der Konnex von Natur und Aufklärung in den Alpen seinen ganz bestimmten Ort hat. Später wird Schiller das Scheitern der Französischen Revolution über die Schweizer Alpen «mit den Mitteln der Fiktion zu reparieren» versuchen. Patrick Stoffel, *Die Alpen. Wo die Natur zur Vernunft kam*, Göttingen 2018, 205. Zur Entsprechung des «Geistes der Gesetze» und der «Beschaffenheit des Bodens» bei Montesquieu und zum imperialen Anspruch, der sich daraus ableitet, siehe Stephan Günzel,

- «Geographie der Aufklärung. Klimapolitik von Montesquieu zu Kant», *Aufklärung und Kritik* 2 (2004), 66–91, hier 67.
- 9 Exemplarisch sichtbar wird dies bei Albrecht von Haller und Salomon Gessner, später bei Schiller. Vgl. Jörn Garber, «Utopiekritik und Utopieadaptation im Einflussfeld der <anthropologischen Wende> der europäischen Spätaufklärung», in Monika Neugebauer-Wölk, Richard Saage (Hg.), *Die Politisierung des Utopischen im 18. Jahrhundert. Vom utopischen Systementwurf zum Zeitalter der Revolution*, Tübingen 1996, 87–116, hier 100.
 - 10 Ebd. Zur normativen Aufladung der Alpen und zu ihrer Funktion als Gegeneuropa siehe auch Michael Böhler, «Topologische Spiegeleien. Schweizer Wechselspiele im Imaginären Europas», in Moritz Csáky, Johannes Feichtinger (Hg.), *Europa – geeint durch Werte? Die europäische Wertedebatte auf dem Prüfstand der Geschichte*, Bielefeld 2007, 103–132.
 - 11 Vgl. Daniel Frei, *Neutralität. Ideal oder Kalkül?*, Frauenfeld 1967, 93.
 - 12 Heinrich Leuthold, «Die Bestimmung der Schweiz» (1872), in ders., *Gesammelte Dichtungen*, Bd. 1, Frauenfeld 1914, 254.
 - 13 Johannes von Müller, «Fragmente» (1777), in ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 27/28, Stuttgart 1834, 95 f.
 - 14 Albrecht von Haller, *Die Alpen und andere Gedichte*, Stuttgart 1965 [1732], V. 440.
 - 15 NS, 161, Hervorhebung im Original.
 - 16 Guy P. Marchal erklärt die Grenzen der imagologischen Bastelei bei Ragaz anhand der schiefen Winkelried-Symbolik in *Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität*, Basel 2006, 441–443.
 - 17 Leonhard Ragaz, *Mein Weg*, Bd. 2, Zürich 1952, 28.
 - 18 Im Vorwort der zweiten Fassung von 1941 schreibt de Reynold über die Version von 1919/22: «Son idée maîtresse, c'était d'opposer au désordre et à l'anarchie le principe chrétien d'autorité.» Gonzague de Reynold, *La Cité sur la Montagne. La Route et la Cité. Drame en 4 actes*, Lausanne 1941, 5. Zur Entpolitisierung und Militarisierung von Arbeiterkonflikten durch die reaktionäre Rechte siehe Hans Ulrich Jost, *Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der Neuen Rechten in der Schweiz um 1900*, Zürich 1992, 77–87.
 - 19 Gonzague de Reynold, *La Cité sur la Montagne. La Route et la Cité, Trilogie*, Lausanne 1922, 64. Im Folgenden werden die Seitenzahlen aus der Ausgabe von 1922 unter der Sigle CM direkt im Text angegeben.
 - 20 Tatsächlich lieferte de Reynold nach dem Ersten Weltkrieg ein spätimperialistisches Programm, das einen Zugang zum Meer und Siedlungsprogramme für die Schweiz beinhaltete. Vgl. Aram Mattioli, *Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz*, Zürich 1994, 263 f.
 - 21 In seinem Essay *La démocratie et la Suisse* bezieht sich de Reynold ebenfalls implizit auf die Antaioslegende, um eine Schweiz der alten Ordnung zu begründen: «Le peuple suisse retrouve des forces toutes les fois qu'il touche du front sa terre, son histoire d'avant 1798.» Gonzague de Reynold, *La démocratie et la Suisse. Essai d'une philosophie de notre histoire nationale*, Bienne 1934 [1929], 351.
 - 22 «Car il faut que le fort protège la Cité comme l'homme protège la femme» (CM, 41). In der ersten Fassung werden die Alpen – und der imperiale Anspruch, der sich daraus ableitet – explizit weiblich konnotiert: «La montagne qui porte la Cité à son faite, pour la montrer au monde dans la lumière, comme une forte mère, arrondissant les bras [...]» (CM, 77 f.) In der Neubearbeitung sind diese Stellen gestrichen. Umso stärker wird darin die Vertikale betont. So beschliesst der Heilige den ersten Akt an der Stelle des erstgenannten Zitats: «[R]estez fidèles à la montagne: le malheur montera par la route, le salut descendra du sommet.» De Reynold (wie Anm. 19), 31.
 - 23 Im Mythos «kann noch alles aus allem werden, weil alles mit allem sich zeitlich oder räumlich berühren kann. Wo daher das empirisch-kausale Denken von Veränderung spricht und wo es diese aus einer allgemeinen Regel zu verstehen sucht, da kennt das mythische Denken vielmehr nur die einfache Metamorphose.» Cassirer (wie Anm. 4), 58.

- 24 Jost (wie Anm. 18), 107.
- 25 Reynold (wie Anm. 19), 7.
- 26 Ebd. Nach Deleuze und Guattari hebt der Kapitalismus die festen Zuordnungen und Kodierungen zugunsten einer maximalen Deterritorialisierung und Flexibilisierung der Ströme auf. Umso gewaltsamer muss aber – und darin liegt die Schizophrenie des Kapitalismus – der bürokratische und polizeiliche Apparat zur Sicherung der Ordnung und damit der Gewinne diese Ströme reterritorialisieren. Vgl. Deleuze, Guattari (wie Anm. 6), 44.
- 27 Reynold (wie Anm. 19), 63.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd., 77.
- 30 An anderer Stelle wird verdeutlicht, dass die Verteidigung der Stadt nicht den Schutz ihrer Bewohner bedeuten soll: «*Le Trésorier*: [...] Sur quoi repose l'existence de la Cité? Sur deux bases: l'une, son trésor qu'il faut sauver, l'autre, son crédit qu'il faut sauvegarder; tout le reste est accessoire.» CM, 90.
- 31 Reynold (wie Anm. 19), 65.
- 32 Gonzague de Reynold, *Les bannières flammées. Poèmes 1904–1915*, Lausanne 1915, 39–43.
- 33 Zum literarisch-militärstrategischen Konnex bei de Reynold und Etter siehe Guy P. Marchal, «Wege zum Gotthard-Mythos», in Boris Previšić (Hg.), *Gotthardfantasien. Eine Blütenlese aus Wissenschaft und Literatur*, Baden 2016, 215–225.
- 34 Reynold (wie Anm. 19), 101.
- 35 Gonzague de Reynold, *Défense et illustration de l'esprit suisse*, Neuchâtel 1939.
- 36 Gilles Deleuze, Félix Guattari, *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, Berlin 1974, 183. Mit Friedrich Engels sprechen Deleuze und Guattari von einem Staatsapparat, «der nicht das Volk, sondern das Territorium unterteilt, und der eine Stammesorganisation durch eine geographische ersetzt». Ebd., 185.
- 37 Ernst Cassirer, *Vom Mythos des Staates*, Zürich 1949, 364.
- 38 Ebd., 361.
- 39 Zitiert bei Thomas Zaugg, *Bundesrat Philipp Etter (1891–1977). Eine politische Biographie*, Basel 2020, 499, Anm. 116.
- 40 Brief von Henri Guisan an Gonzague de Reynold, Bern, 4. 9. 1939. Bern, Schweizerisches Literaturarchiv (SLA), Fonds Gonzague de Reynold, Corr. aut. 118, 2. Guisan bleibt in diesem Schreiben vage. Zur Verortung der «geistigen Landesverteidigung» im Rezitativ einer *longue durée* bei Guisan und de Reynold siehe Jakob Tanner, «Die Ereignisse marschieren schnell». Die Schweiz im Sommer 1940», in Andreas Suter, Manfred Hettling (Hg.), *Struktur und Ereignis* (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 19), Göttingen 2001, 257–282, hier 269–271.
- 41 Hans Rudolf Jaun, «Militär, Krieg und Geschlecht. Europäische Entwicklungslinien und schweizerische Besonderheiten», in Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), *Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945*, Zürich 2003, 83–97, hier 93.
- 42 Thomas Zaugg weist in seiner Etter-Biografie darauf hin, dass das freundschaftliche Verhältnis zwischen Etter und de Reynold nicht über ideologische Unterschiede hinwegtäuschen darf. De Reynold wünschte sich eine alte, aristokratische Schweiz zurück, während sich Etter auf eine imaginierte alteidgenössische Demokratietradition (mit Autoritätsprinzip) bezog. Die Einflussnahme de Reynolds auf Eters Kulturbotschaft vom 9. Dezember 1938 wurde in der Forschung bislang überschätzt. Zaugg (wie Anm. 39), 412–435.
- 43 Vgl. Mattioli (wie Anm. 20), 284 f.
- 44 Siehe dazu Ruedi Brassel Moser, «Nun geht es für die Schweiz ans Bezahlen», *Neue Wege* 92/1 (1998), 225–235.
- 45 Leonhard Ragaz im Mai 1940, abgedruckt in ders., *Eingriffe ins Zeitgeschehen*, Luzern 1995, 222.

Résumé

Réduit impérial? Géopoétique verticale chez Leonhard Ragaz et Gonzague de Reynold

Cette contribution place les représentations littéraires du sous-sol alpin en relation directe avec la forteresse alpine suisse de la Seconde Guerre mondiale. Il s'agit de savoir où le mythe du Réduit est formulé et comment il devient efficace. À titre d'exemple, les espaces intérieurs alpins de deux textes iconiques de l'entre-deux-guerres sont comparés: l'essai programmatique de Leonhard Ragaz *La Suisse nouvelle* (1917–1918) et le drame monumental de Gonzague de Reynold *La Cité sur la Montagne* (1919–1922). Tous deux considèrent le Gothard comme le centre de l'Europe et formulent des énoncés à l'échelle du continent. Le socialiste chrétien progressiste Ragaz esquisse de manière picturale un espace dynamique et fluide dans lequel la Suisse doit être absorbée: du «pays des hauteurs» devrait venir le renouveau de l'Europe qui, à terme, dépassera l'Étatisation. En revanche, pour le réactionnaire et conservateur catholique de Reynold, les stries métaphoriques du massif du Gothard représentent une revendication de pouvoir sur l'ensemble de l'Occident chrétien. Dans les profondeurs géologiques se trouverait un espace impérial et non national. Lorsque l'armée suisse s'empare effectivement du monde souterrain alpin, de Reynold commence à retravailler *La Cité sur la Montagne*. La pièce intègre les œuvres de propagande politico-militaire à partir de 1941, d'autant plus que la géopoétique et la géopolitique, la fiction et la stratégie militaire ne peuvent désormais plus être séparées.

(Traduction: Alexandre Elsig)

Fein und exakt erzählte Geschichte(n)

Ein Nachruf auf Rea Brändle (1953–2019)

Hilke Thode-Arora

Rea Brändle wuchs in Neu St. Johann im Toggenburg auf. Bereits mit 14 Jahren veröffentlichte sie ihren ersten Zeitungsartikel im «Obertoggenburger» über eine alte Wettertanne; schon damals hatte sie den Wunsch, Journalistin zu werden. Nach dem Studium der Germanistik und Publizistik erhielt sie 1979 beim *Tages-Anzeiger* eine feste Stelle als Kulturjournalistin und Redakteurin, verantwortlich für Theater und Literatur – ihr Traum seit Jugendtagen war nun, mit 28 Jahren, verwirklicht! Mit Elan und Engagement widmete sie sich der neuen Aufgabe. Zur Herausforderung wurden die 1980 beginnenden Zürcher Jugendproteste um kulturell autonome Räume: Obwohl Rea Sympathien für diese Forderungen hatte, war sie andererseits den wirtschaftlichen Zwängen ihres Arbeitgebers mit seinen Inseratskunden verpflichtet. Unabhängig, mutig und debattierfreudig, ausgestattet mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitsempfinden brachte sie sich in diesen Konflikt ein, und liess sich auch durch Kritik von beiden Seiten nicht beirren. Publizistisch begleitete sie fortan sehr engagiert den Prozess der Förderung jugendlicher Kulturaktivitäten und machte neben den freien Theatergruppen Kulturpolitik zu ihrem ureigenen Thema. Zugleich war sie Mitglied von Jurys beim Zürcher Theaterspektakel und den Solothurner Literaturtagen.

1988 wagte Rea einen neuen Schritt und gab ihre feste Anstellung auf, um fortan ohne die Zwänge des redaktionellen Alltags als freischaffende Autorin zu wirken. Eine Geschichte aus ihrer Toggenburger Kindheit wurde zum Thema ihres ersten Buches: *Johannes Seluner, Findling* (1990) widmete sich dem *enfant sauvage*, das auf der Alp Selun gefunden und ins Armenhaus nach Nesslau gebracht worden war. Bei der Recherche stiess sie auf Seluners Skelett, das ins Anthropologische Institut in Zürich verbracht worden war. Dort lagerten noch weitere Skelette, unter anderem jene von fünf Indigenen aus Feuerland, die 1882 während einer Völkerschau in Zürich gestorben waren. Dieser Fund bildete die Initialzündung für die Recherche zu Reas zweitem Buch, von dem gleich noch die Rede sein wird.

Mit der Arbeit an ihren Büchern entwickelte sich Rea weg vom Journalismus. Sie schrieb Beiträge für Festschriften und war an mehreren Buchprojekten über Künstlerinnen und Künstler wie Emil Zbinden, Eva Wipf, Katharina Sallenbach

und Giuseppe Reichmuth beteiligt. In zwei Büchern über 200 Jahre St. Galler Theater und 10 Jahre Zürcher Theaterspektakel konnte sie auf ihr reiches Theaterwissen zurückgreifen. Für mehrere Sammelbände über Frauenleben und die Geschichte der Frauenbewegung schrieb sie Beiträge – Feminismus war seit dem Studium ein prägender Teil ihrer Lebenseinstellung. Zusammen mit Mario König verfasste sie eine kritische Biografie über den Thurgauer Schriftsteller Alfred Huggenberger. Auch zwei Theaterstücke stammen aus Reas Feder – davon eines über den Toggenburger Instrumentenbauer Ulrich Ammann, berühmt für seine Erfindung der als Spazierstock verwendbaren Klarinetten und Flöten; in der Kirche von Alt St. Johann wurde es mit grossem Erfolg aufgeführt.

Mit Rea Brändle kam ich das erste Mal Anfang der 1990er-Jahre in Kontakt. Sie bereitete ihr Buch über Völkerschauen in Zürich vor: *Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze, Zürich 1880–1960* und schrieb mir, um sich auszutauschen, denn mein eigenes Buch über die Hagenbeckschen Schauen war wenige Jahre zuvor erschienen. Aus diesem ersten Briefwechsel entstand eine lose, aber nie abbrechende Verbindung.

Reas erstes Völkerschaubuch, das zuerst 1995 und dann noch einmal 2013 in einer erweiterten Neuauflage herauskam, war eine Offenbarung. Zunächst war es das erste und ist bisher das einzige, das sich mit den Völkerschauen im Raum Zürich befasst – ein Standardwerk. Das Buch geht aber weit über diesen historisch-dokumentarischen Aspekt hinaus: Mit ihrem wunderbaren Stil fing Rea die Atmosphäre der Völkerschauzeit so ein, dass die blinden Flecken der Europäer in Schaugeschäft, Zeitungsgewerbe und als Publikum beim Umgang mit Menschen fremder Kulturen den Leserinnen und Lesern sofort offensichtlich wurden. Rea schrieb nie trocken oder langweilig; sie beherrschte die Kunst, mit ausgesuchten Worten zu schildern, wie man damals schrieb, dachte und handelte, und zugleich feine Kritik am Zeitgeist zu üben: Den Leserinnen und Lesern erschloss sich manche Absurdität der Zeit allein durch Reas Wortwahl und Stilmittel. Dabei hatten ihre Texte einen besonderen Rhythmus, der ihnen, zum Beispiel manchmal durch Halbsätze hinter ganzen Sätzen, einen eigenen Zauber verlieh.

Bei vielen flüssig zu lesenden Büchern geht der Stil auf Kosten der Exaktheit des Dargestellten, was gerade akademische Leser wie mich oft ärgert: Die Fakten müssen stimmen und dürfen nicht zugunsten der Ästhetik verwässert werden. Hier gelang Rea Einzigartiges – nie wieder habe ich in deutscher Sprache so schön formulierte Texte gelesen, die zugleich wissenschaftlich so exakt waren. Rea war akribisch in ihrer Recherche. Was sie schrieb, beruhte auf vielen Stunden Archivarbeit, war detailreich und stets dicht an den Quellen, auch wenn die vermeintliche Leichtigkeit ihres Stils dies zunächst nicht vermuten liess. Sie entdeckte und widerlegte aufgrund ihrer souveränen Beherrschung der historischen Materie sofort, wenn andere, gerade auch akademische Autoren mit den

Fakten zu den Völkerschauen schluderten und um einer glatten Geschichte oder Bestätigung eines theoretischen Ansatzes willen manches ausblendeten, anderes übertrieben. Diese Nähe zu den Quellen und das Misstrauen gegenüber akademischen Karrieristen, die ihre Erkenntnisse nicht wirklich auf ein tiefgehendes Studium der relevanten Archivalien gründeten, einte uns, und ich schätzte Rea für ihren unbestechlichen Blick.

Reas zweites Buch zum Komplex Völkerschauen ist meines Erachtens ein Meilenstein und ihr grösstes Werk zu diesem historischen Thema: *Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Europa* erschien 2007. Wie ich aus vielen Gesprächen mit Rea weiss, ging ihm eine jahrelange geduldige und intensive Recherche voraus. Von einzelnen Funden berichtete sie während der Forschungsphase mehrfach auf Tagungen oder erzählte begeistert und engagiert davon, wenn wir uns trafen oder telefonierten. Gewohnt akribisch folgte sie den archivalischen Spuren des aus Togo stammenden Schaustellers J. C. Nayo Bruce und seiner grossen, über viele Länder verstreuten Familie; darüber hinaus interviewte sie Nachfahren und Zeitzeugen. Entstanden ist ein einzigartiges Buch über Völkerschauen und die Kolonialzeit, erzählt anhand der Biografie eines Protagonisten, der selbst zum professionellen Schausteller wurde, strategisch geschickt mit dem Afrikabild der Deutschen zu verschiedenen Zeiten umzugehen und es zu seinem eigenen Vorteil zu manipulieren wusste. Vieles von dem, was seit ein paar Jahren in der akademischen postkolonialen Debatte gefordert wird, hat Rea in diesem Buch herausgearbeitet und ganz selbstverständlich vorausgenommen: die in europäischen Abhandlungen oft übersehene Agency oder Handlungsmacht indigener Akteure, selbst in einem Setting der kolonialen Ungleichheit; eine dichte Erzählung eng am nichteuropäischen Protagonisten; die Thematisierung kolonialer Verflechtungen. Reas Buch ist wie stets überaus sorgfältig recherchiert und dabei wieder in ihrem eigenen, wunderbaren Stil verfasst, der Leserinnen und Leser sofort fasziniert in die Geschichte hineinzieht. Beschreibungen von Orten, die wichtig für Nayo Bruce waren, ein gezielter Stilwechsel zwischen Präteritum und Präsens sowie zuweilen Reas Schilderung ihrer eigenen Gefühle bei der Recherche tragen dazu bei. Rea liebte es, Geschichten zu erzählen, und das tat sie präzise und spannend.

Nicht nur Reas grossartige Beiträge zum Thema Völkerschauen habe ich ausserordentlich geschätzt, sondern auch den Menschen Rea Brändle. Besonders denke ich an ihre Grosszügigkeit – im privaten, aber auch im wissenschaftlichen Bereich. In wohlthuendem Gegensatz zu manch anderen Forscherinnen und Forschern teilte sie die von ihr ja oft unter erheblichem Aufwand gefundenen Quellen bereitwillig und uneigennützig, wie nicht nur ich, sondern auch viele andere mit Völkerschauen befasste Kolleginnen und Kollegen erfahren durften. Fachliche Fragen beantwortete sie ausgiebig: Wollte man etwas von ihr wissen oder

fragte sie um Hilfe, konnte man mit einer Fülle von hervorragenden Details rechnen, die man – dafür kamen sie von Rea – ungeprüft übernehmen konnte, weil sie *immer* stimmten.

Ihre Bücher, profunde und schön zugleich, werden uns an sie erinnern, und sie wird durch sie zu uns sprechen.

Vom rechten Gebrauch der Geschichte

Nachruf auf Guy Marchal

Thomas Maissen

Guy Paul Marchal wurde 1938 in eine katholische Diasporafamilie in Basel geboren und besuchte das Internat in Engelberg. Das angefangene Medizinstudium entsprach ihm nicht. Die Neigung führte zum Studium von Deutsch, Französisch und Geschichte, das er 1964 mit dem Mittellehrerexamen abschloss. Neben seiner Tätigkeit als Gymnasiallehrer verfasste Marchal bei Albert Bruckner, dem Staatsarchivar und Professor für Hilfswissenschaften, die Dissertation zum Basler Kollegiatstift St. Peter und erlernte nach einem insgesamt wenig inspirierenden Studium nun erst eigentlich das historiografische Handwerk. Von profunden Kenntnissen in Diplomatie, Paläografie und Kodikologie zeugte die Editionstätigkeit für die *Helvetia Sacra*, wo Marchal von 1968 bis 1972 vollamtlich wirkte und den Band über die weltlichen Kollegiatstifte vorlegte. In diesen Jahren gründeten er und seine Frau Monika die Familie, die ein nachhaltiges Engagement verlangte.

1972 eröffnete der frisch nach Basel berufene František Graus neuartige sozial- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen, die seinem ersten Assistenten Marchal nach einer langen positivistischen Ausbildung erst eigentlich die Vielfalt historischer Methodik klar werden liessen. Diese Umorientierung wurde beinahe zum Verhängnis beim Habilitationsverfahren über die Studie, die 1976 erschien: *Die frommen Schweden in Schwyz. Das «Herkommen der Schwyzer und Oberhasler» als Quelle zum schwyzerischen Selbstverständnis im 15. und 16. Jahrhundert*. Aus seinem Interesse für vormoderne Mentalitäten hinaus wurde Marchal zu einem Analytiker der Verfahren, wie Geschichtsschreibung identitätsstiftend wirkte und wirken sollte – offensichtlich bis in seine eigene Gegenwart hinein. Denn ein Gutachten der Arbeit hielt es für «verhängnisvoll, wenn der Autor zu ähnlichen Arbeiten ermuntert» werde. Deshalb wurde die *Venia Legendi* nur für Hilfswissenschaften erteilt, nicht für mittelalterliche Geschichte – ein schwerer Schlag für den sensiblen und sich selbst gegenüber sehr anspruchsvollen Historiker.

Gegen diese Kabale erwies sich Graus als Helfer und Wegweiser. Dank seiner Vermittlung verfasste Marchal für das *Handbuch der europäischen Geschichte* (1987) den Beitrag über die mittelalterliche Schweiz und in der *Geschichte der*

Schweiz – und der Schweizer (1986) denjenigen über das Spätmittelalter. Dieses Projekt orientierte sich an den *Annales* und markierte einen Bruch mit dem ereignis- und kulturgeschichtlichen Historismus, der die Schweizer Geschichte noch im soliden Handbuch von 1971 geprägt hatte. Rückblickend atmete Marchals Titel des Kapitels «Die Ursprünge der Unabhängigkeit» noch etwas Geistige Landesverteidigung, aber nicht so der Inhalt, wo die Befreiungssage keine Rolle mehr spielte. Marchal betonte früh, dass alle Nationalgeschichten ihre vermeintliche Einzigartigkeit auf ähnliche Art über Selbstheroisierung und Abgrenzung von bösen Nachbarn stilisierten. Das führte er eindrucklich vor in einem Artikel, den er 1979/80 schrieb und 1981 auf der Reichenau vortrug, im Mekka der Mediävisten, der aber erst nach seiner – für den Verfasser schmerzhaft späten – Veröffentlichung 1987 wegweisend wurde für die vergleichende Betrachtung der schweizerischen Frühgeschichte. Im von Graus geprägten Sammelband über *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter* beschrieb Marchal, wie die Eidgenossen die «Antwort der Bauern» auf den Vorwurf formulierten, sie würden die Ständeordnung untergraben. In ihrem Idealbild der tugendhaften und wehrbereiten «alten Eidgenossen» lieferten die Schlachtensiege gegen den pflichtvergessenen Adel den Gottesbeweis, dass der Allmächtige sein auserwähltes Volk beschütze. Für die Schweiz, die seit dem 16. Jahrhundert Kriege abgeneigt war und später ihre Neutralität erklärte, ist es bezeichnend, dass sie für die erinnerungspolitische Identitätsstiftung bis heute von diesen wenigen martialischen Momenten des Spätmittelalters zehrt.

Guy Marchal war kein Spötter über die Inkonsistenzen der nationalgeschichtlichen Selbstverklärung, wohl aber ein Analytiker der teleologischen Narrative und Bilder. Er seziierte sie behutsam, um ihre Funktion denen vor Augen zu führen, die sie verstehen und nicht bloss instrumentalisieren wollten. So schlug er unweigerlich immer weitere Bögen in die Neuzeit, insbesondere in seinem buchlangen Artikel «Das Geschichtsbild von den «Alten Eidgenossen» im Wandel der Zeiten vom 15. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs». Er erschien 1991 und machte 2006 als «wiederhergestellte Fassung» leicht aktualisiert (aber ohne die meisten der wichtigen Illustrationen) den Kern der «Schweizer Gebrauchsgeschichte» aus, in der Marchal seine wichtigsten Arbeiten über Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität zusammenfasste.

Es passte aus verschiedenen Gründen, dass die Originalfassung in einer zweibändigen *Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft* veröffentlicht wurde, welche der Bundesrat mit den Innerschweizer Kantonen finanzierte. Der Kleinmut derjenigen Basler, die noch vor kurzem das Habilitationsverfahren gefährdet hatten, regierte nicht in der Innerschweiz. Marchal wurde 1989 Ordinarius für Allgemeine und Schweizer Geschichte an der Theologischen Hochschule Luzern. Bereits 1981 hatte ihn der Kanton Luzern aus der schwierigen Situation

in Basel erlöst und als offiziellen Forschungsbeauftragten für das Sechshundert-Jahr-Jubiläum der Schlacht bei Sempach eingestellt. Der 1986 in letzter Minute abgeschlossene Band *Von den Anfängen des Territorialstaats Luzern* war keine Saga von Widerstand und Befreiung. Er erklärte, wie der Übergang von der feudalen Herrschaft der Habsburger zur städtischen der Luzerner Oberschicht die vor allem durch Verpfändungen erworbene Landschaft mit zunehmender Verwaltung zum Kanton formte. Dass der angebliche Opfertod von Winkelried in diesem Werk, das ausschliesslich auf zeitgenössischen Quellen beruhte, nicht mehr vorkommen konnte, sorgte zwar noch vereinzelt für Irritationen. Doch die Staatskanzlei stellte sich vorbehaltlos hinter Marchal, und bei seiner Verabschiedung 2003 schmunzelte der zuständige freisinnige Regierungsrat über die einstige Aufwallung der Gemüter. Er wusste, dass die Universität Luzern, die im Jahr 2000 aus der Hochschule heraus entstand, dem Historiker viel verdankte, der seine Forschungen auch einem unakademischen Publikum zu vermitteln wusste. Zudem war ihm, auch wenn er den Hauptwohnsitz in Basel behielt, die katholische Mentalität biografisch wie durch seine Forschungen sehr gut vertraut. Das schuf viel Vertrauen beim Auf- und Ausbau einer geisteswissenschaftlichen Fakultät in einem noch stark ländlich und konfessionell geprägten Kanton. Nicht nur als Herausgeber der Luzerner Stadtrechte für die *Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen* (1998) zeigte Marchal seine Bereitschaft, sich auf die historischen Bedürfnisse seiner akademischen Wirkstätte einzulassen.

Wenn es Guy Marchal daneben in nationale und internationale Dimensionen trug, so lag das nicht an seinem Ehrgeiz, sondern gerade umgekehrt daran, dass ein bescheidener, sachlicher und vermittelnder Kollege in vielen Zusammenhängen gefragt war. 1998 wurde Marchal zum Präsidenten der altehrwürdigen Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, die er in seiner Amtszeit bis 2004 ebenso umsichtig wie zielstrebig reformierte und professionalisierte. Sie erhielt ihren neuen, heutigen Namen als Schweizerische Gesellschaft für Geschichte und öffnete sich für Geschichtsinteressierte im Allgemeinen. Marchals zuvorkommende Art erlaubte es ihm, die dabei unvermeidlichen Konflikte einvernehmlich beizulegen. Als sanftem Reformier war ihm auch die Zeitschrift *traverse* ein Anliegen, die in Marchal einen Autor und ein Beiratsmitglied hatte, der selbst immer wieder Experimente wagen wollte und dies auch bei anderen schätzte.

Besonders wichtig war ihm in all diesen Zusammenhängen der Brückenschlag zur Westschweiz und allgemein zur Frankophonie. Der ausgebildete Romanist mit viel Sprachgefühl, der ein Jahr an der Sorbonne studiert hatte, hielt regelmässig Vorträge in Frankreich und publizierte unter anderem für die *Annales*. Auf eine Tagung von 1990 an der *École française de Rome* ging auch das Grossprojekt der European Science Foundation zurück, das Marchal anregte und nach sei-

ner 2003 erfolgten Emeritierung bis 2008 mit den Mitherausgebern Stefan Berger und Christoph Conrad zu einem imposanten Ende führte: Acht Sammelbände analysierten «Representations of the Past: The Writing of National Histories in Europe» vergleichend und anhand von verschiedenen Fragestellungen.

Marchal selbst hat ein ansehnliches Œuvre verfasst, aber er war kein Vielschreiber. Das Format des Aufsatzes lag ihm näher als die lange Monografie. Er definierte präzise eine Problematik von grundsätzlicher Bedeutung, wobei er oft sozialwissenschaftliche Theorien heranzog: (nationale) Identität als Ergebnis von «imagologischer Bastellei» oder «bricolage»; die entschärfende Aneignung von diskriminierenden Zuschreibungen als «stigma management»; oder die Überlegung, ob die nationalkonservative Vereinnahmung der Geschichte als «regressive Moderne» zu verstehen sei. Solche Anstöße wurden zu dem, was er selbst einen «Marchaltext» nannte, wenn der Forscher sie anhand der Quellen, die er souverän überblickte, gleichsam abrufte.

Es war ihm noch kurz vor seinem Ableben vergönnt vorzuführen, wie er dabei vorging: In seiner Recherche *Gustloff im Papierkorb* rekonstruierte er Spuren, die ein nationalsozialistischer Onkel in Basel verwischen wollte, die Guys Vater Paul aber für die – nachlässig reagierenden – Behörden und die Nachwelt sicherstellte. Die Quellenlage bleibt lückenhaft, sodass Guy Marchal auch «kontrollierte Fiktionen» formulierte und so nebenbei das Handwerk des Historikers vorführte. Dass er einen problematischen Bereich der eigenen Familiengeschichte aufarbeiten würde, hatte der Mediävist lange nicht vorgesehen. Doch es entsprach seiner Neugierde und dem Bedürfnis, sorgfältig und nüchtern den Stand der geschichtswissenschaftlichen Forschung zu vermitteln und gegebenenfalls auch zu verteidigen gegen diejenigen, denen alte Legenden lieber sind als – auch unangenehme – junge Forschungserkenntnisse. Doch selbst in der Auseinandersetzung mit nationalkonservativen Revisionisten blieb Marchal so freundlich und gewinnend, so unprätentiös und generös und letztlich auch so gelassen, wie er am 3. März 2020 von uns gegangen ist, aber in Erinnerung bleiben wird.

«Roulez, tambours!», «Serrons les rangs!»

Bürgerlicher Schulterchluss über die sprachlich-kulturellen Gräben hinweg im Zeichen von Entente-Sieg, Landesstreik und Revolutionsangst 1918

Andreas Thürer

Die Innenpolitik der Schweiz während des Ersten Weltkrieges war durch zwei Gräben gekennzeichnet, die freilich nicht allzu schematisch betrachtet werden sollten: den sprachlich-kulturellen zwischen der lateinischen und der deutschen Schweiz sowie denjenigen zwischen Bürgertum und sozialistisch organisierter Arbeiterschaft. Lateinische Schweiz wird in der Folge als Sammelbegriff für die französisch-, italienisch- und die rätoromanische Schweiz verwendet.¹ Unter dem Eindruck des Kriegsendes und der zunehmenden Spannungen rund um den Proteststreik (9. November 1918) und den Landesstreik (12.–14. November 1918) begann sich der sprachlich-kulturelle Graben aufzufüllen. Dabei spielte die von bürgerlichen Kräften zum Teil heftig geschürte Angst vor der Bolschewisierung eine wichtige Rolle. In diesem Beitrag steht der Umschwung in den Beziehungen zwischen der lateinischen und der deutschen Schweiz im Vordergrund. Dabei wird vor allem von der Sichtweise der Romandie und des Tessins ausgegangen. Wichtige Momente bei der Neuordnung der Verhältnisse zwischen den Sprachregionen waren die unterschiedlichen Signale der benachbarten Siegermächte, das Zusammenfallen der Waffenstillstandsfeierlichkeiten in der Süd- und Westschweiz mit dem Ausbruch des Landesstreiks sowie der Beitrag aus der lateinischen Schweiz zur Aufrechterhaltung der Ordnung während des Streiks.²

Die kurzfristig aufgebotenen Ordnungstruppen wurden durch Sturmglocken und Trommler mobilisiert. Angesichts der teilweise energisch auftretenden Ordnungstruppen aus der Romandie ist es wohl kein Zufall, dass das populäre Kampflied «Roulez, tambours!» («Schlagt die Trommel!») – im Deutschschweizer Soldatenliederbuch von 1914 noch die einzige welsche «Volksweise» – im November 1918 im ganzen Land immer wieder spontan angestimmt wurde:

«Roulez, tambours! Pour couvrir la frontière,
Aux bords du Rhin, guidez-nous au combat!»³

«Roulez, tambours!» ist neben der Nationalhymne zur volkstümlichen «Nationale» gegen die «Internationale» geworden. Drei Beispiele dafür rund um den Landesstreik: 1. Am Samstagmittag des 9. November wurde der «extreme Sozialist» Charles Rosselet auf der belebten Lausanner Place Saint-François bei der



Abb. 1: Titelblatt des Deutschschweizer Soldaten-Liederbuchs (1914) sowie erste und zweite Strophe von «Roulez, tambours!».

— 59 —

29. Roulez, Tambour.

Marschtempo. *Volksweise.*

1. { Rou - lez, tam - bours! pour cou - vrir la fron -
Bet - tez gai - ment une mar - che guer - ri -
tiè - re, au bord du Rhin, gui - dez nous au com -
è - re, dans nos can - tons chaque en - lant naît sol -
bat! } C'est le grand cœur qui fait les
dat! }
bra - ves; la Suis - se même aux pre - miers
jours, vit des hé - ros, ja - mais d'es -

— 60 —

cla - ves! rou - lez, tam - bours, rou - lez, tam -
bours, vit des hé - ros, ja - mais d'es -
cla - ves! rou - lez, tam - bours, rou - lez, tam -
bours!

2. Sonnez, clairons! le grand fleuve, en son ombre
De nos bivouacs a réfléchi les feux.
Chez nous, là-bas, sans doute, en la nuit sombre,
Au ciel pour nous ont monté bien des vœux.
Oui, nous veillons sur toi, patrie!
Remparts vivants, nous te couvrons;
Dieu voit qui veille, entend qui prie!
Sonnez, clairons! etc.

Verteilung von Flugblättern, welche auf den Sonntag zu einer Protestversammlung einluden, tätlich angegriffen. Der sozialistische Gemeinderat habe, so der Berner *Bund*, «froh sein» können, dass ihn die Polizei «in schützende Obhut» genommen habe; sonst wäre er arg misshandelt worden. Mit dem Anstimmen von «Roulez, tambours» und Hochrufen auf die Armee in der Menge habe sich der Zwischenfall erledigt.⁴ 2. Am 12. November zogen mehrere Hundert mobilisierte Romands in militärischer Formation durch die Strassen von Zürich, «chantant le Roulez, tambours!». Die Zürcher Bevölkerung habe ihnen stürmischen Beifall gespendet. 3. In Olten seien die welschen Truppen mit den Hochrufen «Vivent les Vaudois! Vive la Suisse!» enthusiastisch empfangen und spontan sei «Roulez, tambours!» angestimmt worden.⁵

Im *Journal de Genève* wurde die Brücke zur Entstehungszeit des Liedes geschlagen. Wegen des Eisenbahnerstreiks musste ein Teil der Genfer Truppen per Schiff transportiert werden. Als sich die «Vevey» am 13. November beim Jardin anglais in Bewegung setzte, applaudierte eine grosse Menge. Der Berichterstatter verglich die Abschiedsszene mit derjenigen vom 6. Februar 1857, als sich das Genfer Bataillon 20 während der Neuenburger Krise Richtung Morges einschiffte, «où la Suisse, menacée par la Prusse au sujet de l'indépendance du canton de Neuchâtel, avait dû mobiliser à l'improviste».⁶

In der Neuenburgerkrise habe in der ganzen Schweiz, so Max de Diesbach, eine «wahrhafte Begeisterung» die letzten Spuren des Sonderbundskriegs von 1847 beseitigt. Es hätten sich Freischaren gebildet, und Gaben seien in «reicher Fülle» geflossen. Zeitungen und Vereine hätten sich an «Hingabe» überboten und die Dichter hätten «Vaterlandsgesänge erschallen» lassen, unter denen das Lied vom Henri Frédéric Amiel im Volk heimisch geblieben sei.⁷

Das patriotische Kampflied, das zehn Jahre nach dem Bürgerkrieg von 1847 zum nationalen Zusammenhalt beigetragen hatte, sollte 61 Jahre später bei der grössten Krise in der Geschichte des Bundesstaates seit 1848 wieder einigend wirken. Erneut ging es um die Rheingrenze. Diesmal sollten die ordnungserhaltenden Kräfte in den verschiedenen Sprachgebieten, die sich während des Weltkrieges zum Teil auseinandergeliebt hatten, gemeinsam die Nordostgrenze gegen bei Kriegsende zurückweichende deutsche Truppenteile schützen, welche sich zur Revolution bekannten.

Zum Antigermanismus und Antibolschewismus in der Romandie und im Tessin (1914–1918)

Die kulturelle Orientierung der deutschen, der französischen und der italienischen Schweiz an ihren jeweiligen Nachbarstaaten führte während des Ersten Weltkrieges zur Ausbildung eines eigentlichen Grabens zwischen den Landesteilen, der sich gleich zu Beginn des Krieges mit dem deutschen Überfall vom 4. August 1914 auf das neutrale, mehrsprachige Belgien manifestierte. Während sich in der Romandie heftige Proteste erhoben, blieben die Reaktionen in der Deutschschweiz praktisch aus. Auch die Wahl des deutschfreundlichen Ulrich Wille zum General am 3. August löste in der lateinischen Schweiz grosses Unbehagen aus, das während des ganzen Krieges anhielt.

Das Misstrauen der lateinischen Schweiz gegenüber der Armeeführung zeigte sich bereits 1915/16 gerade in den militärisch exponierten Gebieten wie dem Tessin und dem Berner Jura. Im Zusammenhang mit dem Kriegseintritt Italiens am 23. Mai 1915 liessen die militärischen Behörden die wichtigen Tessiner Städte ohne Einbezug der Kantonsregierung militärisch besetzen.⁸ Militärgerichtliche Urteile erregten Unwillen in der Romandie und gesamtschweizerisch in der Arbeiterschaft. Im Berner Jura und in der gesamten französischen Schweiz löste die zweimalige Verurteilung (März 1915 und 1916) von Léon Froidevaux, des pointiert frankophilen Redaktors des in Moutier erscheinenden *Petit Jurassien*, zu saftigen Zuchthausstrafen Protestwellen aus. Im Zusammenhang mit dem 100-Jahre-Jubiläum der Zugehörigkeit des ehemaligen Bistums Basel zum Kanton Bern hatte Froidevaux am 20. Februar 1915 unter dem Titel «Autonomie jurassien» geschrieben, der Jura sei das Elsass-Lothringen der Berner, und protestierte: «Depuis cent ans, on nous tyrannise! Depuis cent ans, on nous germanise!»⁹

Höhepunkt der Spannungen zwischen den Sprachregionen war die sogenannte Oberstenaffäre. Das Misstrauen der lateinischen Schweiz gegenüber der Armeeführung schlug Anfang 1916 in der «Affaire des trains» im Anschluss an die Oberstenaffäre in offene Empörung um. Nach dem weitgehenden militärgerichtlichen Freispruch der beiden Offiziere, welche einseitig für die Mittelmächte nachrichtendienstlich tätig waren, befürchtete die Armeeführung Unruhen in der Westschweiz und stellte ohne Wissen des Bundesrates zwei Zugkompositionen für einen allfälligen Ordnungseinsatz mit 3000 Mann bereit. Folge dieser Affäre war, dass selbst Vorbereitungen für solche Einsätze künftig nur noch mit Einvernehmen des Bundesrates getroffen werden konnten.¹⁰

Im Berner Jura, dem wichtigen militärischen Aufmarschgebiet an der deutsch-französischen Frontlinie, war die Unzufriedenheit mit der Armee angesichts der genannten Affären besonders gross. In Porrentruy und in Delémont kam es am 1. beziehungsweise 5. März 1916 zu grossen Protestkundgebungen. Um Exzes-

sen der mehrheitlich deutschfreundlichen Landesregierung und Armeeführung entgegenzuwirken, sollten das demokratische Recht auf Meinungsäusserungsfreiheit respektiert und föderalistische Strukturen zum Schutz der Rechte der lateinischen Minderheiten aufrechterhalten werden. Die Protestbewegung bildete den Nährboden für die 1917 entstehende erste kurzlebige, separatistische Bewegung im Jura. Claude Hauser spricht von einer Episode «de bref feu d'artifice séparatiste de 1917–1920». Die Bewegung sollte im November und Dezember 1918 konkrete politische Formen annehmen.¹¹

Bei den Unmutsäusserungen gegenüber der Armeeführung kam es 1915/16 zu einem vorübergehenden Zusammengehen von Repräsentanten der lateinischen Schweiz und Sozialdemokraten. Letztere hatten die Militärjustiz schon bald nach Kriegsausbruch als Machtsymbol des bürgerlichen Staates wahrgenommen. Am SPS-Parteitag vom 20./21. November 1915 gaben sie grünes Licht für eine Verfassungsinitiative zur Abschaffung der Militärgerichte, die am 8. August 1916 eingereicht wurde. Die meisten Unterschriften stammten aus den Kantonen Zürich, Bern, Waadt und Neuenburg.¹²

Gemeinsamer Nenner der antigermanischen Haltung innerhalb der lateinischen Schweiz war die Ablehnung des preussischen Militarismus und der autoritären Strukturen der beiden Kaiserreiche. Für das Tessin typisch war die besondere Abneigung gegenüber Österreich. Insbesondere die antiklerikalen Kreise und der grenznahe Sottoceneri fühlten sich mit der laizistischen Schwesternation eng verbunden und betrachteten den Krieg Italiens gegen Österreich als Abschluss des Risorgimento, der Trento und Trieste von der habsburgischen Fremdherrschaft «erlösen» sollte.

Mit der Wende im Kriegsverlauf ab 1917 und der Zuspitzung der innenpolitischen Situation entstand in der Führungsschicht der Entente und in weiten Teilen der ententefreundlichen Bevölkerung der Schweiz eine Verknüpfung von Antigermanismus und Antisozialismus, der sich später zu einem pauschalisierenden Antibolschewismus entwickelte. In Frankreich war es in der ersten Hälfte des Jahres 1917 zu inneren Unruhen und Meutereien gekommen. Gleichzeitig drohten soziale Proteste auch in Italien die Kampfmoral der Truppe zu beeinträchtigen.¹³ In der politischen und militärischen Führung Frankreichs verstärkte sich das Misstrauen gegenüber jenen Kräften der Linken, die nicht in die «Union sacrée» eingebunden waren. Die Führung des Bündnispartners Italien hegte seit Kriegsbeginn Argwohn gegenüber dem Partito Socialista Italiano, der sich als einzige sozialistische Partei eines grossen kriegsführenden Landes nicht in eine Burgfriedenspolitik hatte einbinden lassen. Alarmiert war die gesamte Entente-Führung durch die Ereignisse in Russland. Gut zwei Wochen nach der Februarrevolution 1917 forderten die Petersburger Arbeiter- und Soldatenräte in einem Manifest an die Weltöffentlichkeit Frieden. Sie handelten damit im Einklang mit

der Zimmerwalder Bewegung,¹⁴ in welcher sich Sozialisten aus neutralen und kriegsführenden Ländern beider Lager für eine Beendigung des Krieges und eine sozialistische Neuordnung der Gesellschaft einsetzten. Der Schweizer Sozialistenführer Robert Grimm, ein Exponent der Zimmerwalder, reiste im Mai 1917 auf eigene Faust nach Russland, um dort die Möglichkeiten eines russisch-deutschen Separatfriedens auszuloten. Vor seiner Abreise hatte Grimm mit dem deutschfreundlichen Bundesrat Arthur Hoffmann Kontakt aufgenommen. Hoffmann, der seine Kollegen in der Landesregierung über Grimms Sondierungsaktion nicht informiert hatte, schrieb am 3. Juni 1917 in einem chiffrierten Telegramm, dass Deutschland an Friedensverhandlungen mit Russland interessiert sei. Die Depesche wurde abgefangen. Ihre Veröffentlichung löste bei den Entente-Mächten und in der lateinischen Schweiz eine heftige Protestwelle aus.

Die Affäre führte zu Grossdemonstrationen in Genf und Bellinzona. Nach der von mindestens 15000 Personen besuchten Genfer Protestkundgebung vom 19. Juni 1917 kam es zu antideutschen Ausschreitungen. Der Redner des Parti socialiste genevois distanzierte sich offen vom Genossen Grimm. Im Tessin löste der «Caso Grimm-Hoffmann» eine heftige, vom italienfreundlichen Journalisten Emilio Bossi orchestrierten Pressekampagne und eine Reihe von Kundgebungen im ganzen Kanton aus. Um die Bewegung zu kanalisieren, riefen die Gemeinde Bellinzona und der Staatsrat am 24. Juni 1917 zu einer straff organisierten Kundgebung auf. Radikale und Konservative schoben ihre Streitigkeiten zur Seite und schossen sich vor allem auf Robert Grimm ein. Die starke «interventionistische» Gruppe des gespaltenen Tessiner Sozialismus stimmte in die Anti-Grimm-Kampagne ein und bezeichnete die «zimmerwaldiani» als vom deutschen Imperialismus gekaufte Agenten.¹⁵ Nach dem Rücktritt von Arthur Hoffmann wurde am 26. Juni 1917 der ententefreundliche liberale Genfer Gustave Ador in den Bundesrat gewählt.¹⁶ Die lateinische Schweiz verfügte nun mit vier von sieben Sitzen über die Mehrheit im Bundesrat: mit dem Tessiner Giuseppe Motta, den beiden Romands Camille Decoppet und Gustave Ador sowie dem Rätomanen Felix Calonder.

Der Antigermanismus in der lateinischen Schweiz wurde durch den Kriegsverlauf noch verstärkt. Ende Oktober 1917 erlitten die Italiener bei Caporetto eine als schändlich empfundene Niederlage.¹⁷ Kurz danach erfolgte die Oktoberrevolution in Russland, und die Bolschewiki machten den Separatfrieden mit den Mittelmächten möglich. Das taktische Zusammengehen des deutschen Kaiserreiches mit den russischen Bolschewiki liess nun die Doppelphorie Antigermanismus und Antibolschewismus entstehen. Trotz der Entlastung an der Ostfront und den Erfolgen an der Südfront war der Zusammenbruch der Mittelmächte unausweichlich. Die Meuterei der Matrosen in Kiel vom 4. November 1918 weitete sich flächenbrandartig zur deutschen Novemberrevolution aus. *Le Pays*, das christlich-soziale

Blatt der Ajoie, warnte vor der «vague révolutionnaire» der «conspirateurs germano-russes».¹⁸ Die rote Flagge flatterte bereits am 14. November 1918 nahe an der Schweizer Grenze, auf dem «Hôtel-de-Ville de Constance».¹⁹ Die Entente und ihre Anhängerschaft in der Schweiz hegten die Befürchtung, dass der Bolschewismus auf die Schweiz überschwappen könnte, insbesondere auf das unruhige Zürich, das sie als potenziellen Revolutionsherd mitten in Europa betrachteten. Für sie personifizierte Robert Grimm das Feindbild: Er galt als deutscher Agent, und seine verschärfte Oppositionspolitik als bolschewistisch.

Freundliche Gesten und Drohgebärden der Siegermächte: Frankreich und Italien im Vorfeld des Landesstreiks

Das erste Signal für den bürgerlich-nationalen Zusammenschluss kam aus Genf, das sich mit Frankreich eng verbunden fühlte. Am 31. Oktober 1918 luden die Genfer Behörden den französischen Botschafter in der Schweiz, Paul Eugène Dutasta, zu einem Besuch in die Rhonestadt ein. Staatsratspräsident Henry Facy drückte seine Freude darüber aus, dass sich nun der Beginn einer neuen Ära für Europa und die Menschheit abzeichne: «Grâce à la victoire des nations héroïques qui ont pris en mains la cause éternelle du droit et du progrès, de graves injustices, des crimes séculaires seront réparés.» Besonders würdigte er den heldenhaften Kampf Belgiens, des ersten unschuldigen Opfers des Krieges. Schliesslich äusserte er sich anerkennend über die Idee des Völkerbundes. Botschafter Dutasta drückte seine Genugtuung darüber aus, «de se trouver dans un milieu si sympathique aux idées latines». Er lobte den Genfer Patriotismus: «Les Genevois ont toujours manifesté leur volonté inébranable de rester Genevois et Suisses; [...] la Confédération est la patrie de tous ceux qui, comme vous, ne veulent rien abdiquer de leur indépendance morale et politique.»

Die frankophile Grundstimmung im Kanton Genf kam am Abend des gleichen Tages an einer Grossveranstaltung in Plainpalais zum Ausdruck, zu der die Union civique de Genève (UCG), eine 1910 gegründete überparteiliche Diskussionsplattform, eingeladen hatte.²⁰ Vor etwa zweitausend Teilnehmern appellierte Hauptredner Maurice Millioud an dieselben Werte wie der französische Botschafter bei seinem offiziellen Besuch. Der Lausanner Professor Maurice Millioud war einer der wichtigsten Verfechter der Latinität, des Zusammengehens der lateinischsprachigen Minderheiten, welche sich gegen die deutschsprachige, stark «teutonisch» geprägte Mehrheit zur Wehr setzen sollten. Die pointierte anti-germanische und antibolschewistische Haltung Milliouds kommt unter anderem in seiner späteren Beurteilung des Landesstreiks in der *Gazette de Lausanne* zum Ausdruck: «Cette grève est boche. C'est le reste du poison de la Bête.»²¹

Der Schweizer Landesregierung gegenüber schlug der französische Botschafter weniger freundschaftliche Töne an. Bundespräsident Felix Calonder orientierte seine Kollegen am 2. November 1918 darüber, dass sich der französische Gesandte bei ihm über die fehlende Strenge der Schweiz gegenüber den Bolschewiki beklagt habe. Diese hätten zu revolutionären Zwecken über fünfzig Millionen Franken ins Land gebracht und beabsichtigten, von hier aus die Revolution zu inszenieren. Sollte sich der Bolschewismus in der Schweiz weiter verbreiten, sähe sich Frankreich genötigt, die Grenzen gegen die Schweiz durch einen Korдон abzusperren. Der Genfer Bundesrat Gustave Ador zeigte sich sehr beunruhigt und verlangte strengere Massnahmen gegen die Russen. Ferner wollte er die Bevölkerung durch eine Pressemitteilung aufklären. Justizminister Eduard Müller hielt eine solche Publikation «im jetzigen Moment für ganz verfehlt». Der Bundesrat ordnete weitere Abklärungen an.²² Auch Italien übte Druck auf die Schweiz aus: Am 7. November 1918, kurz nach dem Waffenstillstand von Padua, hatte Georges Wagnière, Schweizer Botschafter in Rom, eine Unterredung Baron Sidney Sonnino. Der italienische Aussenminister habe ihn «in freundschaftlicher Weise» auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche der Schweiz «namentlich vom internationalen Standpunkt aus» drohe. Sonnino habe ihm zu verstehen gegeben, «dass die Mächte fest entschlossen» seien, «nicht zu erlauben, dass man bei uns einen revolutionären Herd gründe».²³

Unterdessen verschärfte sich die Stimmung im Bundesrat. Am 6. November stimmte er dem Antrag von Gustave Ador zu, jeden Verkehr mit der Sowjetmission einzustellen und zusätzliche Truppen nach Zürich aufzubieten. Die Bevölkerung sollte mit einer (leicht gekürzten) Pressemitteilung orientiert werden. «A la demande du Gouvernement de Zurich, le Conseil fédéral, fermement décidé à maintenir l'ordre public et la tranquillité en Suisse, a ordonné la mobilisation de différents corps de troupes. Il agira sans faiblesse contre tous les éléments étrangers qui participeraient d'une manière quelconque à des menées révolutionnaires ou anarchistes. Il ne permettra pas que la Suisse devienne le champ d'expériences des agitateurs bolcheviks. Il a, en conséquence, signifié à la délégation du Soviet Russe qu'il rompait dès maintenant les relations inofficielles tolérées avec elle jusqu'à ce jour.»²⁴

Zur bewaffneten Bundesintervention im unruhigen Zürich bot der Bundesrat auf den 6. November die Infanterieregimente 19 und 31 aus den Kantonen Luzern und Thurgau auf. Zur Wahl des Truppenkommandanten bemerkte der *Impartial* aus La Chaux-de-Fonds befriedigt: «Le choix du colonel Sonderegger [...] est excellent.»²⁵ Der demonstrative Truppeneinsatz des draufgängerischen Appenzeller Kommandanten trug wesentlich zum 24-stündigen Proteststreik vom 9. November in den 19 grössten Industrieorten des Landes bei.²⁶ Vier davon befanden sich in der lateinischen Schweiz: Genf, Lausanne, La Chaux-de-Fonds

und Le Locle sowie im zweisprachigen Biel. Befolgt wurde die Streikparole allerdings nur in den beiden Neuenburger Städten und in Biel – dort in eher lockerer Atmosphäre.²⁷

Genfer «Citoyens fâchés» stossen landesweiten Zusammenschluss der «patriotischen» Kräfte an

Bundesrat Gustave Ador, der am 2. November noch vergeblich eine Orientierung der Öffentlichkeit über die Massnahmen der Landesregierung gefordert hatte, erhielt tags darauf Schützenhilfe durch den *Journal de Genève*, in dessen Verwaltungsrat er sass.²⁸ «Halte-là!», proklamierte das liberal-konservative Blatt auf der ersten Seite: «Le bolchevisme a gagné des millions à la solde de l'impérialisme allemand et dans le pillage de la Russie. Ces millions, il les dépense aujourd'hui dans le monde entier pour fomenter une révolution générale en faveur de l'impérialisme prolétarien. [...] La Hongrie est atteinte. L'Autriche et l'Allemagne sont contaminées. Il vise maintenant la Suisse et les pays de l'Entente. Que font nos autorités? Rien. [...] Aujourd'hui, le peuple suisse se tourne vers le Conseil fédéral et le rend responsable des graves évidents qui pourraient survenir, s'il ne prenait pas immédiatement les mesures qui s'imposent. Et aux bolchévistes, notre peuple dit: «Halte-là! Vous ne toucherez pas la Suisse!»²⁹

Der *Journal de Genève* hatte bereits den ganzen Oktober über vor der Agitation der Arbeiterbewegung in Zürich und in anderen Deutschschweizer Städten gewarnt und dabei insbesondere den bolschewistischen Einfluss angeprangert. Seit Anfang November übertrug sich die antisozialistische Kampagne auf die ganze bürgerliche Genfer Presse.³⁰ Der Aufruf im *Journal de Genève* vom 3. November 1918 fand beträchtliches Echo in der öffentlichen Meinung der Romandie und darüber hinaus in der Deutschen Schweiz.³¹

Das wohl wichtigste ausländische Feindbild in der lateinischen Schweiz war Angelica Balabanova (1869–1965). Sie war in Cernigow in der heutigen Ukraine geboren worden, stammte aus einer grossbürgerlichen jüdischen Familie und hatte 1897 das Zarenreich verlassen. In Rom trat sie 1900 dem Partito Socialista Italiano (PSI) bei. 1903 reiste sie in die Schweiz ein und engagierte sich in der italienischen Arbeiterbewegung in St. Gallen. Später gab sie im Tessin das von ihr mitgegründete Wochenblatt «Su Compagne!» heraus. Im Sommer 1905 erlosch ihre Aufenthaltsbewilligung in Lugano. 1906 wurde sie wegen ihrer revolutionären Tätigkeit aus dem Kanton Waadt ausgewiesen. Ebenso wie der PSI lehnte sie 1914 den Krieg ab und war massgebend an der internationalen Bewegung der sozialistischen Kriegsgegner in der Schweiz beteiligt. Nach der Februarrevolution kehrte sie nach Russland zurück und unterstützte anschliessend die Oktoberrevo-

lution. Mitte Oktober 1918 reiste Angelica Balabanova wieder in die Schweiz ein, wo sie «an mehreren Versammlungen auftrat».³²

Die Ankunft dieser «bolchéviste notoire» hatte das Zentralkomitee des Schweizerischen Alpenclubs (SAC) zur Einberufung einer Sitzung auf den 3. November 1918 veranlasst. Die Sektion Genf leitete damals den im Vorortssystem organisierten SAC. Der Anwalt Théodore Aubert hatte damals seinen Kollegen erfolgreich vorgeschlagen, «de prendre à Genève et dans toute la Suisse l'initiative d'un mouvement d'opinion vigoureux contre ces étrangers bien pourvue d'or, qui venait fomenter l'anarchie sur notre sol». Ab dem 4. November bereitete das Genfer Zentralkomitee ein Zirkularschreiben an die Sektionen vor und stellte – mit Unterstützung der Union civique de Genève (UCG)³³ – eine Liste der «Sociétés nationales genevoises» zusammen.³⁴

Auf den 7. November 1918 rief der SAC alle Präsidenten der Genfer Vereine zusammen, «en vue d'organiser une résistance civique contre les entreprises bolchévistes en Suisse. Plus d'une centaine de personnes, représentant des milliers de sociétaires, ont apporté aux protagonistes du mouvement une adhésion enthousiaste. [...] Un télégramme a été envoyé au Conseil fédéral pour lui assurer l'appui de la population dans toute mesure qu'il prendra pour sauvegarder l'indépendance du pays et de l'ordre publique.»³⁵

Mit dem Zusammenschluss der sechzig bis achtzig Vereine entstand die Union civique suisse (UCS). Ihre formelle Gründung erfolgte am 12. November 1918, dem ersten Tag des Landesstreiks. Die UCS stellte die erste Keimzelle der schweizerischen «1918er Rechten» dar. Erster UCS-Präsident war Alexandre Bernoud, 1918 SAC-Zentralpräsident, UCS-Vizepräsident wurde Théodore Aubert.³⁶ Im Rahmen der UCS organisierten sich die Gardes civiques, die bewaffnet werden konnten. Sie boten während des Landesstreiks den Behörden erfolgreich ihre Unterstützung an. Unter ihrer Leitung fand bei Streikende eine eigentliche Jagd auf Arbeiter statt.³⁷

Die am 7. November 1918 entstandene Bewegung sollte sich unverzüglich auf die ganze Schweiz ausdehnen. «Contre l'ennemi de l'intérieur», so der *Journal de Genève*, «le citoyen, a commencé de réagir. Et quand le citoyen se fâche, l'anarchiste prend peur.»³⁸ Entstanden war ein neuer Typus von Bürger, der «Citoyen fâché», der den Sozialismus meist pauschalisierend als fremde Bedrohung betrachtete. So ist es wohl kein Zufall, wenn Alfred Georg, der Präsident der Genfer Handelskammer,³⁹ vehement für das Engagement der «Citoyens» zur Verteidigung der öffentlichen Ordnung gegen die «étrangers criminels» plädierte.⁴⁰

Der Schweizerische Alpenclub und wohl in geringerem Masse auch die Neue Helvetische Gesellschaft (NHG) wirkten als Transmissionsriemen bei der Übertragung der patriotisch-antisozialistischen Energie von Genf auf weite Teile der Schweiz. Die beiden patriotischen Organisationen hatten die Querelen zwischen

den sprachlich-kulturellen Gruppen in der Schweiz relativ schadlos überstanden. Die Genfer NHG und das SAC-Zentralkomitee in Genf alarmierten ihre lokalen Organisationen im ganzen Land. Entrüstung und Wut hätten, so heisst es im Zirkularschreiben des SAC vom 7. November, Tausende von Schweizern ergriffen. Sie müssten zusammengeführt werden, dürften nicht passiv bleiben. Wenn die bolschewistische Revolution ausbreche, drohe eine Intervention der Entente-Mächte, um in der Schweiz die Ordnung aufrechtzuerhalten. Den Behörden auf Bundes- und Kantonsebene müsse der Eindruck vermittelt werden, dass das Volk sie feierlich zum mutigen Handeln aufrufe. Die Propaganda könne durch Zeitungsartikel, Plakate, Versammlungen und nötigenfalls durch die Bildung von Bürgerwehren erfolgen.⁴¹ Der SAC-Alarm aus Genf zeitigte vor allem in der Romandie Wirkung. National Gesinnte organisierten sich in den Kantonen Genf,⁴² Waadt,⁴³ Wallis⁴⁴ und Neuenburg⁴⁵ in patriotischen Vereinigungen und Bürgerwehren. Auch im Berner Jura entstanden Bürgerwehren,⁴⁶ während ihre Gründung nach Aussage von Oberst Roger de Diesbach im ruhigen Kanton Freiburg nicht nötig war. Im Grenzbereich der Sprachregionen fanden auf Veranlassung des SAC zwei grosse patriotische Kundgebungen statt, am 13. November in Freiburg mit vier- bis fünftausend Teilnehmern⁴⁷ und vier Tage später im jurassischen Malleray mit zweitausend Teilnehmern. Hauptinitiant der nationalen Bewegung im Distrikt Moutier war Robert Raaffaub, SAC-Sektionspräsident und Unternehmer.⁴⁸

In der deutschen Schweiz traten SAC und NHG nur sporadisch in der vaterländischen Protestbewegung gegen den Landstreik in Erscheinung. In Basel fand am 11. November eine sehr gut besuchte Kundgebung im Stadtkasino statt.⁴⁹ Eröffnet wurde die Plenarversammlung der verschiedenen Organisationen durch den Historiker Emil Dürr, dessen besondere Würdigung der politischen Haltung der Suisse romande kräftigen Applaus erhielt. Dürr galt als «eine der hervorragendsten Gestalten der NHG in den Zwanzigerjahren».⁵⁰ Der SAC wirkte bei der Entstehung der bürgerlichen Protestbewegung lediglich unterstützend mit, indem der Vorstand der Basler Sektion seine Mitglieder aufforderte, sich sofort der Bürgerwehr anzuschliessen.⁵¹ Im Kanton Aargau erlangte das Genfer Modell mit der Mobilisierung der vaterländisch ausgerichteten Vereine den grössten Erfolg in der Deutschschweiz. Der Präsident der SAC-Sektion Aarau, Posthalter Adolf Baumann, lud zahlreiche Vereine auf den 11. November ins Vereinslokal Restaurant Affenkasten ein, wo die Aargauische Vaterländische Vereinigung (AVV) gegründet wurde, welche sogleich im ganzen Kanton Bürgerwehren aus dem Boden stampfte. Die AVV war die zweite Keimzelle der schweizerischen «1918er Rechten», und der Aargau galt bald als Musterkanton in Sachen Bürgerwehrorganisation.⁵² Der deutschfreundliche Aargauer «Bürgerwehr-General» Eugen Bircher trommelte die «Vaterländischen» auf den 24. November 1918

zur mit 12000 Teilnehmern landesweit grössten Demonstration gegen den Landesstreik zusammen. Im martialischen Umfeld des römischen Amphitheaters von Vindonissa bei Brugg rief er im Beisein des Genfer Ehrengastes und SAC-Zentralpräsidenten Alexandre Bernoud aus: «Wir wollen nicht der Saustall Europas werden».⁵³ Ähnlich, aber weniger hemdsärmelig hatte sich der ententefreundliche Bundesrat Gustave Ador vor dem Landesstreik ausgedrückt. Die Schweiz dürfe nicht zum «champ d'expériences des agitateurs bolcheviks» werden. In Vindonissa kam die «Alliance contre la faiblesse» über den Röstigraben beziehungsweise den «fossé moral» hinweg besonders gut zum Ausdruck. Die UCS und die AVV trieben die Bildung des am 5. April 1919 gegründeten Schweizerischen Vaterländischen Verbandes (SVV) voran, einer einflussreichen Organisation der «1918er Rechten» auf föderalistischer Grundlage.

Jubel- und Triumphstimmung im Tessin und in der Romandie beim Sieg über «das Deutsche» und «das Rote»

Nachdem sich vor allem in Zürich die politische Lage zugespitzt hatte, proklamierte das Oltener Aktionskomitee am 10. November 1918 den landesweiten unbefristeten Generalstreik; dessen Beginn wurde auf Mitternacht vom 11. auf den 12. November angesetzt. Der 11. November war hauptsächlich in der lateinischen Schweiz durch zwei gegensätzliche Stimmungen gekennzeichnet. Auf der einen Seite herrschte im Grossteil der Bevölkerung nach dem Inkrafttreten der Waffenruhe Jubelstimmung über den Sieg der Entente, auf der anderen Seite löste das Aufgebot von Ordnungstruppen Aversionen gegen die sich zum Streik vorbereitende Arbeiterschaft aus. Bei dieser politischen Grundstimmung hatte die Streikaktion Mühe, in der lateinischen Schweiz in Gang zu kommen.⁵⁴ Zugleich verstärkte der ungewisse Ausgang der revolutionären Ereignisse in den deutschsprachigen Nachbarländern die antigermanische und auch die antibolschewistische Haltung in der lateinischen Schweiz.

Am 11. November, dem Tag des Waffenstillstands, erklangen die Kirchenglocken nicht nur im benachbarten Frankreich, sondern auch in der Romandie vom Freiburgischen Bulle bis ins jurassische Bassecourt⁵⁵ ebenso wie im zweisprachigen Biel.⁵⁶ In der deutschen Schweiz läuteten sie nicht – welch ein Kontrast zum Waffenstilland am Ende des Zweiten Weltkrieges, als die Bundesverwaltung am Vormittag des 8. Mai 1945 anordnete, dass im ganzen Land ab 20 Uhr die Glocken läuten sollten.⁵⁷ Im sozialistisch dominierten, bereits beflaggten La Chaux-de-Fonds blieb es, so beklagte sich die *Suisse libérale*, der ententefreundlichen Bevölkerung am 11. November 1918 wegen des bevorstehenden Streiks freilich vorerst versagt, den Waffenstillstand zu feiern.⁵⁸

Im Tessin begannen die Siegesfeiern früher.⁵⁹ Der italienisch-österreichische Waffenstillstand wurde bereits am 3. November 1918 in Padua unterzeichnet.⁶⁰ Am Abend des gleichen Tages sorgte der *Corriere del Ticino* für die Verteilung eines Extrablatts mit der Nachricht, dass italienische Truppen in Triest gelandet seien. Die Nachricht von der Befreiung von Trento und Udine löste bei der mehrheitlich italienfreundlichen Bevölkerung Begeisterung aus.⁶¹ Am späten Abend des 4. November wurden die drei Tridentiner Abgeordneten im Wiener Parlament, Conci, Malfatti und De Gasperi (der nach dem Zweiten Weltkrieg italienischer Ministerpräsident werden sollte), bei ihrer Durchfahrt im Bahnhof Lugano enthusiastisch begrüsst. Die Vertreter der «terre italiane redente» waren am 31. Oktober aus der auseinanderfallenden Doppelmonarchie Österreich-Ungarn ausgereist, besprachen die neue politische Situation in der italienischen Botschaft in Bern und begaben sich am Tag nach ihrer Reise durch das Tessin in ihre neue «Patria Italia» weiter. Den sichtlich gerührten Tridentinern wurden unter anderem Tessiner Zeitungen überreicht mit Leitartikeln von Francesco Chiesa und Emilio Bossi, zwei engagierten Kämpfern für die Stärkung der Italianità im Tessin und Apostel der Latinität. Chiesa äusserte in seinem berühmten Artikel «La Vittoria dell'Italia e noi ticinesi» seine Genugtuung über den Untergang Österreich-Ungarns und den glorreichen Sieg Italiens. Zugleich rechnete er mit den Confederati «nella Svizzera transalpina» ab, welche die Furcht vor einer italienischen Eroberung des Tessins geschürt hätten.⁶² Nach der Abfahrt des Zuges mit den drei illustren Tridentiner Politikern formierten sich die Jubelnden und Singenden zu einem Umzug zu den Konsulaten der Entente-Mächte.⁶³ Die Festlichkeiten im Tessin dauerten eine ganze Woche. Vor allem im Sottoceneri, insbesondere in den Grenzorten Chiasso und Ponte Tresa, kam es zu spontanen Freudenkundgebungen von «Ticinesi» und «Lombardi» über die noch geschlossene Landesgrenze hinweg.⁶⁴

Am 11. November feierten in Lugano mehrere Tausend Menschen die «Festa della Pace» mit Umzug, Blasmusik, Chorgesang und Reden.⁶⁵ Am Nachmittag zogen Trommler durch die beflaggte Stadt und boten Luganeser Soldaten zum Ordnungsdienst jenseits der Alpen auf. Wegen des Eisenbahnerstreiks konnten die Tessiner Truppen allerdings erst am 14. November Richtung Norden fahren. Als sich der Zug schliesslich in Bewegung setzte, so erinnerte sich der damalige Leutnant Marco Antonini zehn Jahre später, schrie es aus tausend Kehlen: ««abbasso i bolscevichi, abbasso la Balabanoff». E la Balabanoff era in ogni momento sulle labbra dei nostri soldati, che vedevano in essa l'emblema e la caricatura della rivoluzione.»⁶⁶

Auch in Genf herrschte am 11. November bis weit in die Nacht hinein Feststimmung. Die fiebrig-patriotische Atmosphäre wurde durch die kurzfristig angesetzte Mobilmachung der Ordnungstruppen zusätzlich aufgeheizt. Die mit Trom-

melwirbel angekündigte Verlesung des Marschbefehls wurde von der Menge mit Zurufen «Vive La Suisse! A bas les bolcheviks!» quittiert. Die überhitzte Stimmung schlug auch in deutschfeindliche und antisozialistische Ausschreitungen um. Eine ursprünglich bewilligte Kundgebung von Arbeiterorganisationen wurde auf Druck der Bürgerwehren untersagt. Darauf formierten sich die Manifestanten zu einem Umzug und sangen die Internationale. Ein «Bolschewik» habe sich, so der *Journal de Genève*, im Lokal der Metallarbeiter eine rote Fahne geholt. «De courageux citoyens s'emparèrent du drapeau après une lutte vigoureuse, et le brûlèrent aux applaudissements de la foule.» Die Menge soll dabei die *Marseillaise* gesungen haben.⁶⁷

Wie im Südtessin so fieberte man auch im Nordjura der Waffenruhe jenseits der Grenze entgegen. Am 11. November frohlockte die Presse über die zwei Tage zuvor erfolgte Abdankung des Kaisers, der im *Démocrate* als opportunistischer, skrupelloser, vulgärer, das internationale Recht verachtender Herrscher beschrieben wird.⁶⁸ Um 9 Uhr wurde die Unterzeichnung des Waffenstillstandes bekannt. «Ici, dans le Jura, la joie est immense», tönte es aus der Ajoie.⁶⁹ In Delémont und Porrentruy wurde die «victoire de la justice et de la démocratie» spontan gefeiert. Draussen und drinnen wurde gesungen, musiziert und die Häuser mit Schweizerfahnen und den Flaggen der Entente-Länder geschmückt. In Delémont wurde Rednern verschiedener politischer Couleur applaudiert. In der Festgemeinde im Hotel Delémont kehrte Ruhe ein, als Pasteur Dédier ein belgisches, in Tüchern seiner Landesfarben gehülltes Kind aufhob und den Edelmut des Monarchen des schwer geprüften Belgien pries. Die Firma Gerber frères gewährte ihrem Personal bezahlten Urlaub für den Rest des Festtages, und zwei weitere Unternehmungen kündigten ihren Mitarbeitern Geldgeschenke zwischen 50 und 100 Franken an.⁷⁰ In Porrentruy läuteten alle Glocken von Saint-Pierre wie an Ostern. Préfet Choquart erlaubte die Öffnung der Cafés bis Mitternacht: ein ausserordentlicher «lundi de Saint-Martin».⁷¹ Der am folgenden Morgen einsetzende Generalstreik soll in Porrentruy bei der Feststimmung kaum Anhänger gefunden haben.⁷² Auch in Delémont blieb es an der Streikfront recht ruhig.⁷³

In der euphorischen Stimmung schienen die Grenzkontrollen in der Dreiländerregion nicht mehr sehr strikt gehandhabt worden zu sein. Am Abend des 11. November strömten zahlreiche französische, amerikanische und englische Soldaten in die jurassischen Grenzdörfer herüber, um mit den «Ajoulots» fröhlich den Auftakt zum Frieden zu feiern. In einem Café in Bonfol trafen sich einige in Pfetterhouse untergebrachte französische «Poilus» mit deutschen, von Le Largin herkommenden Soldaten, um gemeinsam – auf neutralem Boden – den Waffenstillstand zu feiern. Die Feinde von gestern stiessen fröhlich auf den Sieg an. Die zu Tränen gerührten Deutschen sollen plötzlich «Vive la France! A bas l'Allemagne impérial!» ausgerufen haben. Das «spectacle peu banal» soll mit Um-

armungen beendet worden sein. Dann hätten sich die Soldaten eilig wieder in ihre Unterkünfte jenseits der Grenze zurückgezogen.⁷⁴ Am Dienstagmorgen, dem 12. November 1918, begannen die deutschen Truppen mit der Evakuierung des Sundgau⁷⁵ und am Sonntagabend, dem 17. November 1918, war die gesamte Elsässer Grenze von Le Largin bis Saint-Louis von französischen Truppen besetzt. Am Nachmittag des gleichen Sonntags kamen französische Dragoner im elsässischen Grand-Lucelles an, das zuvor von deutschen Landsturmtruppen besetzt gewesen war. Im zwei Meter von der Grenze entfernten Hotel auf Schweizer Boden jubelten Neugierige den französischen Kavalleristen zu. Fröhlich erwiderten die Franzosen den Gruss: «Ils ont pénétré dans l'hôtel où le champagne leur fut offert.» Die Dragoner küssten einige mit Trikolorebändern geschmückte Mädchen und erlaubten einigen Buben, sich auf ihre Pferde zu setzen. Man fraternisierte in warmherziger Stimmung und liess Frankreich hochleben.⁷⁶

Nach der Kapitulation der Generalstreikführung am 14. November 1918 kam es im bernisch-neuenburgischen Jurabogen zu mehreren «manifestations patriotiques», die den Sieg über den «Sowjet von Olten» und das kaiserliche Deutschland feierten. Im Industrieort und Bahnknotenpunkt Moutier begannen die Feierlichkeiten um 14 Uhr auf der Place du nouveau collège. Während auf der Nordseite des Bahntunnels zwischen Moutier und Grenchen gefeiert wurde, kam es im Solothurner Industriestädtchen am südlichen Tunnelende zum tragisch endenden Einsatz der Waadtländer Ordnungstruppen, bei welchem drei Zivilpersonen ums Leben kamen. Im *Petit Jurassien* wurde vermerkt, dass die «Vaudois» von den Streikenden provoziert und als «sales Boches» ausgepöfeln worden seien. Gleichzeitig wurde bedauert, dass es sich bei den Todesopfern wahrscheinlich um Unschuldige handle. In der bürgerlichen Presse der Romandie wurden die Grenchner Ereignisse lediglich in spröden Kurzmeldungen erwähnt.⁷⁷ Die bereits vor dem Landesstreik eingefädelt Grosse Kundgebung in Malleray vom Sonntag, dem 17. November, wurde von Hauptredner Robert Raaflaub als «réveil du sentiment patriotique», als «contre-coup»⁷⁸ (gegen den «complot de Zürich»⁷⁹) bezeichnet. Die Kundgebungen von Moutier und Malleray waren Auftakt für eine den ganzen Distrikt ergreifende nationale Bewegung. Im Distrikthauptort Moutier entstand eine bürgerlich-überparteiliche, aus separatistischen und antiseparatistischen Kräften bestehende und von Vereinen und lokalen Gruppierungen getragene Organisation: der Bloc national. Dieser wurde am 15. November 1918 im Hotel du Cerf gegründet und am 3. Dezember 1918 in einer Volksversammlung im Ancien collège konstituiert. Als Präsident des Bloc national wurden Robert Raaflaub und als Pressevertreter O. Robert, Redaktor des *Petit Jurassien*, der separatistisch orientierten Lokalzeitung, gewählt. Mit der definitiven Ausarbeitung des Reglements wurde eine Studienkommission beauftragt. In einer Resolution verlangte die Versammlung energische

Massnahmen gegen die «action révolutionnaire du Comité d’Olten et de tous les adhérents du bolchévisme». Ferner wurde gegen die «attitude antipatriotique de nos quatre conseillers municipaux socialistes» protestiert. In Sachen Bürgerwehr sollte auf Vorschlag von Maire Degoumois die Stellungnahme der Regierung abgewartet werden.⁸⁰

Samstagabend, den 16. November, gingen die Patrioten in Delémont erneut auf die Strasse. Sie folgten dem Aufruf der lokalen Vereine, um das Ende von Krieg und Generalstreik zu feiern. Vor dem Rathaus sprach Maire Amgwerd zur Menge. In der ältesten Demokratie habe man sich nicht durch eine «poignée de personnages louches délégués par l’Allemagne» in die Anarchie stürzen lassen. Diese seien zu spät gekommen, der deutsche Militarismus und Imperialismus sei schon viel früher zusammengebrochen.⁸¹ Am Sonntag, dem 17. November, holten die bürgerlich gesinnten Entente-Freunde in La Chaux-de-Fonds die Waffenstillstandsfeier intensiv nach und drückten gleichzeitig ihre Freude über die inzwischen erfolgte Rückkehr der Franzosen nach Elsass-Lothringen aus. Über fünftausend Personen nahmen zur Mittagszeit am Umzug vom Bahnhofplatz zum Rathausplatz teil, unter ihnen die vollzählige Kolonie der Franzosen sowie zahlreiche Vertreter der italienischen, belgischen und armenischen Gemeinschaft. Zuhinterst marschierte das stattliche Detachement von achthundert Bürgerwehrmännern. Die *garde civique*, welche in La Chaux-de-Fonds die Ordnung ohne militärische Ordnungstruppen aufrechterhielt, bekam Glückwünsche von Kommandanten der Neuenburger Truppen. Im thurgauischen Emmishofen stationierte «fusiliers neuchâtlois» schrieben stolz, wie sie im Grenzbahnhof die Angehörigen der ausgewiesenen Sowjetmission, welche die «boches» zunächst nicht hätten durchreisen lassen wollen, in einen Extrazug nach Petersburg gesperrt hätten.⁸²

Die euphorische Stimmung gegenüber Frankreich dauerte nach dem Waffenstillstand an. Französische Kriegsgefangene, die ab 3. Dezember 1918 in Sonderzügen aus süddeutschen Lagern über Basel und die Ajoie nach Delle reisten, wurden in Delémont und Porrentruy jubelnd empfangen und von behördlich unterstützten Hilfsorganisationen betreut und beschenkt.⁸³ Mit Unmut reagierten die Nordjurassier, als Oberst Bodmer, Chef des Territorialdienstes, die Kurzaufenthalte der Gefangenenzüge und damit die Sympathiekundgebungen in den beiden Bahnhöfen unterbinden wollte. Man habe in Bern offenbar vergessen, dass man im Jura nicht bereit sei, sich wie Bären einen Maulkorb verpassen zu lassen.⁸⁴ Diesmal war der Spielverderber kein «Roter».

Lob und Anerkennung für die «Retter des Vaterlandes» aus der lateinischen Schweiz

Zum Schutz der Bundeshauptstadt wurden auf den 8. November vor allem die Freiburger und Berner Infanterieregimenter 7 und 16 aufgeboten. Dabei seien alle heiklen Aufgaben dem Regiment 7 unter Oberstleutnant Roger de Diesbach anvertraut worden.⁸⁵ Mit Genugtuung hielt der *Impartial* aus La Chaux-de-Fonds dabei fest, dass der Generalstab, nachdem er zwei Jahre zuvor Spezialzüge aufgeboten hatte, um Deutschschweizer Truppen in die Romandie zu verlegen, heute glücklich sei, «de faire appel à notre fidélité. «La Suisse romande, nous disait ce soir [10 novembre 1918] un conseiller fédéral, est de plus en plus, le boulevard de l'ordre et de véritable démocratie.»⁸⁶

Auf den 12. November 1918 wurden die eidgenössischen Parlamentarier zu einer ausserordentlichen Session zusammengerufen. Freiburger Soldaten sollten sie mit dem beliebten Greyerzer Volkslied «Ranz des vaches» patriotisch einstimmen. Die einleitende Rede von Bundespräsident Felix Calonder erschien den «furibunden» bürgerlichen Westschweizer Parlamentariern freilich zu konzilient.⁸⁷ Ihnen stärkte der *Journal de Genève* am zweiten Tag der Session den Rücken und rief zu energischem Auftreten gegen die Machenschaften des «Soviet d'Olten» auf. Weiter forderte das Blatt: «De l'énergie! De l'énergie! Encore de l'énergie! Serrons les rangs! Oublions toutes nos divergences d'opinions! Plaçons au-dessus de tout le bien de notre pays, le bien de la Suisse, qui a surmonté les difficultés de quatre années de guerre, et qui saura dissiper aussi, nous en sommes certains, les angoisses de l'heure actuelle.»⁸⁸

Angesichts der «roten Gefahr» sollten also die sprachlich-kulturellen Differenzen bewusst vergessen und die Gräben zwischen den Landesteilen zugeschüttet werden. Energie hatten die Freiburger Truppen bei der Ausweisung der Sowjetmission an den Tag gelegt. Die definitive Abreise wurde auf den 12. November angesetzt.⁸⁹ Dass dafür fast ausnahmslos Militärs aus der französischen Schweiz eingesetzt worden sei, erstaunte die ebenfalls betroffene Angelica Balabanova nicht. Es habe sich um «deutschfeindliche Elemente» gehandelt. Zudem habe die «französische Schweiz überhaupt wenig Industriearbeiter, und vor allem weniger gewerkschaftlich und politisch organisierte Arbeiter» aufgewiesen. Somit seien «alle Bedingungen» für eine «genügend bestialische» Behandlung vorhanden gewesen.⁹⁰

Am Vormittag des 14. November teilte Bundespräsident Calonder der Bundesversammlung mit, dass das Streikkomitee in der vergangenen Nacht den bedingungslosen Widerruf des Generalstreiks mitgeteilt habe und dankte den Räten für ihre wirksame Unterstützung. Am Abend versammelten sich mehrere Tausend Menschen spontan zu patriotischen Kundgebungen. Vor dem Hotel Belle-

vue, wo die Bundesräte und der General während des Landestreiks logierten, sprachen die Bundesräte Felix Calonder, Camille Decoppet, Robert Haab und Giuseppe Motta sowie Vertreter der Armeeführung zur Menge. Bundesrat Motta sprach auf Italienisch und Französisch. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass die verschiedenen Landesteile während des Krieges geeint für die Verteidigung der Demokratie eingestanden waren. «Avant tout il a remercié la Suisse romande qui, pendant cette guerre, a sauvé deux fois la Suisse: une première fois par son clair sentiment du droit et actuellement par son aversion décidée pour tout acte de violence contre la Constitution et la loi.»⁹¹ Mottas Aussage wurde in der welschen Presse in den folgenden Tagen immer wieder zitiert.

In einem Interview mit dem *Corriere del Ticino* würdigte Motta zudem den Patriotismus der Tessiner während der ganzen Kriegszeit, sowie deren reife und moderate politische Haltung. «Il sentimento della giustizia si è manifestato nella simpatia viva e sincera per la causa degli alleati e il sentimento dell'ordine si è rivelato nella misura, nella forma equilibrata e dignitosa con cui si sono manifestate le simpatie per l'Intesa.» Während des Generalstreiks sei man in Bern von der patriotischen Haltung der Tessiner Truppen begeistert gewesen, vom Schwung des kühnen Reggimento trenta «che sta per diventare la guardia d'onore, il corpo degli arditi della bandiera federale».⁹²

Den Romands wurde nicht nur von bundesrätlicher Seite gedankt. Der Kanton Bern liess an alle in Bern stationierten Ordnungstruppen eine zweisprachige Ehrenurkunde abgeben.⁹³ Ein besonderes Dankeschreiben veröffentlichte die Bürgergemeinde der Uhrenstadt Grenchen. Sie beglückwünschte das Füsilierbataillon 6 für seinen Ordnungseinsatz am letzten Streiktag und dankte den «amis Vaudois» für ihre heroische Verteidigung des Nordbahnhofs. Dass bei diesem schroffen Truppeneinsatz drei junge Demonstranten getötet wurden, blieb unerwähnt. Der Solothurner Platzkommandant Walter Hirt überreichte dem Bataillon vor der Abreise viertausend Franken als Dank für die geleisteten Dienste.⁹⁴ In der patriotischen Bevölkerung der Romandie und des Tessins war man stolz auf den Beitrag zur schweizerischen Ordnungspolitik. «Le citoyen a fait son devoir», schrieb die *Tribune de Genève*, «il est prêt à le faire encore. Que ce soit sous l'habit militaire ou en qualité de garde civique.»⁹⁵ Der Stolz auf die geleisteten Dienste der Ordnungstruppen kam bei deren Verabschiedung zum Ausdruck. Sowohl das Genfer wie auch das Tessiner Regiment wurden am 22. November mit einem eigentlichen Staatsakt feierlich entlassen.⁹⁶

Im Zusammenhang mit der Rückkehr des Reggimento trenta kam es auch zu Aktionen gegen die Linke. So verbrannte etwa am Tag vor dem Defilee eine Gruppe von Soldaten unter Applaus der Zuschauer eine Puppe der Balabanova.⁹⁷ Freudig begrüsst wurden in der bürgerlichen Presse der Romandie auch die Würdigung der staatspolitischen Verdienste der «Confédérés». Anerkennend wurde vermerkt,

dass der Generalstreik den «Confédérés» in der alemannischen Schweiz die Augen geöffnet habe. Die Welschen, «ces gens légers et emballés, ont sauvé la situation». Das habe sogar das konservative *Berner Tagblatt* anerkannt. Auch die bürgerliche Presse Zürichs habe geschrieben, dass niemand leugnen könne, dass die Westschweizer Miteidgenossen früher als die Deutschschweizer den «dangereux parallélisme de l'ancien régime allemand et du bolchévisme» erkannt hätten.⁹⁸

Haltungen und Forderungen aus der lateinischen Schweiz nach Kriegsende und Landesstreik

Der *Démocrate* aus Delémont äusserte sich erleichtert, dass mit der energischen Bekämpfung des Landesstreiks die Gefahr einer «Diktatur von unten» erfolgreich gebannt worden sei. Diese sei durch eine «Diktatur von oben» begünstigt worden, nämlich durch das Vollmachtenregime. Bundesrat Arthur Hofmann habe in der Schweiz ein deutschfreundliches «véritable system de dictature militariste» aufgebaut.⁹⁹ Nun sei das Schweizer Volk endlich aus der «Narkose der Vollmachten» erwacht. Die «pleins-pouvoirs illégaux et inconstitutionnelles» hätten das Hauptproblem der Kriegsjahre dargestellt und den kritischen Geist unterdrückt.¹⁰⁰ Die Luganeser *Gazzetta Ticinese* verglich mit Ironie die ältere mit der neueren Schweizer Geschichte. Im Ancien Régime seien es die regierenden, vorwiegend deutschsprachigen Orte gewesen, welche in den mehrheitlich französisch- oder italienischsprechenden Untertanenländern die Ordnung aufrechterhalten hätten. 1918 sei es umgekehrt. Die Soldaten aus den früheren Untertanengebieten seien aufgeboten worden, um in den ehemals souveränen Kantonen, welche den Kompass verloren hätten, die Ruhe wiederherzustellen. Was den Kanton Tessin anbelange, so sei schon unzählige Male auf die politische Zuverlässigkeit und politische Reife hingewiesen worden, und man brauche diesbezüglich keinen Nachhilfeunterricht.¹⁰¹

In der lateinischen Schweiz erwachte das Selbstbewusstsein. Im Tessin und im Berner Jura, den beiden kulturpolitisch besonders sensiblen Landesteilen, wurden die patriotischen Verdienste herausgestrichen. Die Armee, die – gewiss nicht zu Unrecht – während der Kriegsjahre als Instrument deutschfreundlicher Führungskreise und bisweilen als Besatzungsmacht mit wenig Sensibilität für die Anliegen der lokalen Bevölkerung und deren politischer Vertreter empfunden wurde, erschien vor allem nach der Niederschlagung des Landesstreiks in neuem Lichte. In beiden Landesteilen verbanden bürgerliche Politiker Armeetreue mit lokalpatriotischen Anliegen.

Die historische Sitzung des Tessiner Grossen Rates vom 25. November 1918 zeigte in einer Momentaufnahme den Entwicklungsstand der vielfältigen Pro-

blemfelder des Südkantons auf: die Position im neuen Europa, im Bundesstaat, im eigenen Kanton. Präsident Alberto Vigizzi dankte den Behörden, der Armee und dem Volk, dass sie die Schweiz vor der inneren Zersetzung und dem Ruin sowie der Gefahr einer fremden Invasion gerettet hätten: «Zuerst und vor allem wollen wir Schweizer sein.» Grossrat Antonio Galli setzte einen lokalpolitischen Akzent. Er war Redaktor der *Gazzetta Ticinese*, welche auf die Tessiner Eigenständigkeit pochte, nicht zuletzt in der Rubrik «Il Ticino ai Ticinesi». Jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, dass die «patria» die Respektierung des «valore etnico e politico» des Tessins unter Beweis stellen könne, in kultureller, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht. Dazu zählte er insbesondere den Ausbau der Gotthardlinie mit der Erstellung des Ceneri-Basistunnels,¹⁰² bis zu dessen Realisierung es aber noch mehr als hundert Jahre dauern sollte.

Neue Töne waren aus der während des Krieges zum Teil aufmüpfigen «Ajoie» zu vernehmen. Im Zusammenhang mit der Demobilisierung der Grenztruppen überreichte Oberst Sulzer, Kommandant der XIII. Infanteriebrigade, dem Distrikthauptort Porrentruy, der Präfektur und den kirchlichen Werken eine Spende von einigen Tausend Franken für wohltätige Zwecke. Die Spende wurde in der von der Spanischen Grippe besonders hart getroffenen Ajoie geschätzt.¹⁰³ Die örtlichen Behörden empfanden die Geste auch als «preuve des excellentes rapports» zwischen Armee und einheimischer Bevölkerung und offerierten Oberst Sulzer und seinem Stab am Sonntagnachmittag, dem 17. November 1918, ein Abschiedskonzert. Das herzliche Dankeschreiben von Präfekt und Nationalrat J. Choquart, Maire J. Maillat und Kirchgemeindepräsident Boinay schloss mit einem Hoch auf Armee und Vaterland.¹⁰⁴ Die beiden Offiziere und Industrievertreter Carl J. Sulzer und Fr.-Joseph Choquart sassen seit 1917 gleichzeitig im Nationalrat, der Winterthurer für die Freisinnigen, der Jurassier für die Katholisch-Konservativen.¹⁰⁵ Das Oberst Sulzer entgegengebrachte Wohlwollen galt wohl auch seinem Bruder Hans Sulzer, der im Juni 1917 nach der Abberufung des deutschfreundlichen Paul Ritter das Amt des Schweizer Botschafters in den Vereinigten Staaten antrat, die im April 1917 in den Krieg eingetreten waren. Sulzer trug erheblich zur Öffnung der Schweizer Aussenpolitik gegenüber den Westmächten bei. Hans Sulzer wurde in der ententefreundlichen Bevölkerung geschätzt. Der jurassische *Démocrate* nannte ihn «notre honorable ministre à Washington».¹⁰⁶

Am Dienstagabend, dem 26. November 1918, verliess das Bataillon 64 die Ajoie in einem Extrazug nach Winterthur. Zahlreiche «Ajoulots» waren zur Verabschiedung der letzten Grenzschutztruppen am Bahnhof von Porrentruy erschienen. Es herrschte eine frohe Stimmung. Aus den Fenstern des abfahrenden Zuges sollen die «Confédérés» «Vive la France!», «Vive l'Ajoie» gerufen haben.¹⁰⁷ Im Leitartikel zur Demobilisation lobte die Lokalzeitung *Le Pays*

die feste Haltung von Volk und Armee während des Generalstreiks, der von «bolchévistes fraîchement naturalisés» provoziert worden sei. Der «patriotisme des Jurassiens», so meinte das Blatt im Rückblick auf die vierjährige Grenzbesetzung, «a été soumis à une dure épreuve. La mobilisation a été pour notre pays une lourde charge. Il l'a accepté avec une dignité qui l'honore. Puisse son attitude nous faire des amis chez tous nos confédérés! Leur sympathie nous sera précieuse dans les grands jours qui vont luire pour le Jura.»¹⁰⁸ Der Appell an das Verständnis der «Confédérés» steht unter anderem im Zusammenhang mit der Herausbildung von konkreten Strukturen des jurassischen Separatismus, in dem der einflussreiche Politiker Choquart aus der Ajoie eine führende Rolle spielte. Im am Tag zuvor erschienenen Aufruf «Au peuple jurassien!» forderten namhafte bürgerliche Parlamentarier und Journalisten verschiedener Parteien und Konfessionen aus dem ganzen *Jura bernois* einen 23. Schweizer Kanton. Die Separatisten sahen ihre Forderung im Einklang mit der internationalen Entwicklung, der «Victoire du Droit et les principes du président Wilson». Auf nationaler Ebene hofften sie auf eine Totalrevision der Bundesverfassung, in welcher die Forderung nach einem neuen Kanton Jura berücksichtigt werden sollte.¹⁰⁹ Unmittelbarer Auslöser der Formierung separatistischer Kräfte war die Ständeratswahl im Berner Grossen Rat, bei der die langjährige jurassische Forderung nach einem der beiden Ständeratssitze unberücksichtigt blieb. Ausschlaggebend für die Entscheidung im Kantonsparlament war der vorausgehende Entscheid der freisinnigen Ratsfraktion vom 26. November 1918 mit 40 gegen 16 Stimmen für die Kandidatur der beiden bisherigen Ständeräte Gottfried Kunz und Leo Merz aus dem alten Kantonsteil.¹¹⁰ Die sich brüskiert fühlenden bürgerlichen National- und Grossräte des Berner Juras sprachen sich schliesslich an einer gemeinsamen Versammlung in den ersten Dezembertagen 1918 für die Bildung eines «Parti national jurassien» unter der Leitung von Nationalrat Choquart aus.¹¹¹

In den beiden kulturpolitisch besonders sensiblen Landesteilen Tessin und Berner Jura liessen einflussreiche Politiker unter dem Eindruck von Landesstreik und Kriegsende die teils schwerwiegenden politischen Konflikte der Kriegszeit ruhen, ihre Grundanliegen waren aber nicht vom Tisch. In der *Repubblica e Cantone del Ticino* begann die Zeit der «Rivendicazioni ticinesi» gegenüber Bundesbern. Im Berner Jura setzte man, zumindest vorübergehend, auf die Karte der Abspaltung vom Kanton Bern. Die Tessiner organisierten zusätzlich an einem gross aufgelegenen «Banchetto pro Intesa» vom 1. Dezember 1918 in Lugano kulturelle und wirtschaftliche Unterstützung vom gleichsprachigen, siegreichen Nachbarstaat Italien.¹¹² Weder bei den selbstbewusst auftretenden Tessinern noch bei den jurassischen Befürwortern eines 23. Kantons wurde jedoch die territoriale Integrität der Schweiz infrage gestellt.

Aus dem Landesstreik, «cette folle entreprise», sollten auch auf nationaler Ebene Lehren gezogen werden. Nach einem Rückblick auf Verantwortungsträger in den Kriegsjahren stelle sich für den jurassischen *Démocrate* die Frage von personellen Umbesetzungen.¹¹³ Eine Woche später bezeichnete das Blatt in einem Leitartikel General Wille und die beiden Bundesräte Edmund Schulthess, Chef des Volkswirtschaftsdepartementes, und Eduard Müller, Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartementes, als «hommes du passé». Schulthess wurde als «grand ami des diplomates allemands» bezeichnet. Unter der Ägide Müller hätten die deutschen Propagandisten freie Hand gehabt: «Ils ont pu insulter tout à leur aise les peuples alliés, tandis que le moindre écart de plume contre les empereurs de Berlin et de Viennes était employablement réprimés.» Unter Müller habe «la propagande bolchéviste et terroriste allemande» florieren können.¹¹⁴ An einer Konferenz vom 1. Dezember 1918 in Lausanne forderten die Vertreter der «principaux journaux romands» im Hinblick auf die Friedenskonferenz eine sofortige Umbildung des Bundesrates. Bei dieser Forderung dächten sie auch an die «Confédérés de la langue italienne».¹¹⁵ Am Mittwoch, dem 11. Dezember 1918, wurde Gustave Ador zum Bundespräsidenten und Giuseppe Motta zum Vizepräsidenten gewählt.¹¹⁶ Der amtierende Vizepräsident Eduard Müller hatte bereits am 3. Dezember 1918 aus gesundheitlichen Gründen auf das Präsidium verzichtet.¹¹⁷ Die Vereinigte Bundversammlung kam der lateinischen Schweiz in wesentlichen Punkten entgegen, und die neue Landesregierung fügte sich besser ins neu zu gestaltende Europa ein.

Nach den Bundesratswahlen erfolgte die Verabschiedung von General Wille, dessen Demission am 25. November 1918 angekündigt worden war. Die Entlassung löste eine lebhafte Debatte aus. Der Bundesrat schlug vor, die Demission dankend zur Kenntnis zu nehmen. Der nationaldemokratische Genfer Nationalrat und Artilleriehauptmann Frédéric-Jules de Rabous, der sich 1916 in der Oberstenaffäre vehement engagiert hatte, wollte dem General den Dank verweigern.¹¹⁸ Wille sei ganz auf Deutschland ausgerichtet gewesen, er habe dessen Methoden übernommen und einen Graben zwischen Armeeführung und Armee aufgerissen. Der sozialistische Waadtländer Nationalrat Charles Naine wollte Wille gegenüber sogar Unzufriedenheit ausdrücken. Der liberal-demokratische Neuenburger Nationalrat Otto A. de Dardel, Redaktor der *Suisse libérale* und Exponent der bürgerlichen Neuenburger Presse,¹¹⁹ wollte sich schliesslich mit einer simplen Höflichkeitsformel begnügen. Der französischen Schweiz gegenüber sei Wille mit Vorurteilen befangen gewesen. Sein Handeln in den ersten Kriegsjahren sei sogar schädlich gewesen. Schliesslich wurde der bundestätliche Vorschlag mit 138 gegen 34 Stimmen angenommen. Neun Parlamentarier enthielten sich der Stimme. Die Abstimmung erfolgte unter Namensaufruf. Die Gegenstimmen sowie die Enthaltungen stammten fast ausschliesslich aus der lateinischen

Schweiz und aus dem sozialistischen Lager. Aus der Sicht der *Neuen Zürcher Zeitung* habe der Nationalratssaal «noch nie ein so betäubendes Schauspiel» geboten.¹²⁰ Noch einmal wurde der Riss zwischen der lateinischen und der deutschen Schweiz sichtbar, noch einmal kam ein informelles lateinisch-sozialistisches Zusammengehen zustande wie 1915/16 bei der Unterschriftensammlung für die Initiative zur Abschaffung der Militärjustiz – eine Konstellation, die sich für lange Zeit nicht mehr ergeben sollte.

Mit dem Zusammenbruch des deutschen Kaiserreichs waren Antigermanismus und Antibolschewismus in der lateinischen Schweiz noch nicht verschwunden, freilich in veränderter politischer Grosswetterlage. Die Deutschen gäben zu, so heisst es im Bellinzoneser freisinnigen *Dovere*, dass sie den Krieg verloren hätten, klammerten sich aber an eine neue Hoffnung. Als diszipliniertes Volk könnten sie in einem durch den Bolschewismus tief erschütterten Europa wieder eine hegemoniale Position erlangen.¹²¹ Die *Gazette de Lausanne* warnte vor einem «nouveau danger». Millionen von deutschen Wehrmännern strömten völlig ungeordnet von der Front zurück. Massen dieser Soldaten versuchten, mit allen Mitteln in die Schweiz zu gelangen und würden dabei von Arbeiter- und Soldatenräten unterstützt. Es bestehe kein Zweifel, dass die Organisatoren des Generalstreiks diese gefährliche Entwicklung freudig begrüsst, um ihren Misserfolg mit allen, auch perfiden Mitteln zu rächen. «L'Union civique qui s'est instantanément formée autour du Conseil fédéral [...] lorsqu'à sonné l'heure du danger se manifesterà avec la même force dans ce nouveau péril. C'est autant plus indispensable qu'au front extérieur que forment les troupes qui veillent aux bords du Rhin, nous serons obligés d'ajouter un front intérieure contre tous les éléments de décomposition sociale qui travaillent chez nous.»¹²² Auch wenn sich die Lage nicht gemäss der Dramatik der Sturmwarnung aus Lausanne entwickelte, so blieben die Ängste vor der politischen Entwicklung jenseits der Nordgrenze in den Nachkriegsjahren bestehen. Der Inhalt des Kampfliedes «Roulez, tambours! Pour couvrir la frontière [...] aux bords du Rhin!» blieb auch nach der Waffenruhe und dem Ende des Landesstreiks aktuell.

Was die vor allem von Intellektuellen und Entente-Propagandisten gepriesene Solidarität der lateinischen Schweiz anbelangt, so erlebte sie in einer im Dezember 1918 vom Pressebüro des italienischen Armeekommandos organisierten Informationsreise für Schweizer Journalisten in die «erlösten» Gebiete des Trentino und in das nordostadriatische Küstengebiet einen vielleicht letzten Höhepunkt. Angeführt wurde die Reisegruppe vom Lausanner Professor Maurice Millioud. Sein wohl renommiertester Reisebegleiter und Freund war Francesco Chiesa, Poet, Direktor des einzigen Liceo im Kanton Tessin, Spiritus Rector der Tessiner Kulturszene und Mitstreiter für den Zusammenhalt der lateinischen Schweiz.¹²³ Chiesa verbreitete die Eindrücke der «Pilgerreise» auf den Spuren

der italienischen «Kriegshelden» in einer Broschüre und in zahlreich besuchten Vorträgen.¹²⁴ Nach Kriegsende bekam der Zusammenhalt zwischen französischer und italienischer Schweiz Risse, vor allem unter dem Eindruck der Zerwürfnisse zwischen den Siegermächten Frankreich und Italien. Innenpolitisch dürften die unterschiedlichen Interessen in der Eisenbahnpolitik, die Rivalitäten zwischen den Anhängern eines Ausbaus der Gotthardlinie oder der Aufrechterhaltung der Achse Delle – Domodossola¹²⁵ bei der Abnahme der in der Kriegszeit gepflegten lateinischen Solidarität mitgespielt haben.

Die langfristige Wirkung des Aufrufs «Serrer les rangs!» des *Journal de Genève* vom 13. November 1918 bestand im Schulterchluss der intransigenten bürgerlichen Kräfte in der französischen und deutschen Schweiz, welche im Kampf gegen alles Sozialistische bereit waren, viele alte Wunden aus der Zeit der sprachlich-politisch-moralischen Grabenkämpfe während des Weltkrieges nicht wieder aufzureissen. Sie leisteten damit einen Beitrag zur Auffüllung des Grabens zwischen den Sprachregionen, trugen aber gleichzeitig zur Vertiefung des Grabens zwischen Bürgertum und sozialistisch organisierter Arbeiterschaft bei.

Anmerkungen

- 1 Die Situation der rätoromanischen Schweiz im November 1918 bedarf wohl noch der systematischen Aufarbeitung und bleibt in diesem Beitrag unberücksichtigt.
- 2 Der Autor dankt André Schluchter und Jan-Friedrich Missfelder für die tatkräftige Unterstützung.
- 3 *Soldaten-Liederbuch für die schweizerische Armee*, Bern 1914, 59 ff.
- 4 *Der Bund*, Nr. 484, Montag, 11. 11. 1918, Extrablatt; *St. Galler Tagblatt*, Nr. 265, Morgenblatt, Montag, 11. 11. 1918, Extrablatt.
- 5 *Journal de Genève*, Nr. 316, Donnerstag, 14. 11. 1918, 3; *Gazette de Lausanne*, Nr. 316, Dienstag, 19. 11. 1918, 1 et 2.
- 6 *Journal de Genève*, Nr. 317, Freitag, 15. 11. 1918.
- 7 Marc de Diesbach, *Sonderbundskrieg und Neuenburger Frage, 1847–1857*, in: *Schweizer Kriegsgeschichte*, hg. im Auftrag des Chefs des Generalstabes, Sprecher von Bernegg, bearb. von Schweizer Historikern unter Leitung von M. Feldmann und H. G. Wirz, Bd. 4, Bern 1923, 73.
- 8 Maurizio Binaghi, «Quelle Neutralité pour la Confédération pendant la Grande Guerre? Le Tessin entre plans offensifs suisses et irrédentisme Italien (1905–1918)», in: Christophe Vuilleumier (éd.), *La Suisse et la Guerre de 1914–1918*, Genève 2015, 591–624, 612 ff.;
- 9 Georg Kreis, *Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918*, Zürich 2014, 206 f.; Cercle d'études historiques de la Société jurassienne d'émulation (éd.), *Nouvelle histoire du Jura*, Porrentruy 1984, 257; Alain Clavien, «Schweizer Intellektuelle und der Grosse Krieg. Ein wortgewaltiges Engagement», in: Roman Rossfeld, Thomas Buomberger, Patrick Kury (Hg.), *14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg*, Baden 2014, 102–123, 108 ff.; Hervé de Weck, Bernard Roten, *Jura et Jura Bernois pendant la Première Guerre mondiale*, Porrentruy 2017, 185 ff.
- 10 Jakob Tanner, *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, München 2015, 129; Kreis, *Insel* (wie Anm. 9), 131 ff.

- 11 Claude Hauser, *L'Aventure du Jura. Culture politique et identité régionale au XX^e siècle*, Lausanne 2004, 21–31. Allgemein Clavien, «Schweizer Intellektuelle und der Grosse Krieg» (wie Anm. 9), 108 ff.; *Nouvelle Histoire du Jura*, 57; Pitch Comment, *Les très riches heures du Jura. Une histoire de rien à maintenant*, Delémont 2019, 69.
- 12 Jann Etter, *Armee und öffentliche Meinung in der Zwischenkriegszeit, 1918–1939*, Bern 1972, 20, und 68 ff.; Sebastian Steiner, «Geist der Rache» oder «Geist der Verständigung». Die Militärjustiz und der Landesstreik», in: Roman Rossfeld, Christian Koller, Brigitte Studer (Hg.), *Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918*, Baden 2018, 154. Die Initiative kam erst am 31. Januar 1921 zur Abstimmung und wurde mit einer Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Ja-Mehrheiten ergaben sich in den Kantonen der lateinischen Schweiz Tessin, Neuenburg und Genf. Vgl. Andreas Thürer, *Der Schweizerische Vaterländische Verband, 1919–1930/31*, Konstanz 2010, 29, 492 f., 750, 1017.
- 13 Vgl. Bruno Cabanes, Anne Duménil (Hg.), *Der Erste Weltkrieg, Eine europäische Katastrophe*, Darmstadt 2013, 273 ff., 374 und 473; Mario Insegni, Giorgio Rochat, *La Grande Guerra*, Bologna 2008, 328 ff.; Mario Insegni, «Italien», in: Gerhard Hirschfeld et al. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Zürich 2003, 192; Miro Simčić, *Die Schlachten am Isonzo*, Graz 2013, 104 f.; Adrian Zimmermann, «Soziale Unrast in Europa infolge des Krieges», in: Bernard Degen, Julia Richers (Hg.), *Zimmerwald und Kiental*, Zürich 2015, 151.
- 14 Julius Braunthal, *Geschichte der Internationale*, Bd. 2, Berlin 1974, 78–80.
- 15 Binaghi, Sala (wie Anm. 8), 199 ff.
- 16 Urs Altermatt (Hg.), *Die Schweizer Bundesräte. Ein biographisches Lexikon*, Zürich, München 1992, 300 ff.
- 17 Cabanes, Duménil (Hg.), *Der Erste Weltkrieg* (wie Anm. 13), 319; Simčić, *Isonzo* (wie Anm. 13), 241 ff.; Hirschfeld et al. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (wie Anm. 13), 406.
- 18 *Le Pays*, Nr. 7048, Montag, 11. 11. 1918.
- 19 *Neue Zürcher Nachrichten*, Nr. 312, Samstag, 16. 11. 1918, 1. Blatt, 2. Seite. Vgl. auch *L'Impartial*, 21. 11. 1918, 3, mit Bezug auf die «Gazette de Turgovie».
- 20 *Journal de Genève*, Nr. 304, Samstag, 2. 11. 1918, 4.
- 21 *L'Impartial*, Nr. 11644, Samstag, 16. 11. 1918, 3.
- 22 Conseil Fédéral, Doc. n° 459, Procès-verbal de la séance du 2. 11. 1918, in: *Documents diplomatiques suisses*, Bd. 6, 821 f.
- 23 G. Wagnière, Doc. 464, in: *Documents diplomatiques suisses*, Bd. 6, 824.
- 24 *Journal de Genève*, Freitag, 8. 11. 1918, 3; Originalfassung vgl. Conseil Fédéral, Doc. n° 462, Procès-verbal de la séance du 2 novembre 1918, in: *Documents diplomatiques suisses*, Bd. 6, 821 f.
- 25 *L'Impartial*, Nr. 11641, Freitag, 8. 11. 1918, 3.
- 26 Willi Gautschi, *Der Landesstreik 1918*, Zürich 1978, 247 ff.
- 27 *Der Bund*, Nr. 484, Montag, 11. 11. 1918, Extrablatt, 1; Stefan Keller, «Der Landesstreik 1918: Sechs Tage im November», in: SGB (Hg.), *100 Jahre Landesstreik. Ursachen, Konfliktfelder, Folgen*, Bern 2017, 14.
- 28 Altermatt (Hg.), *Bundesräte* (wie Anm. 16), 334 f.
- 29 Mauro Cerutti, «Le mouvement ouvrier genevois durant la première guerre mondiale et la grève générale», in: Marc Vuilleumier et al., *La grève générale de 1918 en Suisse*, Genève 1977, 174. Vgl. auch *Journal de Genève*, Nr. 307, 5. 11. 1918; *Journal de Genève*, Sonntag, 3. 11. 1918, 1.
- 30 Cerutti (wie Anm. 29), 175.
- 31 Ebd. Vgl. auch *Journal de Genève*, Nr. 307, 5. 11. 1918.
- 32 Guglielmo Canevascini, *Autobiografia*, Lugano, Bellinzona 1986, 49 f.; Peter Collmer, *Die Schweiz und das Russische Reich 1848–1919. Geschichte einer Verflechtung*, Zürich 2004, 447, 463–467; Julia Richers, «Bern als Zentrum von Geheimdiplomatie, Spionage und Konferenzen», in: Degen, Richers (wie Anm. 13), 71–73.
- 33 Charles Heimberg, «La garde civique genevoise et la grève générale de 1918, un sursaut

- disciplinaire et conservateur», in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 44/3 (1997), 424–435, hier 430.
- 34 Rapport présenté à la première assemblée des Délégués des organisations civiques suisses tenue à Olten le 5 Avril 1919, 1, ediert in Thüerer (wie Anm. 12), 68.
- 35 *Journal de Genève*, Samstag, 9. 11. 1918, 4.
- 36 Thüerer (wie Anm. 12), 116.
- 37 Cerutti (wie Anm. 29), 187 f., 192 ff.
- 38 *Journal de Genève*, Nr. 311, Samstag, 9. 11. 1918, 4.
- 39 Cerutti (wie Anm. 29), 199; Heimberg (wie Anm. 33), 433.
- 40 *Journal de Genève*, Nr. 320, Montag, 18. 11. 1918, 1.
- 41 Zirkularschreiben des SAC-Zentralkomitees in Genf nach dem 7. 11. 1918, SAC-Zentralarchiv, Bürgerbibliothek, Bern.
- 42 Michel Caillat, *L'Entente internationale anticommuniste de Théodore Aubert, 1924–1950*, Lausanne 2016, 51 ff.; Thüerer (wie Anm. 12), 115 ff.
- 43 Numa Graa, *Entre communisme et frontisme, La défense de l'ordre public vaudois, 1932–1939*, Lausanne 2018, 38 ff.; Thüerer (wie Anm. 12), 144 ff.
- 44 Joanna Vanay, «Les gardes civiques de Sierre (1918–1919)», in *Annales valaisannes* 93 (2004), 93–129, 104 ff.; Thüerer (wie Anm. 12), 190 ff.
- 45 In La Chaux-de-Fonds war, so Marc Perrenoud, die NHG/NSE und die von ihr angeregte Union helvétique (UH) die treibende Kraft der Ordnungspolitik. Vgl. Marc Perrenoud, «La vie politique de 1914–1945», in: *Histoire du Pays de Neuchâtel*, Bd. 3: *De 1815 à nos jours*, Hauterive 1989–1993, 66–83, 70 f.; ders., «La Grève générale à la Chaux-de-Fonds», in: *traverse. Zeitschrift für Geschichte* 25/2 (2018), 231–253; ders., «Les effets de la grève générale de de 1918 sur le littoral neuchâtelois», in: *La Revue historique neuchâteloise* 155 (2018), 103–135; Thüerer (wie Anm. 12), 195 ff.; *L'Impartial*, Nr. 11647, Freitag, 15. 11. 1918, 4; *La Suisse libérale*, Nr. 271, Samstag, 16. 11. 1918, 1.
- 46 François Kohler, «La grève générale dans le Jura», in: Vuilleumier et al. (wie Anm. 29), 61–78, hier 73 ff.; Thüerer (wie Anm. 12), 203 ff.
- 47 Thüerer (wie Anm. 12), 188 ff.; *Freiburger Nachrichten*, Nr. 265, Mittwoch, 13. 11. 1928, S. 2; Nr. 266, Donnerstag, 14. 11. 1918, 2 f.; *La Liberté*, Nr. 266, Mittwoch, 13. 11. 1918; Nr. 267, Donnerstag, 14. 11. 1918, 2.
- 48 Thüerer (wie Anm. 12), 204 ff. Vgl. Julien Steiner (éd.), *La grève générale de 1918 à Bienne et dans le Jura bernois* (Intervalles. Revue culturelle du Jura bernois et de Bienne 111), Bienne 2018; *Le Petit Jurassien*, Nr. 270, Samstag, 16. 11. 1918, 4; *Le Petit Jurassien*, Nr. 271, Montag, 18. 11. 1918. Grundlegende Informationen über den Landesgeneralstreik vom November 1918 in der Romandie enthalten Vuilleumier et al. (wie Anm. 29) und Jean-Claude Rennwald et al., *La grève générale de 1918 en Suisse. Histoire et répercussions*, Neuchâtel 2018.
- 49 Thüerer (wie Anm. 12), 36 f.
- 50 Katharina Spindler, *Die Schweiz und der italienische Faschismus (1922–1930). Der Verlauf der diplomatischen Beziehungen und die Beurteilung durch das Bürgertum*, Basel 1976, 159.
- 51 *Bulletin der nationalen Presse*, Nr. 1, Mittwoch, 13. 11. 1918, 2.
- 52 Thüerer (wie Anm. 12), 56–58.
- 53 Ebd., 58 ff.
- 54 Gautschi (wie Anm. 26), 280 ff.
- 55 Pierre Barras, *Novembre 1918. Sur les pas du régiment 7*, Fribourg 1968, 11; *La grande Guerre aux frontières. Le Jura et l'Ajoie durant la Première Guerre mondiale (1914–1918)*, Musée de l'Hôtel-Dieu, Porrentruy, du 28 juin 2014 au 15 mars 2015, Ausstellungskatalog, 56.
- 56 *Bieler Geschichte*, hg. von der Stadt Biel unter der Leitung von David Gaffino und Reto Lindegger, Bd. 2: *1815 bis heute*, Baden 2013, 791.
- 57 Erich Gysling, Mario König, Michael T. Ganz, *1945 – Die Schweiz im Friedensjahr*, Zürich 1995, 55.
- 58 *La Suisse Libérale*, Nr. 271, Samstag, 16. 11. 1918, 1.

- 59 Eingehend dargestellt werden die Tessiner Verhältnisse in folgenden Beiträgen: Gabriele Rossi, «Point de Grève générale au Tessin? Les raisons d'un échec partiel», *traverse. Zeitschrift für Geschichte/Revue d'histoire* 25/2 (2018), 275–292; Gabriele Rossi, «Guglielmo Canevascini», in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/003499/2003-08-28> (3. 5. 2020); Andreas Thürer, «Das Tessin zwischen Siegesfeiern und Generalstreik im November 1918», in: Rossfeld et al. (wie Anm. 12), 336–362; Orazio Marinetti, Gabriele Rossi, Rosario Talario, *Ribellarsi per avanzare. Lo sciopero generale del 1918 in Svizzera e in Ticino*, Bellinzona 2019; Andreas Thürer, «1918, il Ticino alla fine della Guerra», *Archivio Storico Ticinese* 166 (2019), 26–55.
- 60 Insegni, Rochat (wie Anm. 13), 475.
- 61 Mario Agliati, *La storia del «Corriere del Ticino»*, Muzzano 2003, Bd. 1, 702 f.
- 62 *Corriere del Ticino*, Nr. 253, Montag, 4. 11. 1918, 1.
- 63 Agliati (wie Anm. 61), 704 f.; *Gazzetta Ticinese*, Nr. 254, Dienstag, 5. 11. 1918, 3; Enrico Conci, «Ricordi Viaggio Svizzera», *Rivista d'Italia*, 15. 9. 1922, 48.
- 64 *Gazzetta Ticinese*, Nr. 259, Montag, 11. 11. 1918, 2; *Gazzetta Ticinese*, Nr. 260, Dienstag, 12. 11. 1918.
- 65 *Gazzetta Ticinese*, Nr. 260, Dienstag, 12. 11. 1918.
- 66 Marco Antonini, «Reminiscenze». *Circolo degli Ufficiali di Lugano*, Nr. 6, 1. 11. 1928, 119 ff.
- 67 Cerutti (wie Anm. 29), 178 ff.; *Journal de Genève*, Nr. 315, Mittwoch, 13. 11. 1918, 4.
- 68 *Le Démocrate*, Nr. 264, Montag, 11. 11. 1918, 1.
- 69 *Le Pays*, Nr. 7049, Dienstag, 12. 11. 1918.
- 70 *Le Démocrate*, Nr. 265, Dienstag, 12. 11. 1918, 2.
- 71 *Le Pays*, Nr. 7049, Dienstag, 12. 11. 1918; *Le Démocrate*, Nr. 267, Donnerstag, 14. 11. 1918, 2 f.
- 72 *Le Petit Jurassien*, Nr. 269, Freitag, 15. 11. 1918, 3; *Le Pays*, Nr. 7051, Freitag, 15. 11. 1918, 3.
- 73 *Le Démocrate*, Nr. 267, Donnerstag, 14. 11. 1918, 2 et 3; *Le Démocrate*, Nr. 268, Freitag, 15. 11. 1918, 2 f.
- 74 *Le Démocrate*, Nr. 266, Mittwoch, 13. 11. 1918, 2; *Le Petit Jurassien*, Nr. 267, Mittwoch, 13. 11. 1918; *Le Pays*, Nr. 7052, Samstag, 16. 11. 1918, 2.
- 75 *Le Démocrate*, Nr. 266, Mittwoch, 13. 11. 1918, 1 f.
- 76 *Le Démocrate*, Nr. 270, Montag, 18. 11. 1918, 3; *Le Petit Jurassien*, Nr. 271, Montag, 18. 11. 1918, 2; *Le Pays*, Nr. 7053, Montag, 18. 11. 1918, 3. Zwei Wochen später kam es zu einer erneuten Fraternisierung, diesmal am Doubs. Am 1. Dezember 1918 haben mehr als 300 Personen aus Saint-Ursanne bei La Motte, etwa acht Kilometer flussaufwärts auf der französischen Seite der Grenze, an einer Tanzvorführung marokkanischer Truppen teilgenommen. Die jurassischen Gäste hätten einen Ehrenwein offeriert. *Le Démocrate*, Nr. 283, Dienstag, 3. 12. 1918, 4.
- 77 *Le Petit Jurassien*, Nr. 269, Freitag, 15. 11. 1918, 1 et 3; *Le Petit Jurassien*, Nr. 270, Samstag, 16. 11. 1918, 3 et 4; Edith Hiltbrunner, *Generalstreik 1918 in der Region Grenchen-Solothurn*, Fribourg 2012, 106 ff.
- 78 *Le Petit Jurassien*, Nr. 271, Montag, 18. 11. 1918, 2.
- 79 Der «complot de Zurich» ist in der bürgerlichen Presse der Romandie der gängige Begriff für die Vorgänge rund um den Landesstreik (Beispiel: *Le Démocrate*, Nr. 265, Dienstag, 12. 11. 1918).
- 80 *Le Petit Jurassien*, Nr. 280, Donnerstag, 28. 11. 1918, 2 f.; *Le Petit Jurassien*, Nr. 285, Mittwoch, 4. 12. 1918, 2. Das «nouveau collège» entspricht wohl dem heutigen «collège primaire», das «ancien collège» dem heutigen «Hôtel de ville» (*Balade à Moutier*. Jura Bernois Tourisme, 2018, 13, 15).
- 81 *Le Démocrate*, Nr. 270, Montag, 18. 11. 1918, 3.
- 82 *Le Démocrate*, Nr. 270, Montag, 18. 11. 1918, 3; *L'Impartial*, Nr. 11645, Montag, 18. 11. 1918, 3.

- 83 *Le Démocrate*, Nr. 283, Dienstag, 3. 12. 1918, 4; *Le Démocrate*, Nr. 284, Mittwoch, 4. 12. 1918, 3; *Le Pays*, Nr. 7064, Dienstag, 3. 12. 1918, 2; *Le Pays*, Nr. 7065, Donnerstag, 5. 12. 1918, 3. Ähnliche Sympathiekundgebungen erlebten italienische Kriegsgefangene im Tessin, welche ab dem 9. November 1918 in Extrazügen von der österreichischen Grenze über den Gotthard und Chiasso nach Italien zurückreisten. Vgl. Thürer, «Ticino alla fine della Guerra» (wie Anm. 59), 35 f.
- 84 *Le Démocrate*, Nr. 293, Samstag, 14. 12. 1918, 3.
- 85 Barras, *Novembre 1918*, (wie Anm. 55), 31.
- 86 *L'Impartial*, Nr. 11642, Montag, 11. 11. 1918, 1 (Lettre de Berne, 10. 11. 1918).
- 87 Barras, *Novembre 1918* (wie Anm. 55), 36 f.; Gautschi, *Landesstreik* (wie Anm. 26), 302 ff.
- 88 *Journal de Genève*, Nr. 315, Mittwoch, 13. 11. 1918, 1.
- 89 Gautschi, *Landesstreik* (wie Anm. 26), 219 f.
- 90 Angelica Balabanoff, *Erinnerungen und Erlebnisse*, Berlin 1927, 196 ff.
- 91 Gautschi, *Landesstreik* (wie Anm. 26), 299, 324; *L'Impartial*, Nr. 11647, Freitag, 15. 11. 1918, 4.
- 92 *Corriere del Ticino*, Nr. 266, lunedì, 18. 11. 1918. Vgl. Thürer, «Ticino alla fine della Guerra» (wie Anm. 59), 34 f.
- 93 Gautschi, *Landesstreik* (wie Anm. 26), 352 f.; Barras, *Novembre 1918* (wie Anm. 55), 71.
- 94 Hiltbrunner, *Generalstreik* (wie Anm. 77), 120 f.
- 95 *L'Impartial*, Nr. 1164, Samstag, 16. 11. 1918, 4.
- 96 *Journal de Genève*, Nr. 325, Samstag, 23. 11. 1918, 4; Antonini, *Reminiscenze* (wie Anm. 64), 122; *Gazzetta Ticinese*, 23. 11. 1918.
- 97 Antonini, *Reminiscenze* (wie Anm. 66), 122 f.
- 98 *L'Impartial*, Nr. 1164, Samstag, 16. 11. 1918, 4.
- 99 *Le Démocrate*, Nr. 276, Montag, 25. 11. 1918.
- 100 *Le Démocrate*, Nr. 270, Montag, 18. 11. 1918, 1.
- 101 *Gazzetta Ticinese*, Nr. 265, lunedì 18. 11. 1918, 2.
- 102 *Processi verbali del Gran Consiglio della Repubblica e Cantone del Ticino*, 1918, 229–234; *Gazzetta Ticinese*, Nr. 272, martedì, 26. 11. 1918; *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1563, Abendblatt, 27. 11. 1918.
- 103 Paul Otto Bessire, *Histoire du Jura Bernois et de l'ancien Evêché de Bâle*, Porrentruy 1935, 402; de Weck, Roten, *Jura et Jura Bernois* (wie Anm. 9), 290 ff.
- 104 Von der ähnlichen Grundhaltung getragen war auch das Rundschreiben des Präfekten Choquart an die Gemeinden zur Demobilmachung. Während der Grenzbesetzung hätten die zivilen Behörden und die Bevölkerung in allen Gemeinden beste Beziehungen mit der Truppe unterhalten. «Oublions les quelques difficultés qui ont pu se produire ici et là.» (*Le Démocrate*, Mittwoch, 26. 11. 1918) Ein paar Tage später sollte Choquart an der Spitze der Bewegung zur Bildung des «Parti des Parti National Jurassien» stehen.
- 105 Erich Gruner, *Die schweizerische Bundesversammlung 1848–1920*, Bd. 1: *Biographien*, Bern 1966, 113 f., 155; *Jahrbuch der Eidgenössischen Räte*, 1920, 111, 117.
- 106 *Le Pays*, Nr. 7051, Freitag, 15. 11. 1918, 3; *Le Pays*, Nr. 7053, Montag, 18. 11. 1918, 3; *Le Démocrate*, Nr. 270, Montag, 18. 11. 1919, 1–3; *Le Démocrate*, Nr. 265, Dienstag, 12. 11. 1918: Hintergrund des Berichtes Auseinandersetzung zwischen Hans Sulzer und Bundesrat Schulthess; Florian Weber, *Die Amerikanische Verheissung, Schweizer Aussenpolitik im Wirtschaftskrieg 1917/18*, Zürich 2016, 65 ff., 71.
- 107 *Le Pays*, Nr. 7060, Donnerstag, 28. 11. 1918, 3.
- 108 *Le Pays*, Nr. 7059, Dienstag, 26. 11. 1918, 1.
- 109 *Le Pays*, Nr. 7058, Montag, 25. 11. 1918, 1.
- 110 Gruner, *Bundesversammlung* (wie Anm. 105), 190 ff. 1919 bekam der Berner Jura einen Ständeratssitz, welcher vom radikaldemokratischen Advokaten Paul Chamillot aus Saint-Imier besetzt wurde, der im Wirtschafts- und Vereinsleben gut verankert war und 1912 das jurassische Infanterieregiment 9 kommandierte. Vgl. Gruner, *Bundesversammlung* (wie Anm. 105), 154.

- Der zweite Ständeratssitz ging 1919 an Carl Moser, BGB. (*Jahrbuch der Eidgenössischen Räte*, 1920, 41 f.). Die Wahl des Jurassiers dürfte gewiss zur Entspannung der Jurafrage beigetragen haben.
- 111 *Le Démocrate*, Donnerstag, 28. 11. 1918; *Le Pays*, Nr. 7060, Donnerstag, 28. 11. 1918; *Le Petit Jurassien*, Nr. 251, Freitag, 29. 11. 1918; *Le Petit Jurassien*, Nr. 288, Samstag, 7. 12. 1918, 2 f.; *Le Jura Bernois*, Montag, 9. 12. 1918.
- 112 Thürer, «Ticino alla fine della Guerra» (wie Anm. 59), 26 ff.
- 113 *Le Démocrate*, Nr. 270, Montag, 18. 11. 1918, 1.
- 114 *Le Démocrate*, Nr. 276, Montag, 25. 11. 1918, 1.
- 115 *Le Démocrate*, Nr. 283, Montag, 3. 12. 1918, 3.
- 116 *Le Démocrate*, Nr. 291, Donnerstag, 12. 12. 1918, 2. Edmund Schulthess wurde wiedergewählt und Eduard Müller starb ein Jahr später im Amt. Vgl. Urs Altermatt, *Das Bundesratslexikon*, Zürich 2019, 216, 275.
- 117 *Le Démocrate*, Nr. 283, Dienstag, 3. 12. 1918, 4.
- 118 Gruner, *Bundesversammlung* (wie Anm. 105), 941 f.
- 119 Ebd., 893; *Jahrbuch der Eidgenössischen Räte*, 1920, 266.
- 120 *Le Démocrate*, Nr. 291, Donnerstag, 12. 12. 1918, 2; *Le Petit jurassien*, Nr. 292, Donnerstag, 12. 12. 1918, 2; *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1645, Donnerstag, 12. 12. 1918, Erstes Morgenblatt, 1.
- 121 *Il Dovere*, 16. 11. 1918, in: *Gazzetta Ticinese*, Nr. 266, 19. 11. 1918.
- 122 *Gazette de Lausanne*, in: *Le Petit Jurassien*, Nr. 272, Dienstag, 19. 11. 1918, 2; *Le Pays*, Nr. 7053, Montag, 18. 11. 1918, 1.
- 123 Gegen Schluss der Reise besuchten die italophilen Reisenden Fiume, das heutige kroatische Rijeka, europäische Kulturhauptstadt 2020. Die italienischsprachige Bevölkerung der vom entstehenden Jugoslawien und von Italien beanspruchten Stadt hiess die Schweizer Gäste herzlich willkommen und bat sie, sich für den Anschluss Fiumes an Italien einzusetzen.
- 124 Thürer, «Ticino alla fine della Guerra» (wie Anm. 59), 49 ff.; *Gazzetta Ticinese*, Nr. 297, 27. 12. 1918, 4; *Basler Nachrichten*, Nr. 21, 14. 1. 1919, Beilage.
- 125 *Le Démocrate*, Nr. 272, Mittwoch, 20. 11. 1918, 1.

Faut-il brûler l'histoire des émotions?

Dolores Martín Moruno

Au vu de l'explosion des travaux à laquelle nous avons assisté ces dernières décennies, l'histoire des émotions ne devrait plus faire l'objet de remise en question, puisqu'elle s'est constituée en tant que champ de recherche autonome dans les plus prestigieux centres au niveau international.¹ Entre autres, les publications de Carol et Peter Stearns, William Reddy et Barbara Rosenwein dans le milieu anglophone, de Damien Boquet, Piroska Nagy et Sophie Wahnich dans le monde francophone et celles d'Ute Frevert, Bettina Hitzer et Jan Pampfler du côté germanique, ont prouvé que les émotions ne peuvent pas être considérées *ante litteram* comme des phénomènes naturels universels, voire immuables, car elles ont été au cœur de la fabrique de l'histoire en provoquant des changements politiques majeurs comme, par exemple, la Révolution française.²

Le terme même «d'émotion» est une découverte scientifique de la psychologie et de la biologie de la seconde moitié du XIX^e siècle, adoptée par les historien·ne·s en tant que convention pour analyser dans toute sa complexité la déclinaison de l'affectivité, avec l'aide des théories théologiques, philosophiques et médicales propres à chaque époque.³ Ainsi, l'expression changeante des humeurs, des passions de l'âme et des sentiments n'impliquerait pas seulement des différences lexicales, mais le vécu d'une expérience radicalement autre en montrant la contingence de ce que signifie se sentir un véritable être humain.⁴ Cette distance entre les sociétés du passé et celles du présent ne serait pas marquée par un contrôle graduel des émotions définissant le processus de civilisation, comme l'avait préconisé Norbert Elias.⁵ Loin de s'être opposées à la capacité rationnelle, les émotions se sont manifestées au cours du temps en accord avec les codes et les normes renforcés par les institutions de différentes sociétés. Au-delà de constituer une propriété du moi révélant ce qu'il y a de plus intime chez nous, elles ont une dimension éminemment sociale parce que l'on apprend à sentir en interagissant avec les autres, c'est-à-dire en intériorisant des formes collectives d'expression de la joie, de la peur ou de la douleur.

Malgré les efforts réalisés depuis les années 1980, l'histoire des émotions reste encore marginale dans la recherche menée en Suisse.⁶ Parmi les rares productions helvétiques figure le dossier thématique paru dans la revue *traverse* en

2007, où Marietta Meier et Daniela Saxer plaidaient pour «une pragmatique des émotions».⁷ Observant «les sentiments [...] comme un élément de l'action et de l'interprétation sociale», elles brisaient l'affiliation initiale de l'histoire des émotions avec le projet conçu par Lucien Febvre en 1943. Même si l'histoire des sensibilités garde une influence incontestable, la génération actuelle ne se contente pas de comprendre l'étude de «la vie affective d'autrefois» comme une analyse des représentations collectives que les sociétés avaient forgées sur leur manière de sentir, en produisant des documents moraux, artistiques ou littéraires.⁸ Plutôt que d'écrire une histoire intellectuelle de ce que Febvre regardait encore comme un aspect irrationnel de l'être humain, il s'agirait d'envisager ce que les émotions sont capables de faire en se concentrant sur les pratiques que les actrices et les acteurs individuels et collectifs ont mobilisées dans un contexte socioculturel précis.

Cette approche est devenue l'une des plus fécondes pour déchiffrer des émotions dans l'histoire, comme le montrent les travaux de collègues comme Fay Bound Alberti, Monique Scheer et Jo Labanyi s'inspirant du concept d'*habitus* proposé par Pierre Bourdieu.⁹ En outre, cette pragmatique des émotions est devenue le cadre théorique où j'ai situé mes dernières publications, ainsi que mon projet en cours: «Ces femmes qui ont fait l'humanitaire: une histoire genrée de la compassion de la Guerre franco-prussienne à la Seconde Guerre mondiale».¹⁰ Néanmoins, j'ai constaté que cette approche comporte quelques limites méthodologiques et épistémologiques, qui pourraient expliquer l'accueil peu enthousiaste de l'histoire des émotions en Suisse, dont l'analyse pourrait être utile pour renforcer son ancrage institutionnel. Dans ce sens, cette réflexion est issue de ma propre expérience en tant qu'historienne travaillant à la Faculté de médecine de l'Université de Genève et également comme membre associée de l'Institut des études genre. J'assume, donc, qu'elle soit le résultat d'une «perspective partiellement située» cherchant à répondre à des questions adressées tant par des collègues que par des étudiant·e·s, quand j'ai défendu les vertus de l'histoire des femmes et celle du genre pour repenser l'histoire des émotions, ainsi que pour constituer, analyser et interpréter des archives permettant de recenser la voix de celles et ceux qui n'ont pas été représenté·e·s au passé.¹¹

Où se trouvent ces archives qui préservent les sentiments de ces groupes négligés? Quelles sont les sources les plus appropriées pour ausculter ces émotions qui ont donné de la couleur à l'existence de nos ancêtres? Pouvons-nous véritablement réaliser une autopsie de ces personnes, qui sont déjà mortes, pour analyser leurs expériences dans le laboratoire historique? Quelles méthodes l'histoire des émotions a-t-elle développées et comment peuvent-elles être utiles pour la recherche féministe? A-t-elle atteint ses objectifs initiaux, en se consolidant véritablement dans un champ d'étude interdisciplinaire en étroite dialogue avec les

sciences sociales, humaines et naturelles, ou vaut-il mieux brûler toute la littérature qu'elle a produite, car elle serait simplement le résultat «d'un dérèglement de l'imagination»?¹²

En me faisant l'écho de ces interrogations, mon propos ici est d'établir un espace commun de discussion tant à l'intérieur de la discipline historique, qu'au-delà de ses frontières avec «nos voisins»: les psychologues, les philosophes, les médecins, les critiques littéraires, les sociologues et les politologues.¹³ L'objectif serait, ainsi, de mesurer les obstacles qui ont empêché l'histoire des émotions de devenir une partie intégrante de l'histoire générale ainsi que d'entretenir des échanges plus fertiles avec l'ensemble des sciences affectives en Suisse. Le but de cet exercice est de débattre des plus récents développements qui ont lieu au niveau international, afin de repenser l'histoire des émotions et de les amener vers un nouvel horizon qui s'annonce très prometteur: celui de l'histoire de l'expérience. Mais avant d'explorer ces nouvelles possibilités, j'aimerais tout d'abord réaliser un parcours réflexif de l'histoire des émotions à la lumière de la recherche féministe, terrain où la thématique des émotions a soulevé un intérêt très vif.

Une généalogie féministe de l'histoire des émotions

Bien avant l'apparition de l'histoire des émotions, les activistes féministes se sont tournées vers l'examen de leurs propres sentiments. La devise popularisée par Carol Hanisch dans les années 1970, «le personnel est politique», plaçait le for intérieur sur un champ de bataille où se disputaient des enjeux plus larges montrant les inégalités sociales entre les sexes.¹⁴ L'oppression vécue par les femmes justifiait, ainsi, la tâche d'écrire leur histoire, afin qu'elles puissent devenir des actrices qui maîtrisent leur passé et par conséquent leur présent, songeant aussi à changer leur futur dans le cadre d'un projet libérateur. Ces «silences de l'histoire» renvoyaient souvent à l'absence d'archives ayant protégés leurs voix: un constat qui dévoile les formes idéologiques opérant dans la sélection de ce qui mérite d'être préservé.¹⁵ Les solutions préconisées visent notamment à compléter les archives officielles par l'étude de sources à mi-chemin entre la sphère privée et la sphère publique qu'on appelle «ego-documents». Il s'agit de journaux, de lettres, de dessins ou encore de photographies et de films qui permettent «de générer d'autres archives qui rendent possible de se rapprocher de l'univers des émotions à partir d'expériences de groupes subalternes».¹⁶

Même si ces matériaux ont été fondamentaux pour dynamiser le projet de l'histoire des femmes, leur interprétation restait problématique d'après l'œuvre de Joan W. Scott. Dès les années 1990, Scott a précisé la nécessité d'historiciser la

notion «d'expérience», car son utilisation en tant «que preuve» pour étudier ces minorités, naturalisait la différence sexuelle combattue à l'origine par le féminisme.¹⁷ Au-delà de la vision essentialiste que l'histoire des femmes avait apportée sur leur vécu, la catégorie du genre, en intersection avec celles de classe et de race, ouvrait une voie pour déconstruire l'identité sexuelle à la lumière des rapports de pouvoir encouragés par les institutions.¹⁸

Il n'est pas étonnant que l'émotion ait été introduite dans la recherche historique émulant la catégorie du genre proposée par Scott parce qu'elle ambitionnait également «d'intégrer l'histoire intellectuelle, politique et sociale» de telle manière que ses méthodes puissent devenir «la propriété de l'histoire générale».¹⁹ Par ailleurs, Barbara Rosenwein a revendiqué ses effets salutaires pour dévoiler les constructions genrées des émotions.²⁰ Fréquemment contextualisée dans la sphère privée, la féminité aurait été caractérisée par l'expression d'une affectivité plus exacerbée, qui se serait opposée à une masculinité installée du côté rationnel.²¹ Néanmoins, comme nous rappelle Rosenwein, ce stéréotype si fréquent dans la recherche psychologique contemporaine n'a pas structuré les relations affectives au cours de l'histoire, ainsi qu'il est loin de décrire toute leur complexité au présent par rapport à la catégorie du genre.²² Par exemple, Damien Boquet et Didier Lett ont constaté après l'étude «d'une multiplicité de sources à travers les siècles» que «les hommes ont autant pleuré que les femmes» et que, de plus, ils «ont pleuré virilement».²³ S'inspirant des travaux de Rosenwein, ces deux chercheurs ont récemment recommandé les «communautés émotionnelles» comme l'une des méthodes qui se marient le mieux avec le genre, parce qu'elle permet de réaliser une étude historique de «la fluidité des émotions entre les sexes»²⁴ au sein «des groupes dans lesquels les gens [...] valorisent ou dévalorisent les mêmes émotions ou constellations d'émotions».²⁵

Bien que les «communautés émotionnelles» présentent des avantages «pour rompre avec une approche identitaire du genre», cette méthode n'a pas été l'unique voie proposée en dialogue avec la recherche féministe pour appréhender la création des identités sexuelles comme une négociation permanente avec les discours normatifs de la société.²⁶ Suivant la théorie de la performativité de Judith Butler, des historiennes comme Caroline Braunmühl, Katie Barclay, ainsi que Beatriz Pichel et moi-même, avons examiné respectivement la capacité des émotions pour construire et (dé)construire des corps tant au sens physique que plus métaphorique du terme, quand il s'agit d'examiner des collectivités.²⁷ Cette approche performative de l'histoire des émotions n'est pas exclusivement conçue comme un développement de l'histoire du corps telle qu'elle avait été introduite pendant les années 1980 par des historiens de la médecine comme Roy Porter, mais comme le résultat d'un engagement féministe avec une vision matérialiste qui défie les limites ontologiques entre l'humain et ce qui l'entoure.²⁸

Enfin, d'autres historiennes des femmes et du genre, comme Laura Lee Downs, ont plutôt suggéré l'utilisation de la notion de subjectivité en tant que réalité fluctuante émergeant des rapports entre l'individu et la société pour analyser «ses aspects matériels et corporels», ainsi que le rôle des émotions dans la conformation de l'expérience affective des «gens ordinaires».²⁹

À l'origine de cette initiative se trouvait la critique que Downs avait adressée à la thèse formulée par Scott selon laquelle l'expérience – y compris les émotions – ne serait qu'un phénomène discursif produit socioculturellement.³⁰ Depuis le positionnement poststructuraliste de Scott, l'authenticité de ressentir ses propres émotions devenait une illusion, étant donné que la subjectivité ne serait qu'une porte-parole de la collectivité reproduisant les structures de domination de la société.³¹ Néanmoins, le fait que les émotions soient le résultat d'une construction socioculturelle ne constitue pas davantage une preuve pour contester le vécu des acteurs, en leur refusant toute capacité d'agir. En syntonie avec des historiennes comme Lyndal Roper, Downs a conclu que ce sont précisément les limites du tournant linguistique qui expliquent l'intérêt récent pour la subjectivité et les émotions.³² Parmi les contributions les plus remarquables de ce virage se trouve l'histoire des masculinités de Michael Roper visant à examiner l'expérience de soldats de la Première Guerre mondiale au travers des lettres qu'ils échangeaient avec leurs familles.³³

Après l'ère postmoderne, les ego-documents sont ainsi revenus en force pour étudier l'affectivité dans ses aspects les plus corporels, car ces sources ne constituent que l'expression matérielle de l'expérience tissée de manière réflexive par les acteurs eux-mêmes.³⁴ Cette dimension matérielle des émotions a conduit des chercheuses féministes comme Rosa Medina Doménech et María Rosón à analyser les «résistances émotionnelles» qu'ont exercées les femmes face aux idéologies dominantes du genre pendant la dictature franquiste; des tactiques pour réinventer leur vie quotidienne créant des micro-espaces de liberté face à la logique totalitaire du système.³⁵ Sous cette optique, des objets anodins comme des albums photographiques personnels sont susceptibles de constituer «des archives des sentiments» répertoriant la mémoire de ces minorités.³⁶

Cette révision historiographique des débats qui ont animé l'histoire des femmes et celle du genre révèle jusqu'à quel point elles sont devenues une sorte de miroir pour l'histoire des émotions, en se nourrissant de leurs questionnements et de leurs développements. Contrairement à ces domaines de recherche, l'histoire des émotions reste encore une sous-discipline dont la pratique n'a pas été répandue, ni parmi la communauté d'historien·ne·s, ni dans la science en général en Suisse. Ces réticences répondent, tout d'abord, aux difficultés dérivées de la dénomination de son propre sujet d'étude.³⁷ Même si le terme d'«émotion» est conçu comme un métaconcept, son usage ne rend pas justice à la multiplicité

des mots et, donc, des expériences qui ont évolué dans des univers culturels différents comme les sentiments en français, les *feelings* en anglais, *die Gefühle* en allemand, *las emociones* dans la recherche hispanophone et, encore bien d'autres, qui ne se contextualisent pas en Occident. Ensuite, la prolifération des méthodes – des communautés, des régimes, des styles ou des pratiques émotionnelles – n'a pas facilité l'acceptation de l'histoire des émotions parmi les néophytes qui s'aventurent dans un champ de recherche, lequel est fréquemment regardé comme excessivement théorique et périlleux.

De plus, la proximité du terme «émotion» avec la notion utilisée par la psychologie évolutionniste a impliqué des obstacles épistémologiques, parce qu'elle a façonné l'affectivité d'une manière fixiste.³⁸ Or, par l'intermédiaire de l'analyse des contextes sociaux, culturels et politiques, on tente justement de démontrer la capacité de l'être humain à changer sa propre histoire. La décision de choisir le terme «émotion» n'a pas non plus aidé à établir des collaborations interdisciplinaires avec nos voisins, notamment avec les psychologues, les neuroscientifiques, les biologistes et les médecins, car nous leur avons donné l'impression que l'objectif de notre recherche était de nous approprier la leur. Certes, nous avons passé beaucoup plus de temps à discuter ce qu'étaient les émotions qu'à établir un débat constructif avec eux, en argumentant la nécessité d'apporter un regard critique sur le passé qui puisse enrichir la vision détenue par les sciences affectives au présent.

Faut-il donc brûler l'histoire des émotions? Certainement pas, car elle a apporté des contributions inestimables pour mieux cerner son sujet d'étude. Néanmoins, si l'on pousse à l'extrême ces formulations critiques, il faudrait exorciser toute notion présentiste de son domaine de recherche et admettre que l'on n'étudie point les émotions, mais comment la vie était ressentie autrefois.³⁹ En essayant d'imaginer des nouveaux mondes possibles où ancrer solidement ce projet, certaines voix se sont élevées pour défendre l'idée de naviguer vers une histoire de l'expérience.

Vers une histoire de l'expérience

Même si Joan W. Scott avait essayé de bannir du panorama historiographique cette réalité linguistique douteuse faisant preuve d'une autorité autoréférentielle, la notion d'expérience semble avoir résisté aux objections du poststructuralisme augurant que l'unique expérience légitime du sujet serait de vivre sa propre déconstruction face aux systèmes idéologiques donnés.⁴⁰ Loin d'apparaître comme un simple débris du postmodernisme, elle est devenue la pierre angulaire du projet lancé par l'*Academy of Finland – Centre of Excellence in the History of Ex-*

periences en 2018.⁴¹ Parmi ses membres, Rob Boddice a proposé d'incorporer l'histoire des émotions dans le cadre plus ample d'une histoire de l'expérience dont l'objectif ultime serait de comprendre l'être humain d'une manière holistique en tant «qu'artéfact bio-culturel» qui a fait preuve d'une étonnante plasticité au cours du temps et dans l'espace en s'adaptant à des circonstances variées.⁴²

En effet, l'histoire de l'expérience permet d'éviter plusieurs obstacles auxquels l'histoire des émotions a dû faire face dès ses origines, en commençant par la clarification de son objet d'étude, car ce terme ne renforce pas des distinctions anachroniques entre les émotions, d'autres types de phénomènes relevant de l'ordre sensoriel et de la capacité rationnelle. Elle pourrait également résoudre ce que Carol et Peter Stearns avaient déjà remarqué comme l'une des frustrations initiales de l'histoire des émotions, alors qu'ils comprenaient son objectif comme l'étude des normes collectives qui gouvernent leur expression; ce qu'ils distinguaient de l'analyse de l'expérience dont la tâche semblait être presque irréalisable.⁴³ En déplaçant la focale sur les émotions exprimées par les groupes sociaux vers l'expérience formulée dans le cadre des subjectivités, il devient possible d'examiner les résistances affectives des actrices et des acteurs envers les prescriptions normatives provenant des régimes émotionnels.⁴⁴ L'importance de cette prise de position est que l'on accorde à l'individu la possibilité de s'opposer à ceux qui détiennent le pouvoir et décident, donc, comment on doit se sentir; ce que William Reddy avait déjà articulé avec l'aide de l'expression de «refuges émotionnels».⁴⁵ Sans oublier la critique de Scott envers les formes idéologiques qui se cachent derrière la voix de l'expérience, cette notion ne peut être exclusivement comprise comme «l'imposition d'un système économique» ou «d'une structure politique». Comme Lynn Hunt l'a récemment revendiqué: «[...] elle doit être apprise, vécue, incarnée et ressentie par les individus eux-mêmes.»⁴⁶

L'histoire de l'expérience permet ainsi de réaliser «une micro-analyse des situations», telle que proposée par Daniela Saxer dans la revue *traverse*, pour identifier des nuances affectives que nous ne sommes plus capables de reconnaître aujourd'hui.⁴⁷ Cette approche s'est révélée également très efficace pour déconstruire ces conceptions genrées des émotions qui sont au cœur de mon projet; en particulier, le topos de l'amour maternel selon lequel ont été représentées ces femmes humanitaires. Loin d'une image héroïque et essentialiste, une analyse de leurs lettres, journaux, dessins et photographies permet de détecter comment la compassion, le sentiment qui représente l'image officielle des organisations, entre souvent en conflit avec d'autres expériences affectives comme le stress, la colère ou l'indignation que ces volontaires ont dû surmonter sur le théâtre des opérations humanitaires.⁴⁸ L'accent porté sur l'expérience rend possible le fait d'interpréter leur vécu comme une sorte de «voyage» au cours duquel leurs

subjectivités se sont conformées en complicité avec les idéologies du genre, de classe ou de race inscrites au cœur du projet humanitaire et, en même temps, d'identifier leurs résistances envers la politique internationale.⁴⁹

En faisant écho aux inquiétudes de la société à propos de la crise actuelle des réfugiés, l'un des terrains de recherche se profilant comme le plus fertile pour appliquer cette histoire de l'expérience est l'humanitaire. Cette histoire de l'expérience humanitaire permettra d'analyser d'une manière critique les leçons apprises par les générations précédentes qui ont dû répondre aux nécessités des populations forcées de se déplacer, soit à cause d'une guerre ou de catastrophes naturelles. L'orientation féministe reste incontournable afin de s'embarquer dans cette nouvelle aventure, non seulement pour mettre en lumière l'action des femmes humanitaires, mais aussi pour libérer les acteurs masculins des stéréotypes du genre qui les ont également opprimés. En outre, cibler l'expérience permet de rester vigilants envers les inégalités impliquées par la compassion; une émotion dont le rang d'action rend visible la souffrance de certains groupes de personnes mais ignore la douleur d'autres.⁵⁰ Provenant de l'Occident, la compassion humanitaire est loin d'être neutre, car elle a révélé historiquement une «politique de la douleur» dont la dimension coloniale est perceptible dès les origines de ce mouvement.⁵¹

En conclusion, je conçois l'histoire de l'expérience comme l'occasion de nouer de nouvelles alliances avec nos voisins, car son but serait de tirer des leçons des actrices et des acteurs humanitaires pour en informer les spécialistes qui travaillent en laboratoire, à l'hôpital ou sur le terrain. Elle pourrait combler le manque d'interdisciplinarité qui a caractérisé l'histoire des émotions en Suisse; un espace géopolitique plurilinguistique qui pourrait bénéficier d'une formulation plus consensuelle, s'ouvrant à la recherche conduite au niveau international. Si nous sommes vraiment capables d'apprendre de l'expérience passée, nous, les historien-ne-s, sommes censé-e-s créer cet espace de partage afin d'examiner de plus près les résultats de travaux de nos collègues. C'est avec cet espoir, une émotion dont l'être humain a besoin pour se projeter dans le futur, que je lance cet appel pour débattre des possibilités de cette histoire de l'expérience en Suisse.⁵²

Notes

- 1 Des centres, des projets et des associations consacrés à l'histoire des émotions ont fleuri à la Queen Mary University de Londres, à l'Université de Montréal, à l'Université d'Aix-Marseille, à l'Institut Max Planck, au ARC Center of Excellence for the History of Emotions en Australie ou au North American Chapter for the History of Emotions aux États-Unis.
- 2 Carol et Peter Stearns, «Emotionology. Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards», *The American Historical Review* 90/4 (1985), 813-836; William M. Reddy, *The*

- Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001; Barbara Rosenwein, «Worrying about Emotions in History», *The American Historical Review* 107/3 (2002), 821–845; Damien Boquet, Piroska Nagy, *Sensible au Moyen Âge. Une histoire des émotions dans l'Occident médiéval*, Paris 2015; Sophie Wahnich, *Les émotions, la Révolution française et le présent*, Paris 2009; Ute Frevert, *Emotions in History – Lost and Found*, Budapest 2011; Bettina Hitzer, «Emotionsgeschichte. Ein Anfang mit Folgen», *H-Soz-Kult*, mis en ligne le 23. 11. 2011, www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1221; Jan Pampller, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, Munich 2012.
- 3 Thomas Dixon, *From Passions to Emotions. The Creation of a Secular Psychological Category*, Cambridge 2003, 10.
 - 4 Rob Boddice, «The History of Emotions. Past, Present and Future», *Revista de Estudios Sociales* 62 (2017), 10–15, 10.
 - 5 Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bâle 1939.
 - 6 À l'exception du projet transdisciplinaire «Die Rolle der Emotionen: ihr Anteil bei menschlichem Handeln und bei der Setzung sozialer Normen» basé au Collegium Helveticum pendant la période 2004–2009 et l'équipe en histoire des religions dirigée par Philippe Borgeaud au Centre des Sciences affectives de l'Université de Genève.
 - 7 Marietta Meier, Daniela Saxer, «La pragmatique des émotions aux 19^e et 20^e siècles», *traverse* 14/2 (2007), 11–14, 12.
 - 8 Lucien Febvre, «La sensibilité et l'histoire. Comment reconstituer la vie affective d'autrefois?», *Annales d'histoire sociale* 3/1–2 (1941), 5–20, 5.
 - 9 Fay Bound Alberti, «Introduction. Emotion Theory and Medical History» in Fay Bound Alberti, *Medicine, Emotion and Disease, 1700–1950*, New York 2006, xiii–xxviii; Monique Scheer, «Are Emotions a Kind of Practice (and is that what makes them have a History?)». A Bourdieunian Approach to Understanding Emotion», *History and Theory* 51/2 (2014), 193–220; Jo Labanyi, «Doing Things: Emotion, Affect and Materiality», *Journal of Spanish Cultural Studies* 11/3–4 (2010), 223–233.
 - 10 Dolores Martín Moruno, «Pain as Practice in Paolo Mantegazza's Science of Emotions», in Otniel E. Dror, Bettina Hitzer, Anja Laukötter, Pilar León Sanz, Special issue: «History of Science and the Emotions», *Osiris* 31/1 (2016), 137–162; Dolores Martín Moruno, Beatriz Pichel, *Emotional Bodies. The Historical Performativity of Emotions*, Urbana, Chicago, Springfield 2019. Un résumé du projet FNS se trouve dans <http://p3.snf.ch/Project-170484>.
 - 11 Donna Haraway, «Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of a Partial Perspective», *Feminist Studies* 14/3 (1988), 575–599. J'ai discuté préalablement ces idées dans l'atelier doctoral CUSO «Une perspective féministe sur les archives. Théorie(s) et pratique(s)», ayant eu lieu les 2 et 3 mai 2019 à la Faculté des sciences de la société de l'Université de Genève avec une présentation intitulée «De l'histoire des émotions à l'histoire de l'expérience. Une critique féministe pour interpréter le vécu dans les ego-documents».
 - 12 Simone de Beauvoir, *Faut-il brûler Sade?*, Paris 1955, 11.
 - 13 Febvre (voir note 8), 13.
 - 14 Carol Hanisch, «The Personal is Political», in Shulamith Firestone, *Notes from the Second Year. Women's Liberation. Major Writings of the Radical Feminists*, New York 1970, 85–86.
 - 15 Michelle Perrot, *Les femmes ou les silences de l'histoire*, Paris 1998.
 - 16 María Rosón, Rosa Medina Doménech, «Resistencias emocionales. Espacios y presencias de lo íntimo en el archivo histórico», *Arenal* 24/2 (2017), 407–439, 407.
 - 17 Joan W. Scott, «The Evidence of Experience», *Critical Enquiry* 17/4 (1991), 773–797, 776.
 - 18 Joan W. Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988.
 - 19 Barbara H. Rosenwein, «Problems and Methods in the History of Emotions», *Passions in Context* 1/1 (2010), 1–32, 24.
 - 20 Barbara H. Rosenwein, «Gender als Analysekatgorie in der Emotionsforschung», *Feministische Studien* 26/1 (2016), 92–106.

- 21 Catherine Lutz, «Feminist Theories and the Science of Emotion», in Frank Biess, Daniel M. Gross, *Science and Emotion after 1945. A Transatlantic Perspective*, Chicago 2014, 342–364, 345.
- 22 Rosenwein (voir note 20), 102.
- 23 Damien Boquet, Didier Lett, «Les émotions à l'épreuve du genre», *Clio* 47 (2018), 7–22, 7.
- 24 *Ibid.*, 7.
- 25 Barbara H. Rosenwein, *Emotional Communities in the Early Middle Ages*, Ithaca, Londres 2006, 2.
- 26 Boquet, Lett (voir note 23), 9.
- 27 Caroline Braumühl, «Theorizing Emotions with Judith Butler. Within and beyond the Courtroom», *Rethinking History* 16/2 (2012), 221–240; Katie Barclay, «New Materialism and the New History of Emotions», *Emotions. History, Culture, Society*, 1/1 (2017), 177–181; Martín Moruno, Pichel (voir note 10), 6.
- 28 Roy Porter, *Bodies Politic. Disease, Death and Doctors in Britain, 1650–1900*, Londres 2001. Concernant des développements de l'histoire du corps dans le milieu francophone, voir Georges Vigarello, Jean-Jacques Courtine et Alain Corbin, *Histoire du corps*, Paris 2006, 3 vol.
- 29 Laura Lee Downs, «Gender History», in Marek Tamm, Peter Burke, *Debating New Approaches to History*, Londres etc. 2018, 101–115.
- 30 Laura Lee Downs, «If «Woman» Is Just an Empty Category, Then Why Am I Afraid to Walk Alone at Night? Identity Politics Meets the Postmodern Subject», *Comparative Studies in Society and History* 35/2 (1993), 414–437.
- 31 Penny Summerfield, «Subjectivity, the Self and Historical Practice», in Sasha Handley, Rohan McWilliams, Lucy Noakes, *New Directions in Social and Cultural History*, Londres 2018, 21–24.
- 32 Lyndal Roper, *Oedipus and the Devil. Witchcraft, Religion and Sexuality in Early Modern Europe*, New York 1994.
- 33 Michael Roper, *The Secret Battle. Emotional Survival in the Great War*, Manchester, New York 2009.
- 34 Javier Moscoso, «From the History of Emotions to the History of Experience», in Luisa Elena Delgado, Pura Fernández, Jo Labanyi, *Engaging Emotions in Spanish Culture and History*, Nashville, TN 2016, 176–191, 188.
- 35 Rosón, Doménech (voir note 16), 422.
- 36 Ann Cvetkovitch, *An Archive of Feelings. Trauma, Sexuality, and Public Lesbian Culture*, Durham 2003.
- 37 Peter Burke, «Is there a Cultural History of Emotions?», in Penelope Gouk, Helen Hills, *Representing Emotions. New Connections in the Histories of Art, Medicine, and Music*, Aldershot 2005, 37–38.
- 38 Rob Boddice, *A History of Feelings*, Londres 2019, 188.
- 39 Joanna Bourke, «Fear and Anxiety. Writing about Emotion in Modern History», *History Workshop Journal* 55/1 (2003), 111–133. Bourke avait déjà proposé le terme anglais *aesthesiology* pour élargir le champ d'étude de l'histoire des émotions, en incluant d'autres expériences sensorielles et perceptives.
- 40 Jay Martin, *Songs of Experience. Modern American and European Variations on a Universal Theme*, Berkeley, Los Angeles, Londres 2005, 366.
- 41 Pour plus d'information sur cette initiative, il faut consulter <https://research.uta.fi/hex>.
- 42 Rob Boddice, «The History of Emotions», in Sasha Handley, Rohan McWilliams, Lucy Noakes, *New Directions in Social and Cultural History*, Londres 2018, 54.
- 43 Stearns, Stearns (voir note 2), 825.
- 44 Boddice (voir note 38), 190.
- 45 Jan Pampler, «The History of Emotions. An Interview with Barbara Rosenwein, William Reddy, and Peter Stearns», *History and Theory* 49 (2010), 237–255, 244.
- 46 Lynn Hunt, «The Experience of Revolution», *French Historical Studies* 32/4 (2009), 671–678, 678.

- 47 Daniela Saxer, «Mit Gefühl handeln. Ansätze der Emotionsgeschichte», *traverse* 14/2 (2007), 15–29.
- 48 Bertrand Taithe, ««Cold Calculation in the Faces of Horrors?» Pity, Compassion and the Making of Humanitarian Protocols», in Fay Bound Alberti, *Medicine, Emotion and Disease, 1700–1950*, Londres 2006, 79.
- 49 Martin (voir note 40), 11. Ce voyage qu’implique toute expérience est particulièrement perceptible dans l’étymologie du terme allemand *Erfahrung*, qui inclut dans sa racine linguistique le verbe *fahren*.
- 50 Margrit Pernau, «Feeling Communities. Introduction», *The Indian Economic & Social History Review* 54/1 (2017), 1–20, 4.
- 51 Concernant l’utilisation de l’expression «politique de la douleur» dans l’histoire des émotions, il faut consulter: Rob Boddice, «Hurt Feelings? Introduction», in Rob Boddice, *Pain and Emotion in Modern History*, Basingstoke 2014, 1–15; Keith Wailoo, *Pain. A Political History*, Baltimore 2014; Javier Moscoso, «Politics of Pain: «A Good Subject for Eminent Amateurs»», *Rúbrica Contemporanea* 4/4 (2015), 67–77; Martín Moruno (voir note 10), 161
- 52 Peter Burke, «Does Hope Have a History?», *Estudos Avançados* 26/75 (2012), 207–217.

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Will Hunt

Underground

A Human History of the Worlds
Beneath Our Feet

Spiegel & Grau, New York 2018, 288 S., \$ 27.–

Robert Macfarlane

Underland

A Deep Time Journey

Hamish Hamilton, London 2019, 496 S., £ 20.–

Auf Abwegen in die Tiefe, zu verborgenen Orten der Nacht begibt man sich niemals alleine. Handbücher, Ratschläge und Gefährten begleiten Reisende auf ihren Abstiegen in den Untergrund, teilen in hellen Momenten das Glück des Forschungserfolgs oder bieten Orientierung, wenn auf dem Rückweg das Licht der Lampen zu ermatten scheint. Die Wege ins Subterране verlaufen dabei nur selten geradlinig. Sie führen entlang abschüssiger U-Bahn-Tunnel, Tiefspeicher, Katakomben, Abwasserkanäle, Minenschächte und Höhlengänge in die Tiefe, lassen Menschen grabend, kletternd, abseilend, auf allen Vieren kriechend oder ihre Glieder verrenkend unter die Haut der Erde eindringen und spannen als soziale Praxis ein vertikales Beziehungsgeflecht auf, das Ober- und Unterwelt in vielschichtiger Form verbindet. Als Wissensraum polyvalenter Metaphorik führt das Unterirdische seine Besucher zu den Ursprüngen der menschlichen Kultur und eigenen Geschichte zurück. Die an der Erdoberfläche Ausharrenden sind dagegen an die Erzählungen der Reisenden gebunden. Was jedoch ungeachtet vollmundiger Berichte tatsächlich im Untergrund passiert beziehungsweise pasierte, bleibt sprichwörtlich im Dunkeln.

Auch die Autoren der beiden zu besprechenden Bücher haben sich im Rahmen biografischer Reisen auf die Suche nach der oben skizzierten Idee eines universellen Untergrunds gegeben. Will Hunt, ein in den «Subsoils» von New York aufgewachsener Fotograf und Reporter, lässt sein im mitreissenden Stil eines Reisejournals verfasstes erstes Buch dort beginnen, wo «Menschheitsgeschichten» für gewöhnlich ihren Anfang haben: dem Sommer, als der Verfasser sechszehn wurde und seine spätere Faszination an allen unterirdischen Dingen durch die Entdeckung eines unbenutzten Tunnels unter dem elterlichen Haus auf Rhode Island ihren Ausgang nahm. Ausführlich schildert Hunt seine Lehr- und Wanderjahre als «urban explorer», eine in den letzten Jahren populär gewordene Subkultur, die sich der Erkundung ungenutzter städtischer Infrastruktur widmet. Über ein Jahrzehnt besuchte Hunt «Katakomben, aufgelassene U-Bahn-Stationen, Kulthöhlen und Atombunker», wobei sich vor dem Verfasser «mit jedem Abstieg» mehr das Panorama «einer universelleren Geschichte» ausbreitete: «Underground worlds, I discovered, run through our history like a secret threat» (9 f.). Diesen Erkenntnisprozess abbildend kombinieren die lose verknüpften neun Kapitel Reiseabenteuer, Episoden aus den Recherchearbeiten für das Buch mit historischen Bausteinen und Zitaten aus Kunst und Weltliteratur. Das bunte panoramatische Bild, welches Hunt teils mit groben Strichen, dann wieder mit Sensibilität für das Detail entwirft, erzählt von der im Untergrund verborgenen Infrastruktur Manhattans, der Errichtung der Kata-

komben und Abwasserkanäle in Paris, dem Studium von unter der Erdoberfläche lebenden Mikroben, indigenen Bräuchen beim Bergbau in Australien und Bolivien, subterranean Behausungen von Mensch und Tier, der Erkundung von Karsthöhlen in Slowenien bis hin zur Entdeckung unterirdischer Weihestätten mesoamerikanischer Kulturen. Damit man bei all den vertikalen und horizontalen Manövern durch die «geschichtete» Menschheitsgeschichte des Untergrunds nicht die Balance verliert, bieten rund 80 Schwarz-Weiss-Abbildungen Halt. Überdies gibt die enge Anbindung an die Biografie des Verfassers Orientierung, anhand der sich die Leser gleichsam wie auf dem Buchcover, das an William Bucklands Höhlenkarten in *Reliquiae Diluvianae* (1823) erinnert, durch subterrane Enklaven bewegen. Manchen der vom Verfasser angestellten Vergleiche ist ihre Faszination nicht abzusprechen, bei anderen – etwa beim Vergleich der Architektur menschlicher Behausungen in Kappadokien mit der Anlage von Ameisenkolonien – dürfte zweifellos die Fantasie des Autors durchgegangen sein. Bei der Interpretation von historischen Quellen, zum Beispiel der Karte der Baumannshöhle (1665), wäre mehr Sorgfalt und methodisches Wissen wünschenswert gewesen, was teils zu falschen Schlüssen oder der Annahme führt, frühneuzeitliche Kartenbilder vorrangig nach ihrer Genauigkeit beurteilen zu müssen.

Zur Hochform läuft Hunt in dem Kapitel «The Hidden Bison» auf, wo er ausgehend von seinem Studium New Yorker Graffiti ein Interesse an prähistorischer Höhlenkunst entwickelt und die aussergewöhnliche Gelegenheit beschreibt, die in Privatbesitz befindliche Höhle Tuc d'Audoubert in den französischen Pyrenäen in Augenschein zu nehmen. Die dort 1912 aufgefundenen und 700 Meter vom Eingang entfernt angefertigten Bi-

sonskulpturen aus Lehm werden auf ein Alter von 14 000 Jahren datiert und von den Nachfahren ihres umtriebigen Erforschers, Graf Henri Bégouën, als eine der ältesten Zeugnisse menschlicher Kunstfertigkeit für zukünftige Generationen bewahrt. Ungewollt gerät der Leser, die Leserin ins Schmunzeln, wenn Hunt mit der Brille eines US-amerikanischen Grossstädtlers seine Anreise durch die in «van Gogh'schem Licht glühende» Landschaft zum Schloss der Grafenfamilie beschreibt, dort in seinem «infantilen Französisch» mit den grauhaarig-faltigen Gralsrittern parlieren muss und dabei von einem die Höhle «wie eine Bulldogge bewachen» (185–186) deutschen Archäologen auf die Probe gestellt wird. Der Besuch der Grotte wird schliesslich als mythische Reise in die Urgeschichte stilisiert, bis sie endlich den Blick auf die beiden Bisonskulpturen freigibt: «I felt my whole body to tense, tendon by tendon, my muscles tightening and bunching around my shoulders. And then, all at once, everything came unbound: a warm tide welled up inside of me, rising from my core, through my torso and my shoulders, then up into my head, until my breath went ragged. All at once, as I peered at the bison, I began to sob, tears stealing down my cheeks» (193). Der Höhepunkt des Buchs ist erreicht.

Auch das mittlerweile ins Deutsche übersetzte Werk des internationalen Bestsellerautors, «Urban Explorer» und Fellow des Emmanuel College in Cambridge, Robert Macfarlane, entwickelt auf Basis biografischer Reisen ein universelles Porträt des Untergrunds. Das zeitgenössische Natursehnsucht, romantisches Einheitsdenken und wissenschaftliches Interesse zusammenführende Buch mit dem prosaischen Untertitel *A Deep Time Journey* ist im Vergleich zu Hunt weniger kurzweilig zu lesen. Der literarische Stil ist teils ausufernd, längere Gesprä-

che mit Familie, Freunden und Interviewpartnern, Erinnerungen sowie Natur- und Reisebeschreibungen gestalten das Buch zu einem narrativen Epos, dessen Leser*innen mit Naturschilderungen, zum Nachdenken anregenden Passagen und abenteuerlichen Reiseberichten bei Laune gehalten werden.

Die Gliederung in die drei Grosskapitel «Seeing (Britain)», «Hiding (Europe)» und «Haunting (The North)» mag vielleicht auf den ersten Blick einen politischen Unterton haben, verdeutlicht aber die topografisch-argumentative Stossrichtung des literarischen Werks. In elf autobiografischen Episoden folgt der Leser, die Leserin dem englischen Reiseleiter durch die prähistorische Höhlenlandschaft der Mendip Hills, steigt in ein von burschikosen Physikern bevölkertes, unterirdisches Labor hinab, wo nach astronomischen Spuren dunkler Materie gefahndet wird, lässt sich von der jungen Pflanzenökologin Merlin über das «Wood Wide Web» aufklären, einem Myzelnetzwerk, durch welches Pflanzen miteinander kommunizieren und kooperieren, und besucht natürlich als Pflichtprogramm auch die Pariser Katakomben, den slowenisch-italienischen Karst und seine Höhlen. Schliesslich dreht der Bug des Buches nach Norden, macht auf den norwegischen Lofoten und seinen wenig bekannten Höhlenmalereien sowie auf Andøya, der nördlichsten Insel Vesterålens, Station, wo die Abhängigkeit der Weltwirtschaft von fossilen Brennstoffen und der zügellose Ressourcenabbau problematisiert wird. In Ostgrönland angekommen, erfährt der Leser, die Leserin etwas über die Bedeutung von Eiskernbohrungen zur Rekonstruktion des Paläoklimas und wird den weltweiten Gletscherrückgang gewahr, bevor der Verfasser am Knud-Rasmussen-Gletscher in Nordwestgrönland sich schliesslich persönlich in eine Spalte abseilt. Das letzte Kapitel ist

dem 2015 begonnenen Bau eines Endlagers für hochradioaktive Abfälle auf der finnischen Insel Olkiluoto gewidmet und veranlasst den Autor sich mit zeitgenössischen Projekten zur Lagerung von Abfällen oder Treibhausgasen auseinanderzusetzen, wobei er den Menschen als negativen Einflussfaktor auf biologische, geologische und atmosphärische Prozesse auf der Erde thematisiert.

Während Hunt den Leser wie in einer frühmodernen Wunderkammer bei jedem Umblättern auf neue Kuriositäten, Faszinosa und Vergleiche zwischen dem Mikrokosmos des Menschen und dem Makrokosmos des Unterirdischen aufmerksam macht, geht es in Macfarlanes Werk durchaus gemächlicher zu. Zwar wechseln in seinem Sightseeing-Trip durch das subterrane Universum des 21. Jahrhunderts ebenso rasch die Bühnenbilder, werden Vergleiche zwischen antiker Mythologie und Weltliteratur angestellt, aber die Erzählweise und Argumentation ist weniger sprunghaft. Dafür vernimmt man häufiger Kassandrarufe, die angesichts der aktuellen Klimadebatte einen nachhaltigeren Umgang mit Ressourcen einfordern. Macfarlane geizt auch nicht mit Pathos, als er etwa mit einem Inuit als Führer einen in Ostgrönland von Gletscherzungen eingerahmten Gipfel besteigt und oben angekommen ihn gleich Petrarca bei der Besteigung des Mont Ventoux die Vision eines drohenden weltweiten Klimakollaps heimsucht: «Up there on that summit, at that moment, gazing from the Inner Ice to the berg-filled sea, the idea of the Anthropocene feels at best a conceit, at worst a perilous vanity. I recall the Inuit word I first heard in northern Canada: *ilira*, meaning <a sense of fear and awe>. [...] But then I think of the melt that is happening, that has happened, that is hastening. The cryosphere across the globe is troublingly on the move, as carbon dioxide levels rise and the planet

warms. The roaring moulins, the sweating bergs, the collapsing permafrost yielding its grim contents; [...] And I think of Christina's son building his Noah's Kayak-ark at school: the escape vessel for this newly melting world, with no room for humans on it. [...] The ice seems a <thing> that is beyond our comprehension to know but within our capacity to destroy» (362–363). Das lässt einen beim Lesen nachdenklich innehalten.

Will Hunts und Robert Macfarlanes Werke stellen beide eine packend geschriebene, auf unterschiedliche Weise faszinierende und empfehlenswerte Lektüre dar, sind damit aber noch keine wissenschaftlichen oder historischen Veröffentlichungen. Ersteres mag an dem sorglos wirkenden, aber für literarische Werke durchaus gängigen Umgang mit Herkunft und Auswahl des wiedergegebenen Wissens liegen, Letzteres an einem teils ahistorisch anmutenden Vergleich zwischen unterschiedlichen sozialen Praktiken und Wissensräumen, die nur auf den ersten Blick Gemeinsamkeiten aufweisen. Weder können wir das Unterirdische als räumlich noch als historisch konsistente Sphäre begreifen. Vielmehr besteht es aus einer Vielzahl unterschiedlicher Räume, die sich ausgehend vom 18. Jahrhundert durch Konjunkturen, Praktiken, Ordnungen und Differenzierungen des Wissens auf unterschiedlichen Wegen weiterentwickelten.

Untertags verschwimmen die in oberirdischen Gefilden teils heftig ausgetragenen Besitzansprüche und Grenzkonflikte. Wissen scheint Allgemeingut zu sein und wer sich nicht entschlossen genug an ungenutzten Ressourcen weniger etablierter Kulturen bedient, hat am heftig umkämpften internationalen Buchmarkt zweifellos die schlechteren Karten. Hunt bietet in seinem Werk weder Fussnoten noch eine Literaturliste an, Macfarlane dagegen beides, allerdings verwundert, dass sich in

seiner Bibliografie ausschliesslich Druckwerke, Webseiten und einzelne übersetzte Werke in englischer Sprache wiederfinden. Wer sich zutraut ein universelles Porträt des Untergrunds zu zeichnen, sollte sich auch der Vielzahl der damit verbundenen Kulturen, Räume und eben ihrer (sprachlichen) Ausdrucksformen bewusst sein. In ihrem ganzheitlichen Anspruch erinnern beide Versuche unweigerlich an Athanasius Kirchers *Mundus subterraneus* (1664) oder Jacques Gaffarels *Le Monde souterrain* (1654), die beide in ihren frühneuzeitlichen Kosmografien des Unterirdischen etwa göttliche, menschliche, tierische, natürliche und künstliche Höhlen zusammenführten. Im 21. Jahrhundert Myzelnetzwerke mit Endlagern für hochradioaktive Problemstoffe, den Lebensräumen in Gletscherspalten oder prähistorischen Höhlenkulturen zu vergleichen, mag für bestimmte Forschungsfelder neue Ansätze bieten. Als Historiker*in kann man sich aber nicht des Eindrucks erwehren, dass hier Äpfel mit Birnen oder zumindest Früchte miteinander verglichen werden, die zum Teil vor langer Zeit einmal verwandt waren, aber es heute nicht mehr sind.

Johannes Mattes (Wien)

Rosalind Williams

Notes on the Underground

An Essay on Technology, Society, and the Imagination. With a New Afterword by the Author

MIT Press, Cambridge MA 2008, 304 S., \$ 24.95

«What are the consequences when human beings dwell in an environment that is predominantly built rather than given?»

(1) Dieser Fragestellung widmet sich die Wissenschaftshistorikerin Rosalind Williams in ihrem wegweisenden, 1990 publizierten Essay *Notes on the Under-*

ground. Zwar sei Umwelt immer künstlich gewesen, aber in der Neuzeit habe der Grad der Künstlichkeit immer weiter zugenommen. Am Ende des 20. Jahrhunderts gleiche die Technik einem System, das im globalen Masstab mit natürlichen Abläufen verwoben sei. Dieses System sei in der Krise, wie die Autorin auf knapp 300 Seiten argumentiert. Im Nachwort zur 2008 erschienenen Neuauflage betont Williams, dass sie in der Erstausgabe nicht die «*matters of fact*» (260) dieser Umweltkrise untersucht habe, sondern ihre kulturelle Deutung und Wahrnehmung. Die Umweltzerstörung unserer Gegenwart ist nach Williams nicht allein eine Krise von Natur, Ideologie und Handeln. Wir erleben auch eine Krise der natürlichen Welt als kultureller Kategorie. Als Argumentationsgrundlage dienen ihr vor allem Prosa und wissenschaftliche Veröffentlichungen, aber auch andere Quellengattungen.

Die Vorgeschichte der Umweltkrise verortet Williams in der fantastischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Ihre zentrale These lautet, dass Vorstellungen einer technisierten Umwelt der Zukunft in Erzählungen über unterirdische Welten prominent verhandelt wurden. Wie Williams im Eingangskapitel postuliert, stellen «*subterranean surroundings*» gleichsam Denkmodelle dar, die eine Welt ohne Natur imaginieren und bei welchen Essen, Licht oder Luft mit mechanischen Vorrichtungen hergestellt werden (4).

Kapitel 2 und 3 verfolgen die Geschichte von «*Untergründen*» in Wissenschaft und Technik. Geologie, Paläontologie oder Archäologie entwickelten seit dem 18. Jahrhundert rationale, quantifizierbare und säkulare Ansätze in der Feldforschung. Die Entdeckung einer geologischen Tiefenzeit hat dabei ungeahnte Zeiträume zugänglich beziehungsweise denkbar gemacht. Die Ausgrabung sei, so Williams, zu einer modernen Variante der «*mythologischen*

Suche nach der Wahrheit in den verborgenen Regionen der Unterwelt» geworden (23). Wichtiger als die Verwissenschaftlichung des Untergrunds sowie die damit verbundenen Denkfiguren ist für Williams jedoch die Technisierung des Untergrunds. Eisenbahneinschnitte, Tunnel oder U-Bahnen sind unter schlimmsten Arbeitsbedingungen entstanden. Die Infrastruktur des modernen Lebens haben somit gleichzeitig eine «*technologische und gesellschaftliche*» Bedeutung. Williams betont, dass sie immer auch «*eine Geschichte über die Konstruktion des Bewusstseins (the construction of consciousness)*» schreibe. Die Ausschachtungen seien zu Metaphern des abstrakten Prozesses der Zivilisation geworden. Hier zeige sich die Ambivalenz der Mittelklassen gegenüber «*der Entstehung einer technologischen Umwelt*», die zugleich als «*grausam zerstörerisch*» und als «*wunderbar heroisch*» wahrgenommen wurde (54).

Das vierte Kapitel zeichnet eine Genealogie der Ästhetik des Untergrunds nach, die sich zwischen 1700 und 1900 vom Hässlichen über das Erhabene bis hin zum Fantastischen verschoben hat. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ist an die Stelle einer Darstellungstradition des Untergrunds als abstossender, schleimiger und dunkler Sphäre eine durch Ambivalenz geprägte neue Wahrnehmung des Erhabenen getreten, die den Untergrund als Ort des Schreckens wie auch der Utopie interpretierte. Für die Mitte des 19. Jahrhunderts diagnostiziert Williams eine zweite Verschiebung, in der die Unterwelt als magisches Paradies wahrgenommen wurde (95). Diese Untergründe der fantastischen Literatur um 1900 seien künstliche Umwelten, «*wo technologische und künstlerische Schönheit zusammenfallen und wo soziale Konflikte durch die endgültige Eroberung der Natur gelöst wurden*». (101) Die Entwicklung der elektrischen Beleuchtung hätte dazu beigetragen, dass

auch Intellektuelle in ihren Zukunftsdiagnosen Technikutopien formulierten, die um abgeschlossene künstliche Räume kreisten. Dem Leser gelingt es hier kaum, der Vielschichtigkeit von Williams' Argumentation zu folgen, was sicher auch daran liegt, dass sie die Bedeutungsinhalte von «Underground» immens ausweitet. Der Begriff wird zur Metapher technisierter Umwelten per se. So beschreibt sie etwa die First-Class-Flugzeugkabine, die Hotelsuite, die Limousine, das Direktionsbüro, das Edelrestaurant oder das Shoppingcenter gleichermaßen als «pseudo-subterranean». All diese künstlichen Umgebungen seien dadurch gekennzeichnet, dass sie als Produkte einer Konsumindustrie Bedingungen der Unterwelt nachahmen, aber selbst nur ambivalentes Vergnügen produzieren, «weil die technologischen Umgebungen des Konsumvergnügens die Bedingungen von Natur und Gesellschaft niemals vollständig ersetzen können (113).

Williams eröffnet das fünfte und sechste Kapitel mit einer Lektüre von H. G. Wells' Roman *Die Zeitmaschine* (1895). Die Degeneration der Menschen, wie sie am Beispiel der an der Erdoberfläche wohnenden Eloi und der monströsen Morlocks im Untergrund illustriert wird, ist hier eine Folge von Dekadenz. Diese Dekadenz ist durch die Technisierung verursacht, die den Menschen effektiv vor den Gefahren der Natur abschirmen soll. In einem ersten Schritt untersucht Williams Erzählungen an der Grenze zum 20. Jahrhundert, die Gefahren einer technisierten Umwelt nachspüren. Als Beispiele führt sie etwa Edward Bulwer-Lyttons Roman *The Coming Race* (1871) an, bei dem die Protagonisten eine überlegene unterirdische Zivilisation finden, sowie E. M. Forsters Kurzgeschichte *The Machine Stops* (1909), in der eine unter der Erde lebende Menschheit nicht nur von einer Maschine ernährt, sondern von dieser auch davon ab-

gehalten wird, eine Beziehung zur Natur aufzubauen. In Forsters Erzählung findet Williams Analogien des geschilderten «en-closed artificial paradise» zur sich parallel entwickelnden Konsumkultur. Einkaufszentren und «media rooms» seien als Rückzugsorte aus einer zerstörten Natur und einer gestörten Gesellschaft imaginiert worden. Die hochentwickelte Konsumumwelt sei «gleichzeitig eine Antwort auf und eine Ursache für die Degeneration des sozialen Lebens» (150). In einem zweiten Schritt analysiert Williams, welche Folgen ein Leben wie jenes der Morlocks im Maschinenraum einer technisierten Umwelt in den fantastischen Romanen von Wells, Jules Verne oder Bulwer-Lytton hat. Sie argumentiert, dass die fiktive Konfrontation mit einer als degeneriert wahrgenommenen Unterschicht an Glaubwürdigkeit verliert. Im Angesicht sich verbessernder Lebensumstände der Jahrzehnte um 1900 verblassen zwei Narrative: «die fiktive Reise in die sozialen Tiefen und die fiktive Reise zurück zur Natur». Die Autoren fantastischer Literatur ersetzen sie deshalb durch Erzählungen, welche vom Rückzug ins Artifizielle berichten: eine Reise «in eine selbstkonstruierte technologische Umwelt.» (185).

Das letzte Kapitel schliesslich ist den Vorstellungen von Sicherheit im Untergrund gewidmet. Die meisten der von Williams untersuchten «subterranean stories» handeln von Katastrophen, die Menschen in den Untergrund treiben (187). Wenn ein Unglück einen Rückzugsort trifft, so handelt es sich nach Williams meist um Erzählungen von technischen oder sozialen Katastrophen. Sie argumentiert erneut auf der Basis fantastischer Literatur, berücksichtigt aber auch Bunker des Kalten Krieges oder Paolo Soleris «Arcologies». In ihrem Schlusswort betont Williams, es sei nicht ausgemacht, dass eine sich in Zukunft weiter technisierende Umwelt tatsächlich auch «weniger menschlich»

sein werde, wie in vielen Zukunftserwartungen formuliert. Sie warnt vor der Annahme, dass eine künstliche Umwelt die Sicherheit sozialer Interdependenz ersetzen könne, und betont: «Wir sollten nicht vergessen, dass auch die Gesellschaft Schutz bietet, und zwar in vielen Fällen eine flexiblere und effektivere Form von Schutz.» (213)

Die Aktualität dieser Warnung zeigt sich in etwa in der sogenannten Prepperkultur. Die Flucht vor sozialen und natürlichen Katastrophen treibt manchen in technische Umgebungen, die Kontrolle und Sicherheit vor einer als gefährlich wahrgenommenen Gegenwart versprechen. Eine Fluchtrichtung des «Doomsday Prep for the Super-Rich» führt in unterirdische Bunkerwelten (The New Yorker, 22. Januar 2017), eine andere zu den Sternen: «The Rich are Planning to Leave This Wretched Planet» (New York Times, 9. Juni 2018). Williams' Essay kann mit Angst vor Naturzerstörung und Unterschichten die neuzeitlichen Kontinuitäten herausarbeiten, die zu solchen Konjunkturen technisierter Fluchtfantasien geführt haben. An drei Punkten vermag sie indes nicht zu überzeugen. Auf eine Leerstelle weist sie im Nachwort selbst hin. Die Unterwelt als Reich der Toten und des Todes fehlt in ihrem Essay. Auch fehlt der Underground als Ort einer «Stilrevolte», in dem seit den 1960er-Jahren ein ambivalentes Spiel mit der Popkultur getrieben wird (Anja Schwanhäuser, *Underground Stilrevolte. Die Alternativkultur als Agent der Postmoderne*, Münster 2002). Die dritte Schwierigkeit ist Williams Ausdehnung des Untergrunds auf unterschiedlichste Fantasien technisierter Umwelten. Vielleicht ist es überzeugender, hier von einer Pluralität mannigfacher Denkfiguren auszugehen, wenn man nach den mentalen Konsequenzen des Lebens in einer zugleich technisierten und krisenhaften Umwelt fragt; etwa die Metapher

des «Raumschiffs Erde» lässt sich meines Erachtens nicht auf das Imaginäre des Untergrunds reduzieren. Sabine Höhler zeigt beispielsweise, dass die Raumschiffmetapher mit der Wissensgeschichte von geschlossenen Kreislaufsystemen in der Umweltära verknüpft ist (Sabine Höhler, *Spaceship Earth in the Environmental Age, 1960–1990*, London 2015). Trotz solcher Kritikpunkte belegt Williams' Essay eindrucksvoll, dass der verwissenschaftlichte und technisierte Untergrund in der Neuzeit ein ungeheuer wirksames Reservoir für Welterklärung(en) darstellt.

Eike-Christian Heine (Braunschweig)

Stephen Graham

Vertical

The City from Satellites to Bunkers

Verso, London und New York 2016, 416 S., £ 20.–

Die Vertikale ist in den letzten Jahren als zentrale Dimension unseres zerstörerischen Einwirkens auf die Natur in Erscheinung getreten. Der anthropogene Klimawandel hat dazu beigetragen, die Meeresspiegel immer weiter ansteigen zu lassen, was zahlreiche Inseln und Küstenregionen in absehbarer Zeit unbewohnbar werden lässt, bevor sie am Ende ganz verschwinden werden. In seiner bereits 2016 veröffentlichten Studie *Vertical* zeigt Stephen Graham unter anderem, welche politischen und sozialen Verwerfungen sich mit der Erschaffung künstlicher Inseln in Dubai und anderswo verbinden – und wie sich in der Verschiebung zunehmend kostbar werdender Erdmassen von armen in reiche Regionen globale Machtstrukturen und Ungerechtigkeiten zum Ausdruck bringen (vgl. das 11. Kapitel «Ground: Making Geology»). Mit seinem Buch verortet sich der Professor für «Cities and Societies» an der School of Architecture der Universität

von Newcastle im Bereich eines in den letzten Jahren vor allem unter Geografen und Stadtforschern herausgebildeten Forschungsansatzes, der das Feld der Geopolitik um die Dimension der Vertikalen zu erweitern versucht (vgl. auch Alison Williams, «Re-Orientating Vertical Geopolitics», *Geopolitics* 18/1 [2013], 225–246). Mit seinem vom Weltraum bis in den Bunker reichenden Parforceritt entlang der Senkrechten geht es Graham darum, die Dreidimensionalität des Zusammenspiels von Mensch, Macht und Raum perspektivisch zu fassen: «The book has an ambitious agenda: to inscribe the politics of our three-dimensional world into critical debates about urban life, cities and geography» (13 f.). Sein als Vertical Turn beschreibbarer Ansatz ist hierbei ebenso global wie interdisziplinär und durchmisst verschiedene Regionen und Wissenschaftslandschaften.

Vertical ist in die Teile «Above» und «Below» gegliedert, innerhalb derer sich Graham in insgesamt fünfzehn Kapiteln auf die Suche nach den Machtstrukturen in der Senkrechten begibt. Die Höhen- und Tiefenerkundungen reichen von panoptischen Satelliten über militärische Drohnen, Helikopter, Favelas und Wolkenkratzer bis hin zur Unterwelt der Kanalisationen, Bunker und Minen. Die Vertikale ist hierbei keine statische Dimension, sondern auch ein historisch gewordener Raum, der erschlossen und allmählich in den Bereich des menschlichen Handelns einbezogen wurde. Es ist Grahams Verdienst, sichtbar zu machen, wie dieses Netz aus Technologien, Architekturen und Infrastrukturen (das man mit Michel Foucault auch als Dispositiv bezeichnen könnte) die Vertikale erfasst und zugänglich gemacht hat.

Auch vermeintlich unscheinbare (Alltags-)Technologien wie etwa der Fahrstuhl werden in Grahams Lektüre zu Instrumenten einer vertikalen Gesell-

schaftsordnung, in denen sich der soziale Aufstieg der einen sowie der Abstieg der anderen – der «Unterschicht» – manifestiert (vgl. auch Andreas Bernhard, *Die Geschichte des Fahrstuhls. Über einen beweglichen Ort der Moderne*, Frankfurt am Main, 2006). Unversteckter zeigen sich die Machtstrukturen im Kontext der militärischen Drohnentechnologie, die einem neuen vertikalen Blickregime den Weg bereitet, bei dem «Sehen» und «Töten» zu einer einzigen Aktion verschmelzen (67 f.).

In seinen detaillierten Fallstudien beschreibt Graham die Vertikale vor allem als einen Parameter zur Herstellung sozialer Hierarchien. Bereits sprachlich sind Unterschicht und Oberschicht – beziehungsweise im Englischen «lower» und «upper class» – an unterschiedlichen Höhenniveaus ausgerichtet. Am Beispiel der Helikopterindustrie in São Paulo zeigt Graham, wie sich eine kleine Elite von Superreichen über den Dächern der Stadt zwischen der Arbeit im modernen Wolkenkratzer und dem Privatleben in der luxuriösen Villa ausserhalb der Metropole hin- und herbewegt. Armut und Bandenkriminalität lassen sie ebenso unter sich, wie Verkehrsstaus und Smog. Mit dem Helikopter verbindet sich für den Autor jedoch auch ein mit Foucault als «boomerang effect» (104) bezeichneter Mechanismus moderner Sicherheitspolitik. So werden eigentlich zu militärischen Zwecken entwickelte Aufklärungs- und Kampfhubschrauber mit Wärmebildtechnologien und Nachtsichtgeräten nach geringfügigen Umbauten zur Kontrolle der Grossstadt im Inneren eingesetzt, um dort eine ähnliche Funktion zu erfüllen wie zuvor im Kriegsgebiet.

Besonders eindrucksvoll wird *Vertical*, wenn Graham in dem Kapitel «Air: Lethal Domes» den Blick über die technischen Dispositive hinaus wagt. In Anlehnung an Peter Sloterdijk und Bruno Latour zeigt

er hier, wie die Luft – als Smog – selbst zum Medium des Politischen wird. Hierbei deutet sich an, dass der dreidimensionale Luftraum weniger natürlich gegeben als vielmehr gesellschaftlich gemacht ist. Gerade diese Konstruiertheit der Vertikalen, in Gestalt des Luft- und Weltraums, verliert Graham im Buch allerdings etwas aus dem Blick. Ein etwas schärfer historisch eingestellter Fokus hätte hier zusätzliche produktive Einsichten bringen können. So könnten Ansätze aus dem Bereich der Wissenschaftsgeschichte zu Praktiken der Vermessung dazu dienen, die Dimension der Vertikalen selbst in ihrer historischen Kontingenz zu untersuchen. Denn Luftraum, Ozonschicht, Atmosphäre, Weltraum oder die Tiefsee sind vielschichtige Räume, deren vertikale Bestimmung komplexen wissenschaftlich-gesellschaftlichen Aushandlungs- und Rückkopplungsprozessen unterliegt. Weil es in dieser Ausgabe der *traverse* ja im Besonderen um den Untergrund geht, gilt es, das «Below» des Vertikalen hier noch einmal in den Fokus zu rücken. Mit etwa einhundert Seiten umfasst dieser Teil nur etwa ein Viertel des Gesamtumfangs und durchkreuzt – neben den bereits erwähnten künstlichen Inseln – jene unterirdischen Bereiche, die in Anlehnung an psychoanalytische Deutungsmuster als das «Unheimliche» (332) der architektonischen Durchdringung des Vertikalen bezeichnet werden könnten. In der viktorianischen Kanalisation erkennt Graham beispielsweise städtebauliche Bestrebungen zur hygienischen Reinigung der westlichen Stadtgesellschaft, mit denen sich jedoch auch ein ambitioniertes moralisches Projekt verband. Bunkeranlagen und Tunnelsysteme haben ihrerseits nicht nur dazu beigetragen, die territorialen Frontverläufe des Krieges zu unterlaufen und in Richtung einer Logik der Unsichtbarkeit der Bedrohung zu verkehren. Im Kontext der asymmetrischen

Kriegsführung (sowie der US-amerikanischen Angst vor klandestiner Migration) inspiriert diese gegenwärtig diskutierte Bedrohung «von unten» neue Sicherheitsdispositive, um in den von Verteidigungstechnikern als «final frontier» (344) bezeichneten Untergrund vorzudringen. Im Bunker verbinden sich damit Vorstellungen von nationaler Sicherheit mit dem Fantasma einer unterirdischen Bedrohung von innen und von aussen.

Im Gegensatz zum Luftraum erscheint das «Below» als eine ambivalente Raumstruktur: einerseits als der Ort, an den die von der Gesellschaft Ausgestossenen verbannt werden – Graham nennt hier die zur entwürdigenden Kloakenreinigung verdamnten Angehörigen der Dalit-Kaste in Indien; andererseits als ein subversives Refugium, das erobert werden kann, um sich den Kontrollmechanismen an der Oberfläche zu entziehen.

Vor dem Hintergrund des anthropogenen Klimawandels wäre eine besondere Form des Untergrunds darüber hinaus geeignet, auch die zeitliche Dimension der Vertikalen zu erkunden, die Graham in seiner Studie leider weitestgehend entgeht. Die Rede ist von den kilometerlangen Eisbohrkernen, in denen sich – in hauchdünn übereinander gepressten Schichten –, die Winter der vergangenen fünfhunderttausend Jahre abgelagert haben (vgl. D. Graham Burnett, «The Archive of Ice», *Cabinet Magazine* 59 [2015], 96–101). Richtig entziffert, bildet dieses vertikale Archiv der Erdgeschichte eine stumme Intervention in die klimapolitischen Diskurse unserer Gegenwart und ist darüber hinaus ein Artefakt dessen, was mit vertikalem Beiklang als «deep time» bezeichnet wird (zur Verbindung zwischen Untergrund und Zeitlichkeit siehe Robert Macfarlane, *Underland. A Deep Time Journey*, London 2019).

Auch wenn *Vertical* nicht mehr ganz druckfrisch ist, bietet Grahams mittler-

weile auch als Taschenbuch erhältliche Studie vier Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung für Historikerinnen und Historiker weiterhin aktuelle Einblicke und Denkanstöße. Gerade in Zeiten, in denen zunehmend Stimmen laut werden, die sich die Erde wieder flach wünschen, den Anstieg der Meeresspiegel leugnen und das Schrumpfen unserer Eisberge ignorieren, braucht es ein komplexes Verständnis für die Dreidimensionalität unserer Gesellschaft.

Patrick Kilian (Zürich)

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Jürgen Osterhammel Jacob Burckhardts «Über das Studium der Geschichte» und die Weltgeschichtsschreibung der Gegenwart

(Jacob Burckhardt-Gespräche
auf Castelen 36) Schwabe Verlag, Basel 2019, 82 S.,
Fr. 14.–

«Rentiert die Lektüre des Klassikers noch?», titelte Patrick Bahners in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 13. Juni 2018, um nach der Aktualität von Jacob Burckhardts «Entwurf» der Renaissance von 1860 zu fragen. Jürgen Osterhammel greift die Frage auf, um sie für den zweiten weltberühmten, seiner Überlieferung nach jedoch komplexeren Text Burckhardts, die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», aus der Sicht eines «praktizierenden Globalhistorikers» zu erörtern. Das Anliegen liegt letztlich darin, Burckhardts Text und die gegenwärtige Praxis in einen produktiven Dialog miteinander zu bringen.

Der Versuch scheint gewagt, ist Burckhardts Bekenntnis zu Europa doch weithin bekannt und hat ihm in jüngerer Zeit den Vorwurf eingebracht, Eurozentrist gewesen zu sein. So schrieb er etwa angesichts der politischen Umwälzungen in Polen 1846 seinem Freund Hermann Schauenburg: «Untergehen können wir alle; ich aber will mir wenigstens das Interesse aussuchen, für welches ich untergehen soll, nämlich die Bildung Alteuropas.» Es bedarf keines weiteren Beweises, um Burckhardt als «Eurozentristen» zu etikettieren. Doch ausgerechnet der Globalhistoriker Osterhammel lässt den Vorwurf, der ihm als anachronistisches Totschlag-

argument ohnehin suspekt ist (33), nicht gelten, sondern unterscheidet für das 19. Jahrhundert zwischen einem «empirischen Eurozentrismus» und einem «Gesinnungseurozentrismus» (23). Jener, den er Burckhardt attestiert, anerkennt die «Grenzen des Wissbaren zu einer Zeit», während dieser die «wertende Gewissheit europäischer Überlegenheit» propagiert. So war es zwischen 1868 und 1873 etwa kaum möglich, sich in Europa über Ostasien oder Afrika überhaupt solide zu informieren. In Bereichen, in denen dies möglich war hingegen, etwa der Geschichte des Osmanischen Reiches, rezipierte Burckhardt den Forschungsstand (Hammer-Purgstall und andere) durchaus. Osterhammel argumentiert, dass sich der Basler Gelehrte in seiner antihegelianischen Geschichtsauffassung, in seiner Kritik an der Modernisierung sowie seiner tiefen Skepsis gegenüber dem Staat denn auch nicht als «Gesinnungseurozentrist» begreifen lässt. Geprägt durch seine Arbeit als Zeitungsredakteur, hatte Burckhardt sehr wohl einen «globalen Horizont», der sich auch in seinem Denken niederschlug. So referierte er in der Vorlesung zum «Revolutionszeitalter» ausführlich zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und dozierte in seinen Antikenvorlesungen über den «Alten Orient». Zu Burckhardts weitem Horizont passt auch seine Einsicht, dass für das Studium der mittelalterlichen Geschichte neben Latein und Griechisch vor allem Altfranzösisch und Arabisch unabdingbar seien; als Berliner Student zog er die Konsequenz und «trieb Arabisch», wie er seinem Freiburger Mentor Heinrich Schreiber berichtete.

Es geht Osterhammel jedoch ohnehin nicht darum, Burckhardt nach Massgabe heutiger Vorstellungen für die Geschichtswissenschaft zu «retten». Ebenso wenig möchte er ihn zum Begründer einer heutigen Welt- oder Globalgeschichte stilisieren, denn weder hat Burckhardt die Geschichte der Welt chronologisch erzählt, noch galten seine Bemühungen der «Provinzialisierung Europas». Gerade in dieser Perspektive und damit von heutiger Warte versteht Osterhammel die 1860er-Jahre als ein Schlüsseljahrzehnt «globaler Verdichtung», die Burckhardt zwar aus seinem Basler «Krähwinkel» beobachtet hat, dies jedoch mit weit offenem Visier tat. Denn dieses «randständige und behäbige Basel» war durch das sich industrialisierende Textilgewerbe ebenso international verflochten und global vernetzt, wie die Vermögen des Basler Patriziats bei französischen Banken lagen, mit denen (auch) der transatlantische Sklavenhandel kapitalisiert wurde. Über all dies war Burckhardt als Angehöriger ebendieses Patriziats, wenn auch dem Teil der «armen Kirchenmäuse» zuzurechnen, bestens informiert. Dieser Blick auf eine sich zunehmend globalisierende Gegenwart, so die Grundthese Osterhammels, prägen Burckhardts historisches Denken, das sich in seinen Vorlesungen insgesamt spiegelt sowie in derjenigen «Über das Studium der Geschichte» in ihrer Systematik am besten nachzeichnen lässt.

Doch was gewinnt man durch die Lektüre dieser Vorlesung für die heutige Globalgeschichte? Denn zur Darstellung und Analyse grossräumiger, kulturelle Grenzen überschreitender Netzwerkbildungen und Interaktionen, die sich methodisch um Dezentrierung weg von Europa und dem Westen bewegt, trägt Burckhardt *materialiter* kaum etwas bei. Osterhammels Antwort lautet anders und ist eine doppelte. Einerseits erkennt er in Burckhardts «Potenzenlehre», das heisst in der

Reflexion über die drei von ihm gewählten historischen Wirkmächten «Religion», «Staat» und «Kultur» eine Art von Modelldenken, das auch für heutige Analysen produktiv sein kann. Dabei gelten ihm weniger die Kategorien, die heute durch andere zu ersetzen wären, sondern deren dynamisch gedachte Interaktion als anregend. Dabei spielt die Trias eine wesentliche Rolle, legt sie den Schwerpunkt doch weniger auf dichotomische Deutungsmuster, sondern öffnet den Blick für ein Beziehungsgeflecht von, wie Burckhardt formulierte, «sechs Bedingungen». Die Potenzenlehre formuliert nicht das Wirken geschichtsmetaphysischer Kräfte, sondern ist vielmehr ein Hilfsmittel zur Darstellung von historischen Transformationsprozessen. Dieses Modell vermochte nicht nur das Besondere mit dem Allgemeinen zu verbinden, sondern ist selbst historisch wandelbar, weshalb es, so Osterhammel, auch für eine moderne Globalgeschichte im Sinne einer «Denkschule» gewinnbringend sein kann (71).

Andererseits dient ihm seine Relektüre für eine Kritik an der Globalgeschichte selbst. Dieser attestiert er nämlich wenig historische Tiefendimension, wenn es um die eigene Theoriebildung geht. Mit Burckhardts Vorlesung und in einer konsequent geführten Historisierung dessen, was «Weltgeschichte» um 1870 bedeuten und von wo aus und wie sie gedacht werden konnte, gelangt er zu einer kritischen Einschätzung seines eigenen Fachgebiets. Die Perspektive auf und die Reflexion von Geschichte, wie sie Burckhardt eingenommen und vollzogen hat, bieten trotz oder auch wegen ihrer «blinden Flecken» eine Warte, von der aus etwa die nationale Fixierung von Globalgeschichte trotz aller Metaphorik von Verflechtung produktiv zu hinterfragen ist. Burckhardts Skepsis gegenüber der Nation und deren Einbindung in die Potenzenlehre in eine Trias

«historischer Wirkmächte» bieten hier Ansatzpunkte.

Wesentlich Anteil daran hat Burckhardts Sprache, weshalb ihn Osterhammel auch als «Stichwortgeber» liest. Seine Wortschöpfungen bieten Sprachformeln von hoher Suggestionskraft und geringem Ideologiegehalt, weshalb sie auch heute noch anregend sind, ohne dass man sie deswegen in der eigenen Wissenschaftsprosa verwenden muss. Aus dem reichen Repertoire hebt Osterhammels «Schnellfäule» hervor, mit der Burckhardt den Untergang des Ancien Régime und Osterhammel selbst die Rückkehr von Nationalismus und Populismus seit 2016 beschreiben. Mit der Wortschöpfung der «Sturmlehre» berührt Osterhammel schliesslich Burckhardts Entdeckung der Krise als Gegenstand historischer Forschung, von der bereits Fritz Stern urteilte, sie sei Burckhardts wichtigster Beitrag an eine moderne Geschichtswissenschaft. Denn nicht nur behandelte Burckhardt in seinem Werk historische «Krisen» von der Spätantike bis in seine eigene Gegenwart, sondern er stellte zugleich Instrumente bereit, um diese in der Vielfalt ihrer historischen Erscheinungsformen zu analysieren.

Jürgen Osterhammel führt an seiner Relektüre von Burckhardts Vorlesung «Über das Studium der Geschichte» vor, wie sich Denktraditionen und Traditionskritik fruchtbar für unser eigenes Nachdenken über Geschichte miteinander verbinden lassen. Ohne Burckhardt zu einem Ahnen heutiger Globalgeschichte zu stilisieren, erläutert er, wie dessen Denken und Werk für die heutige Forschung zu aktualisieren ist.

Lucas Burkart (Basel)

Hannah Catherine Davies
Transatlantic Speculations
Globalization and the Panics of 1873

Columbia University Press, New York 2019, 248 p.,
 \$ 65.–

Hannah C. Davies' book offers an ambitious study of the panics and financial meltdowns of 1873 by combining elements of cultural and financial history. In the age of railroads, dizzying securities market activity, and international financial integration, the book looks into "the way contemporaries – before, during, and after the panic – forged, perceived, and experienced transnational capital flows and financial contagion" (xi) to provide new insights about the crises. It focuses on individual actors or sectors, such as bankers, promoters, investors, journalists, and policymakers in three countries: the United States, Germany, and Austria. As the main locations of the panics of 1873, these three countries are chosen as case studies because they offer a combination of commonalities and differences in terms of financial and regulatory structures that provide fertile ground to explore the ways in which the actors created, transmitted, processed, and interpreted financial information while teasing out the intricacies of the growing international integration and transatlantic connections in a period of consolidation of nation states.

In the first chapter, after discussing the economic and institutional context underlying the development of the financial bubbles that culminated in crises, Davies focuses on discursive factors by analysing contemporary investment manuals and stock market reports. These publications, which provided some explanations and basic advice on financial investment strategies and market price movements respectively, multiplied in the years preceding the panics of 1873 and, Davies contends, had an important role in the process of nor-

malization and legitimization of securities trading and the culture of financial speculation. While similar approaches appear to underpin the narrative of investment manuals in all three countries, much less uniformity and homogeneity is observed in market reports and the type of information transmitted. Little is said, however, on who were the main users of these publications and what part these actors played in the financial structure under which speculation and bubbles developed. Stockbrokers themselves were presumably among the main consumers for training and working purposes, but there must have been others as well, notably bankers. Although of importance in shaping behaviour and informing decisions, the ways in which – and the extent to which – these manuals and reports influenced the evolution of financial markets, or in what respect they led to different cultures or modalities of speculation and trading among market actors in the United States, Germany, and Austria, are not particularly evident and are not really discussed in the text.

The role of the discourse of financial information and investment is also addressed in Chapter Two, but here the focus is on newspapers and the financial press. As with investment manuals and reports, the number of financial publications and the place allocated to financial issues in newspapers significantly expanded in the period leading to 1873, particularly in the United States, where the financial press became a central element in the strategy of some bankers to advertise and sell their bonds, but also in Austria and Germany, where financial and non-financial corporations would regularly use them for publicity and to promote their shares. The press was the main channel of diffusion of securities prices and broader financial data on firms and markets, and the newspapers also provided their own economic analysis, becoming an important source of

information for investors. In this capacity, Davies' argument goes, newspapers and journalists created an atmosphere of optimism that contributed to the speculative bubble that would burst in 1873. Narratives of exuberance may be indeed a common feature in times of financial frenzy, but this does not necessarily help to figure out what happened. Were newspapers and journalists more influential in exacerbating the bubbles in the US than in Austria or Germany? If so, why and how exactly? These are central questions to improve our understanding of how the panics of 1873 built up, but no clear answers emerge from the analysis.

While transnational linkages and the interconnectedness of financial markets are at the heart of the book, they gain more direct presence in the narrative from Chapter Three onwards. Rather than international trade and capital flows, Davies considers the role of information and the transmission of news from one country to another, and how this influenced national debates and the way actors made sense of financial phenomena and related events. Advertisements on US railroads and securities, or articles on the development of US financial markets, would regularly appear in the Austrian and German press, and important discussions ranging from corporation and financial legislation to the “money question” and the role of the Gold Standard in the making of the crisis in these countries were interpreted in the light of American experiences. However, this “transnational consciousness”, Davies argues, was not symmetrical: “it was pronounced in Europe but much less in the United States” (54). She stresses that references to Austrian and German events were rather rare in the American press, but a key actor omitted from the survey of the press is Britain. The UK had a preponderant place in the international financial and monetary system at the time, with close ties to

the US securities and money markets, and it was also hit by the crisis, which raises the question of whether the transnational components of American interpretations and debates did not come from there. Of course Britain is not among the case studies; nevertheless it may deserve some more consideration for helping to create better understanding of the shaping and development of the global consciousness of finance – in the United States in particular, but also in Austria and Germany, given its international importance and financial connections with them.

The last chapter addresses the problems of corruption in the financial markets and the debates among policymakers and legal experts on regulatory issues. After discussing the case of some fraudulent schemes used by promoters and the different extent of the trials that followed the crash in the three countries, Davies analyses the connections between the overhaul of the German corporation law in 1870, the crisis of over-speculation, and how legislators and jurists looked to correct the respective shortfalls when reforming the legislation in the aftermath of the panics. Davies points to the link between the deregulation of promoters' licenses and the surge of new corporations in the run-up to the crisis, but she makes only passing reference to capital market regulation (137). To the extent that promoters relied on raising capital in the Stock Exchanges to fund the new corporations, the institutional or legal aspects that ruled the issue of bonds or shares are key factors in the development of the bubbles, but they have not been considered in the analysis. The listing requirements and application procedures, for instance, were not the same across the Stock Exchanges, and they could be considerably more rigorous in some cities or countries than others, providing opportunity for regulatory arbitrage. Hence, this did not only affect the fundraising strat-

egies of promoters and their capacity to create companies, but also the international flow of capital and the transnational connections of countries.

By exploring a large variety of original, primary, and contemporaneous secondary sources across the three countries, this book makes the case that national discourses and narratives of domestic and international events need to be considered when explaining the creation, development, and resolution of the financial crises of 1873. What I found of concern is the lack of a unifying question or clear common thread in the narrative, as well as a more systematic analysis of sources and actors throughout the chapters. Because of this, many readers may find the analysis inconclusive in that, in the end, it is difficult to grasp exactly how all these factors shaped the interpretative framework and behaviour of policymakers and market actors, and the extent to which they contributed to exacerbate or alleviate the economic and institutional problems underlying the panics and their international transmission.

Sebastian Alvarez (Oxford)

Patricia Purtschert
Kolonialität und Geschlecht
im 20. Jahrhundert
 Eine Geschichte der weissen Schweiz
 transcript Verlag, Bielefeld 2019, 370 S., € 29.99

Patricia Purtscherts jüngstes Werk als «Pionierarbeit» zu bezeichnen, wäre unangebracht. Dies liegt aber nicht am fehlenden Neuigkeitswert der Studie, sondern daran, dass die Autorin in ihrer Arbeit die koloniale Genealogie genau solcher Begriffe auf überzeugende Weise aufzeigt. Purtschert, die das Forschungsfeld der «Postkolonialen Schweiz» in den letzten Jahren nachhaltig mitgeprägt hat, liefert

mit dieser Arbeit ihren bisher umfangreichsten Beitrag zur Neufokussierung der Geschichte der modernen Schweiz unter dem Blickwinkel der Kategorien von Geschlecht, Kolonialität und – wie im Untertitel angedeutet – «Rasse».

Das vorliegende Werk, das auf der Habilitationsschrift der Philosophin und Kulturwissenschaftlerin beruht, reiht sich in das spärlich besetzte Regal von Monografien ein, die die Schweizer Geschichte unter dem Blickpunkt ihrer kolonialen Verstrickungen untersuchen. Im Vergleich zu den bisherigen Veröffentlichungen liegt Purtscherts Innovation in der zentralen These, wonach Themen wie Rassendenken oder die Wechselwirkung zwischen Kolonialismus und Moderne nicht nur für das historische Verständnis der «Schweiz anderswo» zentral sind. Vielmehr lässt sich die Geschichte der Schweizer Komplizenschaft in der Reproduktion ungleicher kolonialer Machtverhältnisse eben auch auf «Schweizer Boden» finden und nachverfolgen. Purtschert untersucht, wie die schweizerische Verwicklung in Projekten von kolonialer Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung auf die Schweiz rückwirkte und fokussiert diese Frage anhand zweier Figuren, die für die Selbst- und Fremddarstellung der Schweiz im 20. Jahrhundert wegweisend waren: die Hausfrau und der Bergsteiger. Ziel der Studie ist es, aufzuzeigen, bis zu welchem Grade Nationen wie die Schweiz – die einen «Kolonialismus ohne Kolonien» praktizierten – von einem «kolonialen Imaginären» geprägt waren (und es noch sind). Analysiert werden dazu Quellen, die als historische Repositorien des Schweizerischen Allgemeinwissens über die erwähnten Figuren gelten können: Populärliteratur, Tageszeitungen, Reklamen in Illustrierten Zeitschriften, Werbeplate. Aus dieser breiten Materialschau wird eine Auswahl illustrativer Bilder und Textpassagen einem *close reading* un-

terzogen und in Bezug auf hegemoniale Imaginationen in anderen – eingehender erforschten – kolonialen Konstellationen transnational verordnet. Die historische Studie von Patricia Purtschert ist damit stark im Kulturanalytischen verankert und geht davon aus, dass das Populäre als Ausdruck von normalisierten und deshalb weitgehend unsichtbaren (kolonialen, rassistischen und/oder sexistischen) Vorannahmen zu verstehen ist, auf denen die akzeptierten gesellschaftlichen «Wahrheiten» basieren.

Purtschert eröffnet ihre Studie mit einer detaillierten Einführung in die methodologischen Konzepte, die ihr in der anschließenden Analyse als Werkzeuge dienen.

Das Ergebnis ist eine konzise Übersicht zum Zusammenspiel von postkolonialer Theorie, Geschlechtergeschichte und der Critical-Race-Forschung. Dabei werden die relevantesten Erkenntnisse dieser Felder fallspezifisch für die historische und politische Position der Schweiz erläutert. Das erste Kapitel untersucht Vorstellungen und Interpellationen der Schweizer Hausfrau in den 1930er-Jahren, um diskursive Manifestationen von kolonialen, geschlechtsspezifischen und rassifizierten Differenzkategorien rund um diese Figur zu thematisieren. So wird elaboriert, wie Warenrassismus, rassenhygienische Vorstellungen und Zivilisationsdiskurse zur Popularisierung des bürgerlichen Ideals der «Nurhausfrau» in der Schweiz des frühen 20. Jahrhunderts beitrugen: Während dieses Ideal im Landesinneren als soziales Aufstiegsangebot des weissen Bürgertums an die Frauen des Mittelstandes und der Arbeiterklassen fungierte, avancierte diese Norm im globalen Vergleich zum Versprechen, zu einer «weisen und reinen», technisch entwickelten Modernität dazuzugehören. So wurde die Unzufriedenheit, die sich durch wachsende soziale Ungleichheiten und durch die Verhärtung bestehender Geschlechter-

hierarchien auszubreiten drohte, durch die Projektion des erstrebenswerten – durch korrektes Klassen- und Konsumverhalten erreichbaren – «weissen (Familien-) Glücks» der Hausfrau abgefedert. Während sich also der reale Handlungsspielraum der Frauen in der Schweiz in den 1930er-Jahren verengte, öffnete sich ihr imaginärer Horizont hin zur imperial geordneten Welt. Dort konnten sich diese Frauen als Teil einer beneidenswerten «zivilisierten» Nation fühlen, die den nicht-weissen Gesellschaften überlegen waren. Das zweite Kapitel widmet sich der Figur des Bergsteigers im «goldenen Zeitalter des Himalaya-Bergsteigens» der 1950er-Jahre. Wie an der Figur der Hausfrau untersucht Patricia Purtschert anhand der Figur des Bergsteigers sowohl soziale Differenzen innerhalb der imaginierten Schweizer Nation wie auch die Positionierung der Schweiz im globalen Kontext. Der bürgerliche Bergsteiger nahm schon im späten 19. Jahrhundert gegenüber den Schweizer Bergregionen, die er zu besteigen und erforschen suchte, eine imperiale Perspektive ein. Im eurozentrischen Fortschrittsdenken definierte die städtische Moderne sich durch ihre Vorherrschaft gegenüber der primitiven Ursprünglichkeit, die im patriotischen Diskurs der Schweiz durch die ländlichen Alpen repräsentiert war. Nach dem Zweiten Weltkrieg bot die Teilnahme am Wettrennen um die Erstbesteigung der 8000er-Gipfel im Himalaya-Gebiet der Schweizer Öffentlichkeit die Gelegenheit, sich mit bisherigen westlichen Kolonialmächten zu messen, gewisse Berge für sich «zu gewinnen» und die koloniale Eroberungspotenz sowie den imperialen Entdeckergeist der Nation auf der globalen Bühne zu inszenieren. Der Diskurs zur patriotischen Einbindung der territorialen Schweiz in eine gemeinsame «imaginäre Gemeinschaft» durch die Bergsteiger, die als Sinnbild der Schweizer Nation fungierten, kann also nicht un-

abhängig vom «kolonialen Imaginären» verstanden werden.

Purtschert gelingt es im vorliegenden Werk, Themen der Schweizer Geschichte neu zu beleuchten und zu zeigen, wie gewinnbringend eine Einbettung dieser Themen in imperiale Räume und transnationale Geschlechterdiskurse sein kann. Die in ihrem jeweils gleichzeitig nationalen und transnationalen Referenzrahmen besprochenen Diskursbeispiele veranschaulichen eindrücklich, dass sich auch die Schweiz mit der kolonialen Schattenseite ihrer Modernisierungsnarrative auseinandersetzen muss. Diese zentrale Aussage der Studie vermag – trotz der komplexen und oft multidimensionalen Argumentationen – zu überzeugen. Die Fokussierung auf zwei Figuren – die Hausfrau und den Bergsteiger – ermöglicht es der Autorin, ihre Argumente in einer kohärenten Grobstruktur einzubetten und ihren Aussagen eine wirkungsmächtige Einprägsamkeit zu verleihen.

Da allerdings zahlreiche, auf verschiedenen Ebenen angeführte Beispiele und Argumente unter einem dieser zwei «Schirme» Platz finden müssen, leidet die interne Kohärenz der zwei Hauptkapitel. Dies erschwert es den Leser*innen, die untersuchten historischen Fallbeispiele nicht bloss als ausgewählte, in die Beweisführung der Autorin passende Einzelfälle zu verstehen, sondern als repräsentativ für hegemoniale Kulturphänomene. Teilweise hätte die Studie deshalb davon profitiert, historische Texte und Abbildungen nicht nur einer höchst detaillierten diskursiven Analyse zu unterziehen, sondern die Quellen vielmehr sozial- und/oder wirtschaftshistorisch einzuordnen und hinsichtlich ihrer Repräsentativität, ihres Publikationskontextes und ihrer Rezeption zu interpretieren.

Als historiografische Intervention und Wegweiser zu den aufregenden neuen Pfaden, die sich in der schweizerischen

Geschichtsforschung mit Blick auf postkoloniale und geschlechterhistorische Perspektiven aufzudecken, ist die vorliegende Arbeit besonders gelungen. Viele der vorgebrachten Teilargumente präsentieren sich in diesem Sinne – trotz teilweise schwacher Generalisierbarkeit – als innovative Denkanstöße und Interpretationsalternativen für eine grosse Bandbreite an Themen. Purtscherts Studie ist damit eine für den Einstieg ins Forschungsfeld der Schweizer Kolonial- und Geschlechtergeschichte unentbehrliche Lektüre.

Claire Louise Blaser (Zürich)

Lucas Federer, Gleb Albert, Monika Dommann (éd.)
Archive des Aktivismus
 Schweizer Trotz*ist*innen im Kalten Krieg

(Ether 02) intercom Verlag, Zürich 2018, CHF 15.– / Open Access (E-Book)

Cet ouvrage collectif, consacré à l'extrême gauche trotskyste en Suisse durant la guerre froide, est composé des travaux d'étudiants réalisés dans le cadre d'un séminaire de maîtrise en histoire de l'Université de Zurich, sous la direction des trois éditeurs. Il étudie un courant peu connu de l'histoire des gauches helvétiques durant la guerre froide – à l'exception de la décennie post-1968 qui a en particulier fait l'objet d'une monographie de Benoît Challand publiée en 2000, d'une thèse de doctorat de Nuno Pereira en 2015, centrée sur les activités de solidarité internationale de l'extrême gauche et, en 2018, d'un livre fondé sur les témoignages rétrospectifs d'anciens militants, rédigé par Jacqueline Heinen. L'originalité de la présente étude est notamment d'explorer, à l'aide de sources pour une large part inédites, les années précédant 1968.

Une introduction générale signée de Lucas Federer et Gleb Albert offre une vue d'ensemble bienvenue de l'histoire de ce courant, dans la mesure où elle compense le caractère fragmenté du reste de l'ouvrage, dû à la portée inévitablement limitée de textes issus de travaux de séminaire. Les auteurs rappellent que les trotskystes sont actifs sur le territoire de la Confédération depuis le début des années 1930. À cette date, des militants quittent le Parti communiste suisse (PCS) pour fonder la *Marxistische Aktion der Schweiz*, en dénonçant la mise au pas brutale de la société soviétique par le régime autoritaire de Joseph Staline et l'inféodation du PCS à la ligne politique désormais dictée depuis Moscou. Ces activistes – quoique réprimés par les autorités suisses durant le second conflit mondial et contraints à la clandestinité – parviennent toutefois à reconstituer une petite structure organisationnelle dès 1945. Il s'agit du groupe *Proletarische Aktion*, présent à Zurich et à Bâle, et qui édite un journal du même nom (on regrettera que les auteurs omettent de mentionner au sujet de ce groupe le mémoire de Jean-François Marquis, défendu à l'Université de Genève en 1983).

À ce moment, les trotskystes ont l'espoir que le cycle de contestation dans le monde du travail et la poussée à gauche de la sortie de guerre permettent à leur courant politique de s'agrandir. Mais cet espoir est vite douché par la paix du travail et le conservatisme politique qui regagnent du terrain en Suisse dès le début de la guerre froide. Ce climat vaut du reste à l'organisation une surveillance policière intrusive, comme le rappelle une contribution à l'ouvrage signée par Lucas Federer, qui développe par ailleurs une réflexion méthodologique intéressante sur l'apport et les limites des fiches de police pour la recherche historique.

Malgré l'attention que leur accorde la police, les militants trotskystes demeurent

très minoritaires à gauche, à l'ombre du Parti socialiste (PS), dont l'intégration au système politique helvétique se renforce, et du Parti du travail (PdT), aligné sur l'Union soviétique. Pour rompre cet isolement, les trotskystes cherchent à créer une organisation de gauche radicale plus large, regroupant des syndicalistes combattifs ou des militants déçus par la ligne modérée du PS ou encore par le soutien du PdT au régime soviétique. Ces efforts se concrétisent par la fondation, en 1951, de la *Sozialistische Arbeiterkonferenz* (*Sozialistischer Arbeiterbund* dès 1952), qui édite le journal *Arbeiterwort*. Point étonnant, qui fait l'objet du chapitre de Nicolas Hermann dans le présent ouvrage, cette nouvelle organisation bénéficie de l'appui financier discret d'un industriel suisse qui connaît alors un grand succès commercial à travers la production de réfrigérateurs: il s'agit de Hans Stierlin, militant trotskyste depuis sa jeunesse. Ce dernier met en place dans son entreprise, *Sibir*, des conditions de travail très favorables par rapport aux standards de l'époque, notamment la semaine de 43 heures dès 1944 (40 heures dès 1971); cependant, les employées restent moins bien payées que leurs collègues masculins, révélant les limites de l'avant-gardisme social de l'entreprise.

Au tournant des années 1950 et 1960, deux campagnes politiques permettent aux militants du *Sozialistischer Arbeiterbund* de gagner en influence. La première, analysée dans la contribution de Christian Futter, consiste en des actions de solidarité avec les combattants algériens en lutte contre l'État colonial français. Cet activisme passe notamment par l'aide à des combattants algériens réfugiés en Suisse pour échapper à la répression exercée par le pouvoir français. Plus généralement, la solidarité internationale avec les mouvements de décolonisation dans les pays de ce qu'on nomme alors le tiers-monde est

au cœur du militantisme trotskyste durant la guerre froide, comme le rappelle l'article de Michiel van Gulpen. Toutefois, l'évolution politique des régimes issus des luttes d'indépendance suscite souvent la déception des militants trotskystes: ainsi, le coup d'État d'Houari Boumédiène de 1965 en Algérie est dénoncé par l'*Arbeiterwort*.

La seconde campagne importante menée au tournant des années 1950 et 1960 est dirigée contre le projet, annoncé par le Conseil fédéral en 1958, de doter l'armée suisse de la bombe atomique. Srdjan Dragojevic analyse la participation active de militants trotskystes suisses, en particulier Heinrich Buchbinder, au mouvement international contre l'armement atomique. Le parcours de cette figure en vue du courant trotskyste, qui évolue vers la social-démocratie à la fin des années 1960, est par ailleurs détaillé dans la contribution de Christian Gross.

Les mouvements sociaux de 1968 et des années suivantes offrent un nouveau souffle au mouvement trotskyste. En effet, le rejet aussi bien de l'intégration gouvernementale de la social-démocratie que des régimes autoritaires de l'Est, deux piliers de l'orientation politique des militants trotskystes depuis le début de la guerre froide, entre en résonance avec les préoccupations des jeunes contestataires de 1968. De jeunes militants en rupture avec le PdT fondent ainsi en 1969 la Ligue marxiste révolutionnaire (LMR), qui prend le relais du *Sozialistischer Arbeiterbund*, tout en bénéficiant d'une implantation plus large, avec notamment des sections en Suisse romande et au Tessin, alors que le mouvement trotskyste peinait, depuis 1945, à s'étendre au-delà de Zurich et de Bâle. Passé l'âge d'or des années post-1968, le militantisme trotskyste s'essouffle et la LMR – devenue Parti socialiste ouvrier (PSO) en 1980 – se dissout à la fin des années 1980 dans des alliances

plus larges de la gauche alternative, à l'instar de la *Sozialistische Grüne Alternative* dans le canton de Zoug. Deux textes du recueil portent sur la LMR. Le premier, de Matthias Fässler, retrace le combat de l'organisation contre les initiatives xénophobes de James Schwarzenbach et pour les droits des travailleurs saisonniers, une problématique que la LMR reproche aux autres partis de gauche de négliger par opportunisme et électoralisme. Bien que majoritairement composée de militants bénéficiant d'un niveau de formation élevé, la LMR déploie par ailleurs de gros efforts pour s'adresser à la classe ouvrière immigrée, notamment en éditant des journaux et des tracts dans des langues de l'immigration comme l'espagnol. La seconde contribution, d'Antje Rihm, est consacrée à la place des femmes et du féminisme au sein de la Ligue. Comme dans les autres organisations de gauche des années 1970, cette place est loin d'être égale à celle des hommes, des militantes se plaignant ainsi d'être reléguées trop souvent à des tâches de secrétariat. La volonté de certaines d'entre elles de s'organiser en groupes non mixtes, pour mieux combattre la domination masculine, suscite des tensions internes au sein de l'organisation. Ces inégalités persistantes dans le groupe n'empêchent pas la LMR de s'engager pour les causes qui sont au cœur de la lutte féministe des années 1970, notamment l'égalité des droits, la libéralisation de l'avortement ou la protection de la maternité dans les rapports de travail.

Ce livre collectif ouvre de nombreuses perspectives de recherche: ainsi, les causes du déclin de la gauche radicale post-1968 dans les années 1980, peu explorées dans le présent ouvrage et dans les recherches publiées à ce jour, mériteraient une étude plus approfondie. Il serait par ailleurs stimulant d'analyser, en comparaison, le développement des courants

trotskyistes à l'échelle de l'Europe occidentale en fonction des différentes configurations politiques nationales.

Hadrien Buclin (Lausanne)

AutorInnen

Les auteurEs

Romed Aschwanden

Dr. des., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Departement Geschichte der Universität Basel und Geschäftsführer des Urner Instituts «Kulturen der Alpen» an der Universität Luzern. Forschungsschwerpunkte: europäische Geschichte, Umweltgeschichte, Geschichte der Alpen.

romed.aschwanden@kulturen-der-alpen.ch

Andreas Bäumler

MA, Forschungsmitarbeiter im SNF-Projekt Gebirgskrieg und Reduit in der Literatur. Prekäre Alpen in national-imperialer Verschränkung, Kultur- und Literaturwissenschaften, Universität Luzern.

andreas.baeumler@unilu.ch

Rachele Delucchi

Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Technikgeschichte der ETH Zürich. Promotion in italienischer Sprachwissenschaft an der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkte: Technik- und Wissenschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert mit Fokus auf die Schweiz.

rachele.delucchi@history.gess.ethz.ch

Felix Frey

Dr. sc., Historischer Fachexperte, Bundesamt für Landestopografie swisstopo. Promotion in Geschichte an der ETH Zürich. Forschungsschwerpunkte: Technik- und Wissenschaftsgeschichte der Kartografie im 19. und 20. Jahrhundert.

felix.frey@swisstopo.ch

Jan Hansen

Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Promotion in Neuerer und Neuester Geschichte in Berlin. Forschungsschwerpunkte: Infrastruktur-, Stadt- und Umweltgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert; ferner Geschichte des Kalten Krieges sowie von sozialem Protest.

jan-eric.hansen@geschichte.hu-berlin.de

Thomas Maissen

Professor für Neuere Geschichte, Universität Heidelberg, seit 2013 Direktor des Deutschen Historischen Instituts Paris. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der politischen Ideen, der Staatsbildung, der symbolischen Repräsentation und der Schweiz.

tmaissen@dhi-paris.fr

Dolores Martín Moruno

Professeure assistante d'histoire, Institut Éthique Histoire Humanités basée à la Faculté de médecine de l'Université de Genève. Responsable du projet FNS Professeur Boursier «Ces femmes qui ont fait l'humanitaire: une histoire genrée de la compassion de la Guerre franco-prussienne à la Seconde Guerre mondiale». Elle a récemment publié avec Beatriz Pichel, *Emotional Bodies. The Historical Performativity of Emotions*, University of Illinois Press 2019, ainsi que «Feminist Perspectives on the History of Humanitarian Relief» dans la revue *Medicine, Conflict and Survival* (2020).

dolores.martinmoruno@unige.ch

Franziska Neumann

Dr. des., wissenschaftliche Mitarbeiterin an dem Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit, Universität Rostock. Promotion an der TU Dresden mit einer Arbeit zu Formalisierungsprozessen in der sächsischen Bergverwaltung im 16. Jahrhundert. Forschungsschwerpunkte: Geschichte vormoderner Organisationen, Abfallgeschichte, Bergbaugeschichte, Verwaltungsgeschichte, Umweltgeschichte und Reformationsgeschichte.

franziska.neumann@uni-rostock.de

Hilke Thode-Arora

Dr. phil., Ethnologin, Leiterin der Abteilung Ozeanien und Referentin für Provenienzforschung am Museum Fünf Kontinente in München, forscht und publiziert seit mehr als 30 Jahren über Völkerschauen und hat 2014 eine Ausstellung zum Thema kuratiert. Ihre bekanntesten Werke sind *Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeck'schen Völkerschauen* (1989) und *From Samoa with Love? Samoa-Völkerschauen im Deutschen Kaiserreich. Eine Spurensuche* (2014).

hilke.thode-arora@mfk-weltoffen.de

Andreas Thürer

Dr. phil., Historiker, pensionierter Lehrer für Geschichte und Italienisch an der Pädagogischen Maturitätsschule in Kreuzlingen, diverse Publikationen zur 1918

entstandenen Rechten, zu politischen Spannungen in der Zwischenkriegszeit
sowie zum Tessin im Jahr 1918.

andreas.thuerer@gmail.com

Heftschwerpunkte Dossiers thématiques

traverse 3 (2020)

Mobilität

Die Erforschung der Alltagsmobilität von Menschen und Dingen tritt vermehrt neben die Betrachtung reiner Verkehrsphänomene. In ihrer täglichen Ausprägung ist sie Teil der materiellen Kultur. Sie umfasst kulturelle, soziale und ökonomische Aspekte, Wissensbestände oder Routinen. Sie findet gleichermaßen in der gebauten Umwelt wie in der imaginierten Landschaft statt. Das Konzept der Mobilität bezieht sich nicht nur auf Infrastrukturen, technische Artefakte, Transportleistungen und verkehrspolitische Weichenstellungen. Vielmehr gilt es, auch die sozioökonomischen und raumstrukturellen Potenziale von Verkehrssystemen in den Blick zu nehmen. Thematisiert wird die kulturelle, die geschlechter-, die schicht- oder etwa die altersspezifische Bedingtheit von Mobilitätspraktiken. Für die Mobilität sind nicht zuletzt auch Phänomene konstitutiv, bei denen die Vielzahl individueller Entscheidungen in gegebenen Rahmenbedingungen in eine bestimmte Richtung wirken, ohne dass diese aber Ziel einer verkehrspolitischen Intention oder Resultat einer technischen Innovation gewesen wären. So landet nicht selten im Stau, wer möglichst schnell auf Hauptstrassen vorwärtskommen will, weil viele andere dies auch wollen. Und es entstehen dort neue Trampelpfade, wo viele einzelne vom Weg abweichen.

So verstandene Mobilität beschränkt sich selbstverständlich nicht auf die Zeit der Moderne. Das Feld der Mobilitätsforschung ist inter- und transdisziplinär. Theorie- und Methodenangebote finden sich in Anthropologie, Geografie, Ökologie, Psychologie, Soziologie, Verkehrswissenschaft. Die historische Mobilitätsforschung fokussiert sowohl auf die Entwicklung individueller oder gruppenspezifischer Bewegungen als auch auf die Potenziale zu solchen. Das Quellspektrum der historischen Mobilitätsforschung ist gleichzeitig vielfältig und prekär, es reicht von literarischen Quellen bis zu amtlichen Statistiken. Zum Tragen kommen sowohl diskursanalytische Verfahren und kulturgeschichtliche Ansätze als auch traditionelle Herangehensweisen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Die aktuelle sozialwissenschaftliche Forschung steht stark im Zeichen des «new mobilities paradigm» (Urry, Sheller, Cresswell). An dieses schliessen wir einerseits direkt an, andererseits wollen wir es aus einer historiografischen Perspektive auch kritisch diskutieren.

traverse 3 (2020)

Mobilité

L'étude de la mobilité quotidienne des individus, des marchandises et des objets va bien au-delà de l'observation des seuls phénomènes concernant les transports. Dans sa dimension quotidienne, la mobilité génère une culture matérielle. Elle comprend des aspects culturels, sociaux et économiques, elle produit des savoirs et des routines. Elle s'inscrit autant dans un environnement bâti que dans un paysage imaginé. Le concept de mobilité ne fait pas référence uniquement à des infrastructures, à des artefacts techniques, au volume du trafic ou aux décisions politiques en matière de transports. Il s'agit plutôt de prendre en compte les enjeux socioéconomiques et spatiaux des systèmes de transport et de mettre au centre des discussions les conditionnements culturels, de genre, sociaux et spécifiques à l'âge des pratiques de la mobilité. Pour l'analyse de la mobilité quotidienne, il est essentiel aussi de prendre en compte les phénomènes qui permettent de comprendre comment la diversité des décisions individuelles dans des contextes spatiaux donnés converge vers une même direction, sans que cela soit pour autant le but d'une politique des transports ou le résultat d'une innovation technique. Ainsi, il n'est pas rare qu'une personne voulant avancer le plus rapidement possible sur la route principale se retrouve prise dans un embouteillage, car d'autres suivent le même but; ou que se créent de nouvelles pistes, lorsque plusieurs personnes s'écartent d'un chemin.

La mobilité ainsi définie ne se limite évidemment pas à la période contemporaine. Le champ de recherche de la mobilité est inter et transdisciplinaire. Les outils théoriques et méthodologiques sont empruntés à l'anthropologie, à la géographie, à l'écologie, à la psychologie, à la sociologie et à la science des transports. La recherche historique en ce domaine se concentre sur le développement de mouvements individuels ou spécifiques à des groupes, ainsi que sur leurs enjeux. Le spectre de sources à disposition de l'historien et de l'historienne est à la fois hétérogène et problématique, et s'étend des sources littéraires aux statistiques officielles. Leur étude se fonde aussi bien sur les procédures de l'analyse discursive et sur les approches de l'histoire culturelle que sur les méthodes traditionnelles de l'histoire économique et sociale.

La recherche actuelle en sciences sociales est fortement marquée par le «New Mobilities Paradigm» (Urry, Sheller, Cresswell). Si nous nous associons à cette position, nous souhaitons également la discuter dans une perspective historiographique.

traverse 1 (2021)

Richesse: un reflet des cinquièmes Journées suisses d'histoire

Du 5 au 7 juin 2019 se sont tenues à l'Université de Zurich les cinquièmes Journées suisses d'histoire qui ont réuni plus de 800 personnes. Le volume 1/2021 de *traverse* en présentera un reflet, en offrant à la lecture deux conférences *keynotes*, celles de Joel Kaye et de Beshara Doumani, ainsi qu'un panorama de cinq contributions explorant le concept de richesse, selon les axes des Journées, en tant que ressource, travail, pouvoir ou savoir et cela à travers les différentes époques. *Traverse* contribue ainsi à la pérennisation de ce moment fort pour la discipline historique en Suisse et témoigne de la qualité et de la diversité des recherches présentées au cours des Journées suisses d'histoire.

traverse 1 (2021)

Reichtum: Einblick in die fünften Schweizerischen Geschichtstage

Im Juni 2019 fanden die fünften Schweizerischen Geschichtstage mit über 800 Teilnehmer*innen statt. Sie beschäftigten sich in 70 Sektionen und drei Keynote-Vorträgen mit dem Thema Reichtum. Nr. 1/2021 der *traverse* publiziert eine Auswahl mit Beiträgen der Geschichtstage, darunter zwei der Keynote-Vorträge (von Joel Kaye und Beshara Doumani). Das Themenheft versammelt Artikel, die das Konzept Reichtum als Ressource, Arbeit, Macht oder Wissen untersuchen und die für die an den Geschichtstagen vertretenen unterschiedlichen Regionen, Epochen und Themenfelder stehen. In der Auswahl zeigen sich die Qualität und die Diversität der geschichtswissenschaftlichen Forschung der Schweiz.